Buch- & Kunst-
handlung
G. A. v. HALEM
Bremen.

Siegelringe.

Eine ausgewählte Sammlung

politischer und kirchlicher

Feuilletons.

Von

Ferdinand Kürnberger.

Hamburg.
Verlag von Otto Meißner.
1874.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/siegelringeeinea01krnb

RBR
Jantz
#153

Vorrede.

„Siegelringe" glaubte ich in der Metapher nicht unpassend jene kleinen literarischen Schmucksachen nennen zu dürfen, welche man ohne Metapher „Feuilletons" nennt. Geringen Umfangs, niedlich und handsam in der Form, der räumlichen Ausdehnung nach vielleicht die kleinsten unter den Kunstwerken in Prosa, drücken sie der entfliehenden Erscheinung des Augenblicks ein scharf geschnittenes Gepräge auf, und, indem sie die Thatsache stempeln, das Objekt, bilden sie noch viel graphischer das Subjekt ab, deßen für alle Zeiten stylisirte Karakterzüge in Denk- und Ausdrucksweise, in Haltung und Vortrag mit der typischen Symbolik eines Monogramms oder eines Wappens sich beurkunden, so daß die Urkunde fast eine juridische Beweis-Sicherheit gewinnt, mit welcher Jedermann sagt: das ist das Siegel dieses Mannes und keines anderen Mannes.

Mißverständlich könnte dabei nur der Nebenbegriff des Werthvollen, des Edlen und Kostbaren sein, welcher in die Metapher „Siegelringe" hineinspielt, und welcher einen anspruchsvollen Doppelsinn auszudrücken schiene, deßen beabsichtigte Wahl ich nicht verantworten möchte. Glücklicherweise aber dient ein Siegelring zunächst doch nur zum Siegeln, wozu er einzig die Eigenschaft der Festigkeit braucht; der Stoff dagegen bedingt keinerlei hoffährtige Luxusgedanken und steht es Jedem frei, auch an Kupfer,

Eisen, Zink und andere bescheidene Stoffe zu denken. Soll es doch in den Tagen des Aristophanes sogar Siegelringe — aus wurmstichigem Holze gegeben haben, womit z. B. die alten Athener das Schloß ihrer Frauengemächer in Wachs übersiegelt, hoffend, daß das Siegel so leicht nicht aufzubrechen, weil die krause Figuration einer wurmstichigen Holzfläche so leicht nicht nachzuahmen. Freilich werden die attischen Schlauköpfe auf diese sinnreiche Art schwerlich ihre alten und häßlichen Frauen verwahrt haben, sondern hinter dem wurmstichigen Siegel gab es gewiß nur Feines und Anmuthiges, war Jugend, Schönheit und Grazie zu Hause. So leicht also wäre das Kunststück Richelieu's, in drei unschuldigen Worten einen Menschen schuldig zu finden, daß auch in diesem Falle, und jetzt erst recht, der Verdacht jener mißliebigen Schuld aufkommen könnte, welche den Lucifer vom Himmel und den Joseph in die Cisterne gestürzt.

Aber habe ich den Verdacht nicht ungerecht im Verdacht? Will man mich stürzen? Und Wer will mich stürzen? Ist wirklich ein Grund vorhanden, die kritischen Richelieu's zu fürchten? Bei dieser Frage, scheints, darf ich mich über die Wahl meines Titels wieder beruhigen, denn ich sehe zwar die anfechtbare Seite desselben, aber ich sehe die Anfechtung nicht. Im Gegentheile! Wenn sich die Kritik mit dem Publikum einsfühlt — ungefähr wie nach Bismarck auch Regierung und König zum Volke zählen, — so hätte ich mich der freundlichsten Kritik zu versehen, denn das Publikum hat mich freundlich genug behandelt. Es hat meine feuilletonistischen Gedankenspiele mit einer Theilnahme begleitet, welche den Tag und die Gelegenheit weit überdauerte, und welche sich in dem oft wiederholten Wunsche kundgab, das seiner Natur nach Zerstreute und Vereinzelte gesammelt, commassirt und arrondirt zu besitzen. Wohl ein zweites Buch, und vielleicht so stark wie das gegenwärtige, wäre mit Zuschriften anzufüllen, worin mir freundliche, nicht selten enthusiastische Leser bald

den guten Rath, bald „die dringende Pflicht" ans Herz legten, das frivole Flattergeschlecht der Feuilletons, das man heute besitze und morgen nicht mehr, sauber in Buchform aufzuspießen und mit einigem Ernste zur Unsterblichkeit zu zwingen. Einem Publicisten, welcher seit vierzehn Jahren schon nichts Größeres mehr publicirt, die liebgewordene Rolle des Cunctators aus der Hand zu spielen, bedurfte es vielleicht wirklich „so vieler Freunde liebevolles Drängen" wie Egmont sagt, und wäre von einem verdienstlichen Werke die Rede, so möchte es Stimmen genug geben, welche sich im Stillen, vielleicht auch öffentlich, denn es sind die ersten literarischen Namen darunter, ihren Antheil daran zuzusprechen Lust, wenigstens Recht hätten. Jedenfalls erscheint hier ein Buch, welches weit mehr, als seinen eigenen Autor, das Publikum selbst und eine fast gebieterische Initiative des Publikums zu seinem Herausgeber hat.

Ich will damit keineswegs die Verantwortlichkeit, die ich als Autor zu tragen habe, von mir abgewälzt, oder auch nur getheilt und vermindert haben. Mit nichten! Was immer ein mündiges Vernunftwesen thut, das vertritt es unter allen Umständen persönlich, es mögen noch so viele Personen als moralisch mitwirkende Partner seines Thuns betheiligt erscheinen.

Nur Folgendes darf ich billigerweise zu bedenken geben. Die Hälfte, ja die größere Hälfte dieser Sammlung sind politische Feuilletons. Als solche haben sie sich, wie z. B. unter Belcredi und Hohenwart, gelegentlich an politischen Kämpfen betheiligt, und diese Kämpfe waren einst — Titanenkriege, sind aber heute — Froschmäuslerkriege. Der geschriebene Buchstabe blieb, aber die Stimmung des Lesers nicht. Wie nahe liegt die Gefahr, daß die veränderte Stimmung nun ein verändertes Urtheil werde! Hier ist es, wo ich an die Billigkeit appelliren darf. Die ganze Ungunst, die man den Zahn der Zeit nennt, ist auf meiner Seite; aber, indem ich die Probe davon zu bestehen habe,

besteht im Grunde auch der Leser die seinige. „Schön ist, was mit uninteressirter Lust gefällt;" hat Kant definirt, und jetzt muß es sich zeigen, ob meine alten Leser und Liebhaber, die mir einst Beifall geschenkt, — Kantianer gewesen oder Nützlichkeitsmenschen, die das momentan Wirkende, vielleicht Nützende, mit dem Schönen verwechselt. Ein Tagesinteresse bieten diesen kleinen Gäste nicht mehr; entkleidet vom politischen Saison- und Mode-Kostüm stehen sie nur noch in der literarischen Urtracht vor uns. Was sie brauchen oder was sie entbehren können, ist jetzt eine Probe, welche Autor und Leser wenigstens zu gleichen Theilen und mit einander bestehen. Mit Einem Worte: damals war ich ein kämpfender Soldat und der Ausgang des Kampfes ein spannendes Interesse Aller; heute bin ich wie ein Schauturner vor müßigen Zuschauern. Da ist nichts mehr zu sehen als die reine Form der Bewegung, das geistige Muskelspiel. Und ein Spiel ist es in Wahrheit geworden, ein Spiel, zu dem man sich erst aus der Erinnerung den Ernst wieder hinzudenken muß.

Das Bild der Erinnerung möglichst zu restauriren, verbleibt nun allerdings die unerläßliche Schuldigkeit des Textes selbst; aber zum Rahmen des Bildes dürfte die Vorrede vielleicht ein paar wenige Worte noch anbringen.

Der Anfang der Sammlung führt uns in den preußisch-österreichischen Krieg von 1866, welcher mit dem permanenten Kriegszustand der inneren Verfassungswirren dergestalt zusammenfiel, daß der erstere dem letzteren fast Luft machen zu können schien. Allerdings ein Schein, der so lange und so hartnäckig trügte, daß der Zerrspiegel, den ihm die Allegorie Nr. 6 vorhält, vielleicht einzig im Stande war, das Bild richtig zu geben. Das Cabinet Belcredi führt uns in dem wohlbekannten bösen Cirkel herum: daß Derjenige, der das Gesetz aufgehoben, zum Gesetz nicht mehr zurückkehren kann. Auf dem Schlachtfelde geschlagen und als verfassungslos unmöglich geworden, versucht es durch

Einberufung eines „außerordentlichen" Reichsrathes den gesetzlichen der sistirten Verfassung noch immer zu umgehen und versucht es den einmüthigen Widerstand der Presse durch einen über Wien verhängten Belagerungs- oder Ausnahmezustand zu brechen und zwar in dem nämlichen Augenblicke, da der Oheim des Kaisers selbst, Erzherzog Albrecht, der General-Commandirende der Armee, die loyale Haltung der lammfrommen Hauptstadt in öffentlichen Maueranschlägen dankbar zu loben findet! Es lag in der Luft des Vierteljahres nach Königgrätz eine Art Regierungs-Wahnsinn, und in dieser Luft verdunstet und verflüchtigt denn endlich das Cabinet Belcredi, aber nicht ohne seinen Impfstoff, Graf Taaffe, als wirksames Ferment künftiger Verfassungs-Störungen und Zersetzungen zurückgelassen zu haben. Das unbedeutendste Mitglied des nächsten Cabinets und scheinbar ein unschuldiges, bloß geduldetes Anhängsel desselben, trägt er es geradezu als deßen Minister-„Präsident" zu Grabe, leitet er das Interim Potocki und die Aera Hohenwart ein.

Der Feuilletonist vermochte daher auch den Jubel über das „Bürgerministerium" nicht zu besiegeln; seine „Siegelringe" machen vielmehr wesentlich andere als jubelhafte Abdrücke, was aus Beispielen zu ersehen wie Nr. 13, Nr. 15, Nr. 16 und endlich Nr. 21.

Von Nr. 24 bis Nr. 39 befinden wir uns in der Aera des deutsch-französischen Krieges. Wenn der Leser bisher meiner Feder als einer guten Theils verneinenden gefolgt ist, so begleitet er mich jetzt auf eine lange Strecke in die Bejahung. Bejaht wird das Pathos des deutschen Nationalgefühls. Bejaht wird das Glück und die dankbare Empfindung des Glücks, daß man sich plötzlich gewürdigt sieht, Deutschlands Marathon zu erleben und mitleben zu dürfen.

Karl Frenzels „Deutsche Kämpfe" enthalten eine ähnliche Parthie solcher Kriegsfeuilletons. Als ich sie kürzlich las, fiel es mir auf, daß er, der mitkämpfende Berliner,

bei aller Fülle und Stärke des Tons, eigentlich ruhiger und maßvoller ist, während im passiv zuschauenden Wien meine Stimme heftiger, leidenschaftlicher, aufgeregter, mein ganzer Pulsschlag rascher und unruhiger sich darstellt. Woher das? fragte ich mich. Eben deßhalb! mußte ich mir antworten. Der Berliner sah marschieren; seine größte und beste Satisfaktion gab ihm das Schauspiel seiner Umgebung selbst. Der Wiener lag an der Kette! Alles und Alles was er empfand, mußte ihm seine Feder allein leisten! Er sah die ungeheuersten Thaten des Volkes welches *sein* Volk war, — denn colorirte Landkarten können Deutsch von Deutsch nicht trennen — als ein unbetheiligter Zuschauer, und wenig fehlte, als ein Brudermörder und Alliirter des Feindes!*) Seine Umgebung bot ihm das zernichtendste Schauspiel. Hof und Lazzaroni im Einklang, sonst nur eine Erscheinung südlicherer Staaten, war diesmal die politische Physiognomie auch von Wien. Die höchste Sphäre, antipreußisch aus Tradition, die unterste aus Instinkt, da ihr „preußisch" ziemlich richtig *Arbeit* und *Bildung* bedeutete, also das bitterste Widerspiel ihres eigenen Programms, *Faulheit* und *Zote*, — beide Sphären aber von erdrückender Breite, und zwar die letztere natürlicherweise, die erstere künstlich durch nachäffende Affektation: so blieb eine nur schmale Mittelschichte des Wiener Deutschthums übrig, aber selbst das noch gespalten. Es gab deutsche Adepten, welche mit gewohnter „deutscher Intelligenz" die sehenswerthe chemische Mischung zu Stande brachten, zu gleicher Zeit „die deutsche Fahne hochzuhalten" und die Preußen grimmig zu haßen, kurz, jene wohlbekannten Unterscheider zwischen Deutschland und Preußen, welche Deutschland zum Siege führten, aber, wenn ich die Leutchen recht verstanden habe, nicht unter der Führung Preußens sondern Birkenfelds!

---

*) „*Wir denken an Napoleon eben so viel wie an uns!*" Beust, Depesche: 20. Juli 1870.

Und doch möchte die Partheiname wie immer geartet gewesen sein, wären bei dieser Gelegenheit nur nicht — Bildungsformen zum Vorschein gekommen, auf welche z. B. Nr. 33 schließen läßt, wenn anders der Schluß richtig ist: wie die Abstrafung so die Sträflichkeit. —

Von Nr. 40 bis Nr. 60 werden die verschiedenen Gelegenheits-Piecen ihre Gelegenheit wohl im Texte selbst ersichtlich zu machen vermögen.

Nr. 41, ingleichen Nr. 42, vergegenwärtigen (wie einst Nr. 6 unter Belcredi) die Tagesstimmung der Aera Hohenwart und des staatsrechtlichen Föderalismus. Solche Bilder, wie schon bemerkt, haben ihre Portraitähnlichkeit nur als Zerrbilder, denn wenn es sonst „schwer ist, keine Satyre zu schreiben", so kehrt sich dieser Satz um, wo die Verhältniße beständig so liegen, daß zugleich Alles möglich aber auch unmöglich ist, daß das Absurdeste eine Zeit lang und das Vernünftigste keine lange Zeit dauern kann. Es ist dann wirklich schwer, ja unmöglich eine andere Satyre zu schreiben, als die schon in den Zuständen selbst steckt. Bringt es z. B. ein „Staatsmann" wie Hohenwart faktisch dahin, daß sogar die gefürstete Grafschaft Cilli ihrer staatsrechtlichen Souveränetät sich zu erinnern anfängt, so können auf dem geradesten Weg dieser Consequenzen auch die Wiener Vorstädte einander zum Auslande werden und der Feuilletonist würde sich überheben, wenn er als freie Erfindung des Witzes beanspruchte, was eigentlich barer Regierungsernst.

Nr. 52, Nr. 54 und Nr. 58 stehen als Paraphrasen ein und desselben Gegenstandes in einem Zusammenhange. Die Domänen-Verwaltung der Staatsforste im Wienerwalde bei Wien hatte mit einem Abnehmer (Hirschl) Holzlieferungs-Verträge abgeschlossen, bei welchen nicht nur das Holz als Rentenertrag verschleudert, sondern auch das Holz als Stammkapital durch devastirende Kahlschläge barbarisch vernichtet wurde. Betrug, Bestechung und Unterschleif war

die Seele dieses ganzen Handels, welcher im österreichischen Beamtenstande die Corruption, die man im russischen für normal hält, wenigstens als eine betrübende und schon recht breite Episode ans Licht treten ließ.

Ein unabhängiger Privatmann, Joseph Schöffel, unternahm den publicistischen Kampf gegen diese Corruption. Nach seinen Berufs-Antecedentien Officier, nicht Schriftsteller, entdeckte seine Feder alle schriftstellerisch-sieghaften und unwiderstehlichen Reize an jener Urquelle wo sie die Griechen, wo sie der Pamphleten-Classiker und Meister unser Aller, P. L. Courier, entdeckt haben, in der Stärke und Reinheit des ethischen Karakters. Mit frischem praktischem Soldatengriff bewältigte er vollständig das weitläufige und größtentheils trockene Realstudium dieses Gegenstandes und behandelte es dann mit jener Verve, mit jener kecken Grazie jungfräulicher Naivetät, möchte ich sagen, welche der Literatur wahrlich schöner zu Gesichte steht als das routinirte Handwerk des Brotdienstes.

Diesen Kampf um einen Waldbestand, welcher nur allein schon als Voluptuarium einen auch sanitär unschätzbaren Werth für eine so volkreiche Stadt, wie Wien, repräsentirte, ließ die ganze Wiener Journalistik ihren Ritter St. Georg nicht nur isolirt auskämpfen, sondern sie verbarg nicht immer mit Anstand, daß ihr Herz eigentlich der corrumpirten Gegenparthei angehörte. Und doch beugt sich die herrschende Macht niemals vor der Wahrheit als solcher, sondern nur vor dem Druck ihrer öffentlichen und allgemeinen Anerkennung.

Diese Erwägung ward mir zum Sporn, der Agitation ein zweites Blatt zuzuführen, das Organ, das mir selbst zur Verfügung stand und das freilich just damals kein dominirendes, wenn gleich hoffnungsvoll sich entwickelndes war. Mein Eintritt in den Kampf bezeichnet bereits das vorgerückteste Stadium desselben, wie z. B. Nr. 52 und 55;

Confiscationen wurden mit der Festigkeit, wovon Nr. 58 Zeugniß gibt, aufgenommen und beantwortet.

Und doch bin ich sehr entfernt, einen Antheil am schließlichen Siege zu beanspruchen. Schöffels lange, fast dreijährige Arbeit war eigentlich schon gethan und der Sieg innerlich reif, als ich mit meinem Fähnlein zu ihm stieß. Er allein ist der Sieger.

Der Sieg aber war dieser: der Vertrag mit Hirschl wurde gelöst, die Beraubung des Wienerwalds unterlaßen, die Beamten, deren Schuldbarkeit Schöffel nachgewiesen, versetzt und pensionirt. Wahrlich, ein unerhörter und zum erstenmale gefeierter Triumph, daß einer so compakt-solidarischen Macht, wie dem österreichischen Beamtenstaate, ein einzelner Publicist solche Erfolge abzugewinnen vermochte! „Die sechste Großmacht" hätte alles Recht gehabt, mit ihrem Ruhm die Welt zu erfüllen; und doch wird der auswärtigen Leser wenig oder nichts davon in der Wiener Presse gefunden haben.

Aber wir finden die Würdigung dieses moralischen Ereignisses wo anders. Auf einer ragenden Anhöhe ihrer Gemarkung hat die Waldgemeinde Purkersdorf bei Wien aus freiwilligen Beiträgen ein Denkmal aufgerichtet, durch deßen Inschrift dem Andenken der Nachwelt überliefert wird, daß von einundzwanzig Wienerwald-Gemeinden Joseph Schöffel die Gefahr der Devastation abgewendet. Zu derselben Zeit hat der althistorische und bedeutende Markt Mödling bei Wien, wo Schöffel behaust ist, denselben zu seinem Bürgermeister erwählt, und endlich designirte ein niederösterreichischer Land-Wahlbezirk den Retter des Wienerwalds als seinen Vertrauensmann für den Reichsrath, bot ihm die Candidatur an, votirte ihm auch mit großer Stimmenmehrheit das Mandat und zwar *gegen* den bisherigen Vertreter desselben Bezirkes, welchen überdies ein sich selbst als „Weltblatt" überschätzendes Wiener-Journal mit dem Aufgebot seines ganzen Einflußes durchzusetzen unternom-

men. Es war der schönste Abschluß dieses ganzen Dramas, wie das mündige Volk, zuwider den angeblichen Machern der öffentlichen Meinung, seine Meinung sich selbst, auf eigenen unabhängigen Wegen und mit ausgesprochenstem Nachdruck zu machen verstand.

Dieser Commentar genügt wohl dem auswärtigen Leser, während der inländische, der ohnedies au fait ist, auch dies Wenige mir erlassen haben dürfte. —

Das letzte Drittel des Buches, die 60ger, 70ger und 80er Decade der Sammlung enthält Feuilletons religiösen und kirchlichen Inhalts. Meinen Partheistandpunkt betreffend, so operire ich, wie jeder Vernünftige, für die Kirche und bin ihr Freund. Siehe Nr. 70. Nur weil sie selbst gegen sich operirt und ihr eigener Feind ist, erscheint ihr auch ihr Freund als ihr Feind und eine Gesinnung wie die meinige als antikirchlich. Aber wie sich die Philosophie am besten dabei befindet, daß sie ihre Gemeinden still und unsichtbar besitzt und, Spinozist, Kantianer, Hegelianer zu sein, nicht etwa politische Vorrechte und materielle Besitztitel gibt, so kommt Alles darauf an, die Kirche, soll ihr Wohlbefinden gedeihen, von weltlichen Interessen, von schiefen und irdisch-unhaltbaren Stellungen, nöthigenfalls gegen ihren eigenen schlechtberathenen Willen, zu reinigen und zu befreien. Wie ein vergiftetes Nessusgewand müßte ihr zumal der Grundsatz vom Leibe gerissen werden: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Was Gott und Wille Gottes ist, diese Auslegung steht nämlich bei ihr und so interpretirt sie sich selbst ihren Gehorsam. Mit dieser beliebigen Selbsteinschätzung in die Staatsassekuranz ist jeder Priester eine zweibeinige Republik, der an seinen Schuhsohlen seine eigene Souveränetät durch die Monarchien trägt. Aber auch in der Republik wäre er wieder eine Commune und endlich sogar in der Commune ein unerschaffenes gestaltloses Chaos, denn seine Prätension bringt ihn eigentlich zu jedem wie immer ge-

arteten menschlichen Gemeinwesen in Isolirung und folgerichtig ist er im Grunde auch beständig — sein eigener Geächteter. Ich glaube diesen Gedanken nicht weiter verfolgen zu dürfen, da er im Texte selbst schon (Nr. 80) wenngleich in einer anderen Wendung zum Ausdrucke kommt. —

Von der frivolen, ja erzweltlichen Oberflächlichkeit Derer, welche die wichtigsten, sogar „ewigen" Dinge zu verwalten vorgeben, hat Nr. 67 ein Pröbchen erlebt, das denn doch an einem Orte, wie dieser, im Vorbeigehen zur Sprache zu kommen verdient. Jedem Unbefangenen ist es so deutlich als möglich, daß das, was hier das „Märchen" genannt wird, den Inbegriff deßen bedeutet, was man sonst „das System" nennt. So wird z. B. das „Wiener-Journal", jenes Agitationsmittel, mit welchem Belcredi für sein „System" warb, ausdrücklich das kühnste Märchen, das höchste und wichtigste Problem des Glaubens genannt, also der weltliche Sinn dieser Begriffe sonnenklar dargelegt. Zufällig aber sind die Ungläubigen des Märchens, das heißt also die Ungebärdigen im officiellen System — sechs Juden, folglich (!) muß das nicht geglaubte Märchen das Christenthum sein. In gewißen Fällen, scheints, behält ein Clerikaler noch weniger Besinnung als ein Stier vor dem rothen Lappen.

Es verräth sich eben in diesem Zuge eines von dem Symptomen der Thatsache daß sich der Clerus längst nicht mehr aus den Söhnen der gebildeten Stände, sondern einzig aus Bauern und Kleinstädtern recrutirt. Es ist die echte Lächerlichkeit des Kleinstädters, daß er in jedem Worte einen Bezug auf sein wichtiges Ich wittert, daß er beständig des Wahns lebt, alle Welt spreche von ihm, beschäftige sich mit ihm, denke an ihn und seine Frau Basen! Und doch spreche ich etwa nicht bloß vom niederen Clerus sondern vom höchsten. Am 28. September 1867 legten nämlich fünfundzwanzig Bischöfe und Erzbischöfe Oesterreichs dem Throne eine Adreße

zu Füßen womit sie eine feierliche Demonstration gegen die confessionellen Gesetze (des Bürgerministeriums) beabsichtigten, und, mit direkter Anspielung auf mein vorjähriges Weihnachts-Feuilleton (Nr. 67), unter anderen Teufels-Signaturen des modernen Zeitalters auch jene straflose Preßfrechheit zur Sprache brachten, welche sich nicht entblödet habe, am höchsten Feste der Christenheit, das Christenthum ein Märchen zu nennen!

Wie gefällt uns profanen Weltkindern diese Probe geistlicher Leichtfertigkeit? Fünfundzwanzig Kirchenfürsten verewigen es in einer Staatsschrift von archivarisch-historischem Karakter — daß sie nicht lesen gelernt haben! Sie behelligen das Ohr ihres Kaisers mit der Denunciation eines Feuilletons, das sie schlecht und denkfaul gelesen, — und kommen darauf noch im zehnten Monat nach deßen Erscheinen zurück! So schwer verdaulich war es selbst den schwungvollen Verdauungs-Virtuosen des Refektoriums!

Und doch steht dieser mitgetheilte Fall von geistlicher Lesefrivolität nicht einmal isolirt, sondern er paart sich — denn auch die katholischen Geistlichen lieben die Paarung — mit folgendem zweiten, welcher gleich wieder meinem nächstjährigen Weihnachts-Feuilleton (Nr. 69) passirte. Am 16. Januar 1868 las man in Nr. 270 des Journals „L'Univers“:

Le Volksfreund de Vienne rapportait naguère un fait qui fait voir à quel point est venue l'arrogance des journalistes juifs*) dans l'empire d'Autriche. Paraphrasant un poëme intitulé: L'enfant étrange un feuilletoniste de la Nouvelle Presse libre (numéro du 25. décembre dernier) blasphémait contre la plus belle des fêtes chrétiennes

*) Ein katholisch-Getaufter, wie ich, hat zum Juden zu wenig und zu viel: zu wenig Ahnen, aber zu viel — unsalvirtes Material.

en applicant à l'enfant Jésus les trivialités du poëme susdit.

Il le montrait successivement un Evêque, une église chrétienne, Neudorf, ensuite le Saint-Père, et chacune de ces visites lui fait dire: „Non, je ne suis pas encore né.“ Puis, arrivant au Ghetto de Rome et se trouvant au milieu d'enfants juifs, il s'écrie que là il était effectivement chez lui. Naturellement ce morceau est assaisonné de blaphèmes, de ricanements contre l'Eglise et le Clergé. Un individu, relieur de profession, a fait parvenir à M. de Beust cette production, reliée avec luxe et portant en caractère d'or, sur la couverture: Pour célébrer la Noël dans la résidence de sa Majesté apostolique.

Die letztere Anekdote wollen wir uns behagen laßen. Sie karakterisirt allzu pikant die malitiöse Verbissenheit gewisser Kreise. Gleichzeitig dient sie mir zum schätzbaren Fingerzeig, wie ich es anfangen muß, um mit Pracht und Gold in die soignirtesten Aristokratenhände zu kommen.

Was aber fange ich mit den Augen an, mit den aristokratisch-clerikalen Augen, den ewig-blinden? Wieder einmal haben sie nicht lesen können. Ein Original-Feuilleton ist ihnen ein Gedicht; sie lesen es als Inhaltsanzeige und Umschreibung eines Gedichtes! Eine zweite Bandschleife her: So liest man in der Residenz Ihrer Majestät der Dummheit die Zeitungen! Diese Inschrift werden wir freilich nicht in Gold drucken können; es müßte, ihrer würdig, — wohl ein anderer Stoff und Farbendruck sein! Und doch sollten die armen Sünder diesmal begnadigt durchschlüpfen dürfen, denn schwerlich hat man einem Feuilletonisten je feiner geschmeichelt, als es diese Nebelköpfe unfreiwillig aber um so unpartheiischer gethan, indem sie mir das sublime Kompliment zum Besten geben, „der Knabe aus der Fremde“ mache den Eindruck eines in Prosa auf-

gelösten Gedichtes! Dieser Eindruck bezeugt, kann man dafür schon den kleinen Preis der „trivialités“ zahlen, welche unter diesen Umständen gar keinen Boden haben, sondern höchstens wegen des polemischen Anstandes mitlaufen. —

Das wären denn einige Zusätze und Erläuterungen, welche ihren Platz in der Vorrede finden konnten. Zu meinem Zwecke, die Erinnerung des Halbvergangenen und Halbvergeßenen aufzufrischen, werden sie ein Mittel, aber auch nur Eines, gewesen sein. Nur was summarisch und im Allgemeinen zu sagen war, haben diese Scholien in dieser Entfernung vom Texte anmerken können.

Als ein zweites Mittel verschmähte ich daher auch die Note, die Textnote nicht, welche an Ort und Stelle selbst und im unmittelbaren Anschluß an die laufende Linie mit mit ihrem Grubenlichtlein das Dunkel einer Nuance, eines Details, eines vereinzelten Umstandes beleuchtet. Allerdings nicht allzu verschwenderisch und unruhig mochte ich diese Lichtlein hin und her glitzern laßen; das ist ihre fröhliche Freiheit im Dunkel gelehrter Schachte. Eine Unterhaltungs-Lektüre aber muß selbst schon im Tageslicht spielen und die Note mit Sparsamkeit handhaben. Vielleicht übertrieb ich wohl diese Sparsamkeit und wird manches Sternlein vermißt, das ich anzuzünden nicht gewagt, aus Furcht daß in einem belletristischen Buche die Unterbrechung des Drucks durch Notenanmerkungen das Auge beleidige.

Ein unschuldiges Mittel dagegen war wieder das dritte, die Apposition des Datums, die kein Auge beleidigt und möglicherweise doch auch beitragen konnte, dem Gedächtniße zu Hilfe zu kommen. Dieses Mittel gebrauchte ich denn weitaus am häufigsten, so häufig, daß ich fast sagen könnte in der Regel.

Erzielt es mir doch schon den Nebenvortheil, vorkommenden Falls einen Besitztitel und ein jus primae occupationis zu constatiren, denn man sollte es meinem kleinen

Hauswesen nicht ansehen daß mir genügsame Räuber die Ehre anthaten, gelegentlich bei mir einzubrechen. Man sehe z. B. von Nr. 23 „Ein Wiener Rathskeller" das Datum: 8. August 1870, wo eine Idee angeregt wird, welche ein anderer Biedermann — im Januar 1871 „zuerst" angeregt haben wollte! Publicistisch zur Rede gestellt, antwortete er, er habe geglaubt daß mein Organ nicht zähle, sondern von Tonangeben und wirklichem Einfluß nur bei dem seinigen die Rede sein könne. Das sagte er einer Bevölkerung, in welcher jedes Kind weiß daß das Blatt meiner Publikation eine beständige Auflage von 40,000 — der seinigen von 15 bis 20,000 dem Stempelamte und der Postexpedition zu verrechnen gab. Von solchen faustdicken — Ungenirtheiten schließe man nun auf andere! So sehe ich noch heute das lange Gesicht jenes bedenklichen aber gar nicht unintelligenten Chefredatteurs dem ich bei Gelegenheit der confeßionellen Debatten im Jahre 1868 zu beweisen suchte, wie das Stichwort: „freie Kirche im freien Staate" auf eine Düpirung des letzteren durch die erstere hinauslaufe. Er meinte, dieser Grundsatz sei eine heilig zu haltende Operationsbasis und das Gegentheil josephinischer Absolutismus. Kurz, meine Kritik dagegen war damals noch neu und unerhört in Oesterreich. Ja, vielleicht war sie's noch zwei Jahre später als ich in einem anderen Blatte und in einer leichteren Form (Nr. 73) diesen Grundsatz verspottete; wenigstens wüßte ich keine frühere Wiener Zeitungsnummer mit ähnlichen Anklängen aufzutreiben. Erst um das Jahr 72 herum und nach dem großen Vorgange Bismarcks fängt der Mißcredit jenes Stichworts, dann aber auch reißend schnell, sich zu verbreiten an.

Zum Schluße dieser Zeilen stellt sich mir noch ein Punkt vor die Augen, der vielleicht auch berührt werden soll. Ich übergebe eine Sammlung politisch-kirchlicher Feuilletons, welche sich eine „Auswahl" nennt. Die Samm-

lung ist eo ipso Gegenstand der Kritik; aber auch die Auswahl untersteht der kritischen Frage: wie wurde ausgewählt?

Ich glaube mir nicht zu schmeicheln, wenn ich mir nachrühme, daß ich mich am liebsten auf die Seite der wählerisch-Strengsten gestellt hätte. Und doch sind wir hier in einem Falle, wo die Bescheidenheit der Selbstkritik der unbescheidenste Eingriff in die Rechte Anderer gewesen wäre. Das wolle man würdigen. Ich hatte die Gewohnheitsrechte meines Publikums zu schonen. Jedem neuen Leser, der irgend eine Piece entbehren wollte, stünde wahrscheinlich ein alter gegenüber, der sie wieder reclamirte: — wo blieb Dieses? — warum verwarfen Sie Jenes — ich möchte gern Alles beisammen haben; — kurz, jenes liebenswürdige, gemüthliche Brummen: „Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten katuneuen Schlafrock!" Hätte denn eine Sammlung noch Werth, wenn sie unvollständig durch merkliche Lücken? Es ist ein zartes Ding, in die Liebhabereien einer echten Sammlernatur einzugreifen. Was ich ausschied, brachte ich gleichsam verstohlen, heimlich bei Seite, und mußte schon fest überzeugt sein: den kleinen Raub wird man eben nicht merken.

Das war meine Doppelstellung zwischen dem neuen und alten Leser und recht dringend will ich gebeten haben, sie zu bedenken. Ich mußte meine Rücksichten für beide mindestens theilen; ja, nach allen Gesetzen der Logik eigentlich ungleich theilen zu Gunsten des Letzteren. Was Jenem mißfällt, kann er zur Noth herausreißen; was aber Dieser vermißt und nach conservativer Sammler-Art gerne aufbewahrt hätte, findet er schwerlich mehr wieder, wenn es ihm die Sammlung entzog, die ja eben dazu da ist, um es ihm wohlbehalten und gebunden in den Bücherschrank einzuliefern.

Meine „politisch-kirchlichen" Feuilletons sind selbst

verständlich nicht meine sämmtlichen. Möge es auf die Gunst der Umstände, das Verdikt der Kritik, die Stimme des Publikums, kurz, auf die öffentliche Aufname und ihren großen Faktor, die Nachfrage ankommen, welch' weitere Folge diesem Anfange zu geben. Wenn irgendwo, so war hier wieder der rechte Ort, eine geziemende Bescheidenheit walten zu laßen und den Urtheilsspruch der Lesewelt mit Zurückhaltung abzuwarten. —

An diesem Punkte glaubte ich alles Nöthige gesagt zu haben und war im Begriffe zu schließen, als ein Freund bei mir eintrat und mich fragte, indem er die Sammlung fertig sah, welches Motto ich ihr mitgäbe.

Ich wüßte nicht, sagte ich lachend, wie diese sechsundachtzig Geister unter Einen Hut zu bringen wären.

Eigentlich sind's nur zwei, antwortete er: Reflexion und Leidenschaft. Ein Theil der Sechsundachtzig befleißigt sich einer ruhigen und besonnenen Haltung, nimmt einen lehrhaft-abgemeßenen, bedächtigen Gang; ein anderer aber stürmt wie mit brennendem Kopf in die Welt hinein — zum wahrscheinlichen Horreur so vieler feiner und wohlerzogener Leute, welchen aller Affekt „mauvais genre" ist. Diesen Salonlöwchen, — eigentlich sind's Häschen, — sollten Sie nun Ihren Standpunkt klar machen.

Ei, das hat schon der alte Cicero gethan, antwortete ich. In einem Briefe an Ennius sagt er vortrefflich: Ein Thor, wer da glaubt, die beliebte Mittellinie, das Maßhalten, der gute Ton sei überall am Platze, auch in den Kämpfen für eine gute und gerechte Sache.

Herz, was begehrst du! jubelte mein Freund. Da hätten wir ja unser Motto! Her mit dem Grundtext!

Hier ist er. Ich habe aus dem Gedächtniße und aus langverjährter, alter Schulerinnerung frei übersetzt, aber den Sinn doch richtig behalten. Das Original nämlich sagt:

„Errat, qui temperantiam, mediocritatem, modum denique desiderat in re optima.“

Was aber res optima ist, diese Entscheidung sucht eben der Einzelne — vom größten Regenten bis zum kleinsten Schriftsteller — bei der Publicität und ihrem Gemeingefühle.

Wien, im Juni 1874.

Ferdinand Kürnberger.

Das Lob des Krieges.

Juni 1866.

Es gibt konstituirende Kriege wie es konstituirende Nationalversammlungen gibt. Ist doch eine Armee selbst eine Nationalversammlung und zwar die größte, einigste, beschlußfähigste solcher Körperschaften. Anträge bringt die göttliche Vorsehung unmittelbar ein, der Feldherr unterstützt sie, die Armeen stimmen darüber ab. Diese Thatsache ist nicht einmal bildlich sondern ganz eigentlich wahr. Alle Volksverfaßungen, oder fast alle, fingen mit Versammlungen der Waffenmacht an. Das Rakosfeld bei Pest und die grasigen Weichselufer bei Warschau sahen Kavalleriemassen welche Reichstage waren. Noch Jahrhunderte nach Gründung der Magna Charta gab es Stadtgemeinden, welche demüthig baten, die Last einen Vertreter ins Parlament zu schicken und zu verpflegen, ihnen abzunehmen, denn die damalige Volkskraft lag beim bewaffneten Adel. Auf dem Sattel kriegerischer Barone wurde das starke Kind der englischen Verfaßung geboren, und Pitt und Cannings Vorredner im Parlamente waren — Trompeten und wiehernde Rosse!

Es gibt konstituirende Kriege wie es konstituirende Reichstage gibt. Unser gegenwärtiger Krieg, oder sagen wir beßer, Kriegsperiode, — denn es wird eine blutig schöne Korallenschnur von Kriegen sein, — läßt sich aller menschlichen Voraussicht nach zu einer großartigen Kon-

situante an. Die Verfaßung von Oesterreich und Deutschland, — das 70-Millionenreich zwischen dem Rhein und dem Pruth, muß aus diesem Kriege oder dieser Kriegsreihe für immer geordnet hervorgehen. Die tiefen Schäden ihrer Zustände haben den Krieg ja heraufbeschworen. Als eine Lüge hat sich die diplomatische Fiktion erwiesen, daß ein zerbröckeltes Deutschland zum europäischen Gleichgewichte gehöre, daß Oestreich keinen andern Beruf habe als den des conservativen Stillstands, Preußen keinen andern als die ideale Ausdehnung in „Kunst und Wissenschaft," — die Eroberung von Schulbänken! Sie mögen sich rühren! Aber weil sie sich nicht rührten, bargen Oestreich und Deutschland, scheinbar der Ruhe und Erhaltung dienend, in Wirklichkeit einen ewigen Zündstoff des Krieges. Jeder Range, welcher sich wachsen fühlte, zupfte im Laufe der Jahrhunderte das 70-Millionenreich an Haar und Bart, sogar der winzige Däne durfte es noch vor Kurzem. Bald die Rheingränze, bald Schleswig-Holstein, also ein fester deutscher Besitz, standen auf dem Repertoir nachbarlicher Raubstaaten als „Fragen," — eine Beleidigung welche in allen fünf Welttheilen nicht ihresgleichen hat. Und das nannten sie „politisches Gleichgewicht"! Ich glaube der Fuchs nennt es seine „gefährdeten Interessen" wenn die Gänse auffliegen, aber politisches Gleichgewicht, wenn sie in einem Stalle, der ihm stets zugänglich ist, bewegungs-unfähig eingepfercht sind!

Unser gegenwärtiger Krieg wird und muß uns konstituiren. Aber eh noch die Frucht des politischen Gewinns reift, wollen wir schon heute einen moralischen Gewinn verzeichnen, welcher die beste und sicherste Frucht aller kriegerischen Aufregungen ist. Große Kriegsepochen ändern den Geist und die Denkungsart der Völker. Wer auf der Bahn des Verfalls schon so tief steht, wie die Byzantiner standen, welche sich herumzankten, ob der Geist vom Sohn oder vom Vater und

Sohn zugleich ausgeht, während die Türken schon Kanstantinopel bestürmten, dem gibt der Krieg vollends den Genickfang und sein elendes Dasein wird durch den letzten Stoß nur wohlthätig abgekürzt. Wer aber lebens- und geschichtsfähig, übrigens auf dem Lotterwege war, Leben und Geschichte in Theatern und Modeläden zu vertrödeln, den reißt der Krieg noch rechtzeitig von der abschüßigen Bahn des Versinkens zurück. „Der Krieg läßt die Menschen nicht versumpfen und verknöchern," sagt Hegel; „er macht Ernst mit der Eitelkeit, Unsicherheit und Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und läßt dem was von der Natur das Zufällige ist, dem Besitz und Leben, das Zufällige widerfahren." Nun, wenn schon Besitz und Leben selbst eitel sind, wer möchte dann noch sein Herz hängen an jene tausend Verzierungen von Besitz und Leben, welche man Luxus nennt? Wenn die ganze Existenz auf eine Viertel-Million Menschen gestellt ist, welche zu sterben bereit sind, so schämt man sich fast zu leben, aber sicherlich schämt man sich das Leben zu verhätscheln und zu verwöhnen. Man schämt sich in Seidenkleidern zu gehen, wenn der Stolz des Vaterlandes in Tuch und Zwilch geht; man schämt sich nach Austern und Champagner zu schicken, wenn auf heißen Schlachtfeldern die Blüthe des Volks nach Wasser lechzt; man schämt sich eine Opernloge mit Agio und einen Schneider gar nicht zu bezahlen, wenn am Opernabend eine Hauptschlacht bevorsteht und der Schneider einen Brief zeigt worin sein Sohn der als „Freiwilliger" blutet, um Unterstützung schreibt. Und am Ende geht man in Seidenkleidern, trinkt Champagner, bezahlt eine Opernloge und bezahlt seinen Schneider nicht; aber man prunkt wenigstens nicht damit, man schweigt davon. Der öffentliche Geist wird ein beßerer. Die Witze der Komiker und die Grimassen der Soubretten haben aufgehört, eine Nationalsache zu sein. Das Schale und Abgestandene muß sich verkriechen und zeigen darf sich nur

das Starke und Tüchtige. Gut ist eine Nation nicht dadurch daß jeder Einzelne gut ist; — sind wir doch schwache Menschen! aber das öffentliche Beispiel muß ein gutes sein. Das Gute und Schlechte, das Weichliche und Kräftige, das Bübische und Männliche ist vielleicht bei der besten und schlechtesten Nation in gleichem Mischungsverhältniß vorhanden; den entscheidenden Unterschied macht es nur: wer den Ton angibt, wer als Hefe zu Boden muß und wer als Crême oben zu stehen kommt. Der Krieg, dieser gründlichste und legitimste „Aufruhr" rührt die falschen Mischungsverhältnisse großartig auf und um und empor kommt die Männertugend. Die Bewunderung der Straße ist nicht mehr der Parvenü und die „Scharlachdame" wenn sie mit dampfenden Rossen an's gasstrahlende Opernportal heran-carossiren, sondern alle Blicke folgen jenem blassen zerschossenen Krüppel, welcher mit Heftpflastern bedeckt nach dem Bäckerladen schleicht. Der Held des Tages ist wirklich ein Held.

Darum lebe der Krieg, dieser herrliche Bräutigam edler Nationen, welcher Kinder erzeugt für die Kränze der Unsterblichkeit, für den Segen der spätesten Nachwelt!

Gute Menschen aber schlechte Musikanten.

Lieber Leser! Als ich auf dem Wege zu Dir war, begegnete mir eine Existenz.

Hm! wie sah sie denn aus diese Existenz? War sie ein Herr oder eine Dame, trug sie sich weiß oder schwarz, trug sie sich deutsch oder ungarisch?

Das Alles gehört nicht zur Sache; genug es war eine Existenz.

Aber eine Person wird sie doch gewesen sein; einen Leib wird sie doch gehabt haben!

Person? Leib? Wenn ich von einer Existenz spreche, so gehört auch Person und Leib nicht zur Sache.

Zum Henker, Herr, dann ist Ihnen eben nichts begegnet!

Bitte sehr, eine wunderschöne reine Existenz ist mir begegnet.

Jetzt klingelst Du, lieber Leser, rufst Deinen Hausmeister und lässt mich ins Narrenhaus transportiren. Denn unzerstörter lebt in Deinem, wie in allen menschlichen Begriffsvermögen die Grundwahrheit: Nulla existentia sine essentia. Zu deutsch: Keine Existenz ohne Wesenheit. Alles was existirt, muß nothwendig unter einer bestimmten Form existiren.

Sollte man es für möglich halten! Grundwahrheiten können dem Menschen angeboren, durch die Natur selbst schon geschenkt sein, und doch kann er noch immer bei der Anwendung derselben irren. So viel gehört dazu um den Naturmenschen zu bilden und so groß ist der Mißbrauch welcher mit dem Ausdruck „gebildeter Mensch" getrieben wird!

Es gibt Menschen welche gewiß das Herz auf dem rechten Flecke haben, sie bilden sich sogar ein den Kopf auf dem rechten Flecke zu haben, sie treiben, um das Unglück voll zu machen, endlich auch noch Politik: und diese guten Menschen und schlechten Musikanten hören nicht auf mit ihren falschen Noten uns das Ohr zu zerreißen, indem sie konsequent den grausamen Unsinn intoniren: In einem Kampfe wo es sich um die reine Existenz handelt, müßen alle inneren Fragen vertagt werden.

Als ob es eine reine Existenz gäbe! Als ob wir für eine Existenz kämpfen könnten, ohne zugleich für die Form dieser Existenz zu kämpfen! Und wenn wir in einer veralteten, verrotteten, schwerfälligen, geistlosen, bewegungsunfähigen, kurz in einer schlechten Form existirt haben, so geben wir ja unsre Millionen aus für diese Form, bluten für diese Form, kämpfen und sterben für diese Form, verwünschen sie und gehen in den Tod für sie! Wir vertheidigen

ja die schlechte Form unserer Existenz, indem wir die Existenz selbst vertheidigen. Und haben wir gesiegt, so hat ja die schlechte Form auch gesiegt; der wohlthätigste Nothdrang, sie abzustoßen, ist vorbei; woher sollte denn noch die Zauberkraft kommen, in der unendlichen Ermüdung die nach dem Existenzkampfe eintritt, die Existenzformen zu erzeugen? Es ist gleichsam, — um uns wie ein Accoucheur auszudrücken, — als ob das beste Fruchtwasser verloren wäre ohne daß das Kind geboren wurde. Das Blut der Völker ist das Fruchtwasser ihrer Neugeburten! Was hat denn das deutsche Volk ausgerichtet, als es nicht *während* der Freiheitskriege seine Freiheit erkämpfte, sondern *nach* denselben den Wartburg- und Hambacher Putschen das ohnmächtige Nachspiel der versäumten Arbeit überließ? Mit Blut läßt sich Alles schreiben, nur kein Postscriptum. Die Epochen sind gar nicht so häufig im Geschichtsleben der Völker wo sie mit Erfolg gegen ihre Feßeln und Banden reagiren können. Aber wenn je, so sind Kriege diese Epochen. Schon Hesiod nennt den Krieg den Vater aller guten Dinge. Und von der herrlichen Stadterweiterung Athens, welche Perikles mitten im peloponesischen Kriege vornahm, bis zu den Friedenswerken des rastlosen Schlachtenlieferers Napoleon, — seinen Code voran, — hat auswärtiger Krieg lebhafte und fähige Völker noch niemals abgehalten, an inneren Neubildungen zu arbeiten. Und nun vollends Existenzkriege! Wie anders läßt sich denn die Existenz retten, als indem man alles Existenz-Hindernde über Bord wirft? Ist es denn wahr, gibt es denn wirklich Leute welche anrathen können, das sinkende Schiff erst in den Hafen zu bringen und es *dann* von seinem Ballast zu erleichtern? Ja, es gibt deren, aber wir werden nicht ablaßen, diesen schlechten Musikanten Musik-Unterricht zu geben.

Daneben werden wir aber auch nicht auf Verfaßungs-Bettel ausgehen, und, — was in der liberalen Presse jetzt

für „opportun" gilt, — fleißig um „Concessionen" bitten, damit das liebe Kind um so artiger in den Krieg ziehe. Nichts weniger als das. Wir denken über diesen Punkt wesentlich anders, als ein gewißer Liberalismus, — was wir nächstens zu demonstriren vielleicht Gelegenheit haben.

Eine neue Uhr.

Wir hatten eine Uhr welche zuweilen stehen blieb. Wir nahmen einen Zahnstocher und störten in dem Werke herum. Da sie nicht beßer ging, so fiel uns ein, sie brauche vielleicht Oel. Da legten wir sie in eine Petroleum-Kanne. Das Petroleum that ihr auch nicht gut, so daß wir zu einem radikalen Mittel griffen. Wir banden die Uhr einem Vollblutrenner an den Huf und ließen sie ein Cavaliers-Wettrennen in der Freudenau mitmachen. Diese Commotion, dachten wir, sollte sie in Gang bringen. Aber die Uhr blieb noch immer stehen, so schön auch die Pferde gallopirten. In dieser Noth trugen wir sie endlich zu einem Uhrmacher. Der Meister sah die Uhr an, sah uns selbst an und schüttelte sehr seltsam den Kopf. Diese Uhr hätten Sie mir früher bringen sollen; jetzt hilft keine Reparatur mehr. Das Werk ist total ruinirt.

Seit dem Tage der Verfaßungs-Sistirung hat die liberale Preße nicht aufgehört, die Verfaßung in Erinnerung zu bringen. Das aufsteigende Kriegsgewitter spornt sie neuerdings an, zu sturmfesten Verfaßungsbauten zu drängen. Es vergeht kein Tag, wo wir nicht in diesem und jenem Blatte die Einberufung des Reichsrathes empfehlen hören. In den Reihen der Verfaßungsfreunde schmeicheln wir uns unter den Vordersten zu stehen und wollen bei allen passenden Gelegenheiten den Beweis dafür liefern. Um so we-

niger fürchten wir ein Mißverständniß, wenn wir uns zu zweifeln erlauben, ob dieses Verfaßungs-Werben würdig und dem wahren Karakter des Gegenstandes angemessen ist. Daß wir es nur gleich heraussagen: wir denken vielmehr, statt die Werber zu sein, müßten wir die Umworbenen sein.

Was sind Verfaßungen? Sieht es doch aus, als wären das Dinge, welche die Regenten entbehren können und wovon nur die Regierten profitiren. Aber dem ist nicht so. Verfaßungen sind eben so sehr der Vortheil der Kronen wie der Völker. Werden Kronen bedroht, und haben Verfaßungen die Kraft, beßer als büreaukratische Mechanismen, Kronen zu sichern, warum soll es just die liberale Presse sein, welche nach Verfaßungen ruft? Laßt auch einmal die officielle darnach rufen! Es heißt die Regierenden selbst in dem Wahne bestärken, als ob Verfaßungen Gnaden und Wohlthaten wären. Aber es sind Pflichten und Arbeiten, schwere Pflichten und harte Arbeiten! Was sollen wir darnach rennen, sie anzubieten? Haben wir je Steuern und Soldaten angeboten? Nichts wäre überflüßiger gewesen, denn die Regierung kam schon von selbst und sagte: wir brauchen euer Geld, wir brauchen eure Söhne. Wohlan, wartet es ab, daß sie kommt und sagt: die Noth steigt, wir brauchen jetzt auch eure Rathschläge und euren Credit. Das und nichts anderes ist die Verfaßung.

Und wenn sie nun kommt und unsere Mitwirkung zur Rettung des Reiches in Anspruch nimmt, so laßt uns mit Ernst und Würde in Ueberlegung ziehen, unter welchen Bedingungen wir die ungeheure Verantwortlichkeit dieser Mitwirkung auf uns nehmen können. Wir wollen nicht hastig zugreifen wie Kinder, welche ein Geschenk erhalten, sondern bedächtig sein wie Männer, welche gewissenhaft abwägen, ob die Last die wir tragen sollen, auch tragbar ist, ob die gebotene Verfaßung einen freien und umfassenden Gebrauch aller Kräfte auch zuläßt, — denn Scheinverfaßungen

und Scheinkonstitutionalismus kennen wir bereits zur Genüge. Die repariren die Uhr nicht.

Buol-Schauenstein geht und vererbt uns den Verlust der Lombardei; Rechberg geht und vererbt uns einen Bürgerkrieg um Schleswig-Holstein: was ists denn so großes, wenn ein Minister von seinem Herrn sich erlauben läßt, solche Verantwortlichkeiten mit dem Volke zu theilen, d. h. zu Verfaßungspatenten räth? Der Mann hat seine Deckung aber der Parlamentarismus ruinirt sich. Seid versichert, wir werden noch nicht so viele Jahre am Ruder sein als sie Jahrhunderte mit ihren Obscuranten und Kutten uns mißregiert, und schon werden die letzteren schreien: Seht, der Liberalismus ist auch unfruchtbar! Seid auf der Huth, Partheigenoßen. Werft euch nicht weg. Nehmt ihr zerrüttetes Uhrwerk nicht zum Ausflicken an, wie hungrige Handwerker; zeigt vielmehr einen gewißen Meisterstolz, lehnt ab was hoffnungslos ist, und antwortet ihnen: Hier bedarfs einer neuen Uhr!

Und in der That ist das der Sinn unserer spröden Rede. Wir trennen die Begriffe Verfaßung und Reichsrath. Daß Oestreich eine Verfaßung haben muß, um den preußisch-italienischen Koalitionskrieg zu überstehen, versteht sich von selbst; wir verschmähen es, darüber noch Worte zu verlieren. Daß aber diese Verfaßung just die sistirte sein müßte, der Schmerling'sche Reichsrath, die Gruppenwahl, die Interessenvertretung, kurz, der altständische Landtag, wo eine privilegirte Minorität vorweg die Majorität ist, und aus diesen ständischen Landtagen die magere Delegation des Reichsrathes, welchen man Parlament zu — höhnen beliebt: die liberale Preße müßte sehr wenig gelernt und sehr viel vergeßen haben, wenn sie nach dieser Verfaßung riefe. Provinziallandtage mit ein paar Advokaten und Fabrikanten verstärkt, das war jener Convent nicht, welcher vierzehn Armeen zum Siege aussandte. Hat Oestreich kein befriedigtes Ungarn, keine Constituante aus Urwahlen,

hat Oestreich keine begeisternde Idee ins Feld zu schicken, so politisirt nicht länger sondern — betet für dieses Oestreich!

Ein hoher Geburtstag.

(15. Juni 1866.)

Wir verstehen darunter nicht etwa den Geburtstag jener Wesen, welche sich für Hoheiten halten, weil sie eine zeitlang im Gotha'schen Staatskalender stehen und dann spurloser verschwinden als die Figuren im Figaro- und Kladderadatsch-Kalender; sondern wir verstehen darunter — ein Blatt Papier! Dieses Blatt Papier ist unter allen europäischen Hoheiten die höchste. Es wurde geboren am 15. Juni 1215. Das Blatt Papier heißt: Magna Charta libertatum und sein Geburtsland ist England.

Heute vor 651 Jahren gings hoch her auf der grünen Wiese zu Runnemede, welche bei Staines an der Themse liegt. Das Junigras war gemäht und auf den Heuhaufen der Wiese lag im trotzigen Waffenschmuck der ganze Adel von England. Welcher Maler malt diese Gruppe? Noch keinem ists eingefallen, und doch gäbe es das schönste, auch künstlerisch schönste Historienbild. Die Themse muß im Strahl der Junisonne mit ihren glänzendsten Wellen an den Wiesenrand emporgehüpft sein, wenn nicht kichernd und schadenfroh muthwillige Nixchen auf die andere Seite hinüber äugelten auf das buschige Inselchen in der Themse, wo die weißen Spitzen von Zelten aus dem grünen Laube ragten. Unter diesen Zelten war eine kleine aber gewählte Gesellschaft vereinigt, eine von jenen, welche man heute „Camarilla" nennt. Da waren die zwei Erzbischöfe von Canterbury und Dublin, ferner die Bischöfe von London, Winchester, Bath, Lincoln, Coventry, Worcester, Rochester,

dann der päpstliche Legat, hierauf von weltlichen Herren die Grafen von Pembroke, Salisbury, Warenne, Arundel, der Connetable von Schottland, Allan von Galloway, der Seneschal von Poitou Peter Fitz-Herbert ꝛc. ꝛc. Inmitten dieser edlen und hochwürdigen Herren sah man ein kleines Männchen von unansehnlicher Gestalt, aber starkem Embonpoint, nahe bei fünfzig, mit Gesichtszügen, in welchen sich die reichlich genossenen Freuden von Liebe und Wein bereits als Leiden signalisirten, und welche überhaupt unangenehm waren, auch wenn sich nicht alles darin malte, was die Geschichtschreiber vom Karakter des kleinen Männchens wissen, als da sind: Feigheit, Mißtrauen, Grausamkeit, Treulosigkeit, eine kurze barsche Sprache und ähnliche schmeichelhafte Eigenschaften. Das Männchen trug einen pelzbesetzten Wamms mit einfachem, schwarzen Leibgürtel, ein Paar Hosen von Rindsleder und Stiefeln mit Lammswolle gefüttert. Man sieht, der Mann, welcher die weißen englischen Mädchen und die starken französischen Rothweine so schwelgerisch liebte, hatte in der Garderobe nur geringe Bedürfnisse. Ein nicht seltener Zug heimtückischer Gemüthlichkeit in der äußeren Erscheinung von Tyrannen! Ein Tyrann aber war das kleine Männchen mit dem starken Bauch und der rothen Kupfernase. Der Leser wird es sofort glauben, wenn wir seinen Namen nennen. Das Männchen nämlich war König Johann. Der Leser kennt ihn als Mörder seines Neffen Arthur, was Shakespeare ergreifend auf die Bühne gebracht hat und wieder hat eine liebenswürdige Darstellerin dieses Arthur einen andern Dichterfürsten — unsern Goethe — zur schönsten seiner Elegien begeistert, „Euphrosine".

Am 15. Juni 1215 aber hatte sich König Johann mit den Baronen von England nicht dieses Rendezvous auf der Wiese von Runnemede gegeben, um Stoff zu liefern für die Dichter, sondern an diesem merkwürdigen Tage lieferte er Journalisten und Kammerrednern Stoff,

den Journalisten und Kammerrednern der ganzen Erde und bis ans Ende der Zeiten. So lange sich noch eine Feder mit Tinte und eine menschliche Lunge mit Luft füllt, wird gesagt und geschrieben werden von der Magna Charta von England, diesem Palladium der Freiheit, bei deren Namen Tyrannenköpfe wackeln, aber alpgedrückte Volksherzen aufathmen, und welche am 15. Tag des wunderschönen Sommermonats Juni dort auf der luftigen Wiese bei Staines im Grasduft der schönen Natur und aus dem Blute edler Menschen unsterblich geboren wurde.

Die Magna Charta wurde unter Schmerzen geboren, wie alle Verfaßungen. Das kleine Männchen, der König Johann, wehrte sich gewaltig, das erlauchte Kind anzuerkennen, und als er's endlich that, bewaffnete er dieselbe Hand, welche Schwur und Unterschrift vollzogen, mit dem Schwerte, um Schwur und Unterschrift wieder zu morden. Und das war gut. „Hätten Johann und seine Nachfolger," sagt Pauli's Geschichte von England, „ihren Schwur auf die Magna Charta gehalten, so wäre von derselben schwerlich häufiger die Rede gewesen, als von den Urkunden Stephans oder Heinrichs I. und II. So aber, nachdem das Königthum in der Folge wiederholt eidbrüchig geworden war und vergeblich die Grundsätze der Magna Charta zu zerstören versucht hatte, lernte man an dieselbe den Inbegriff der englischen Freiheit knüpfen.

Wie man aus dieser Stelle sieht, forderte die Magna Charta nicht einmal neue Rechte, sondern formulirte und erweiterte blos schon vorhandene. Schon Heinrich I. hatte einen Freiheitsbrief ertheilt, aber hinterher Sorge getragen, daß alle von ihm ausgegebenen Exemplare wieder in seine Hand kämen, um vernichtet zu werden. Ein pfiffiger Mann! Man sieht, die Welt hat nicht erst seit heute Sistirungs-Witz! Die Barone aber hatten den Brief nicht vergessen, obwohl die Könige. König Johann konnte nämlich ganz naiv fragen: was sind denn das für Freiheiten,

von welchen auf einmal so viel Geschrei ist? Und als man ihm den Text auslegte, schrie er wie toll: „Verlangt doch lieber gleich mein ganzes Reich! Thöricht und grundlos sind diese verwünschten Forderungen." Das war im April. Im Juni hatte er Punkt für Punkt „diese verwünschten Forderungen" besiegelt und beschworen! Es war noch kein Zeitalter des Dampfes und doch genügten acht Wochen zu dieser „neuen Aera". Wer erröthet da?

Auch Papst Innocenz III. gerieth außer sich als er vom Inhalt der Magna Charta hörte. „Was?" rief er, „glaubt der Adel von England seinen König, der das Kreuz genommen und sich unter den Schutz des apostolischen Stuhles gestellt, vom Throne stoßen zu können? Beim heiligen Petrus! Diese Beleidigung darf nicht ungestraft hingehen!" Und doch ging sie ungestraft hin! Der heilige Petrus scheint anderer Meinung gewesen zu sein.

„Der das Kreuz genommen und sich unter den Schutz des apostolischen Stuhles gestellt." König Johann hatte nämlich das ungeheuerlichste aller Konkordate mit dem Papste abgeschlossen, d. h. sich selbst und ganz England dem Papste zu Lehen gegeben. Wohl das weitgehendste Beispiel, wie sich ein Fürst vor einer auswärtigen Macht demüthigen kann, um den Geist zu verläugnen, der in seinem Inlande mächtig ist. Aber unwillkürlich fragt man sich da: Wie viel hat es ihm genützt?

Vom Throne stoßen — Beleidigung — verwünschte und thörichte Forderungen — das waren die Artigkeiten, womit die Magna Charta, auch ohne Dispositionsfond und offizielle Presse von den bestehenden Mächten begrüßt wurde. Die Geschichte sollte anders als diese „Lehrmeinungen" urtheilen. Die Magna Charta hat den Thron unüberwindlich befestigt und die Beleidigung ist zur höchsten Nationalehre geworden und die verwünschten und thörichten Forderungen fließen als Quelle des Segens durch alle Jahrhunderte. Am 15. Juni 1215 hatte König Johann

alle seine Nachfolger gezwungen, die glücklichsten Fürsten Europas zu werden. Ja, von den Fürsten sprechen wir. Eine Magna Charta zu besitzen ist vor Allem das Glück der Könige. Die Völker bleiben, aber die Dynastien wechseln. Welcher Thron in Europa steht so stolz und sicher wie Englands Thron? Beschützt von der Magna Charta sehen die Könige Englands von ihrem Throne wie von einem Sterne des Himmels herab, sehen einen Philipp II., einen Ludwig XIV., einen Napoleon, einen Nikolaus, sehen die größten Machtwalter des Continents ohnmächtig gegen sie dräuen, und ankern sicher an einem durch Volksfreiheiten verbürgten Patriotismus in allen Stürmen der Weltgeschichte, während auf dem Continente fast kein Jahr vergeht, wo nicht irgendwo die unglückliche Redensart gehört wird: die Dynastie ist in Gefahr.

Historische Poststationen.

11. Juli 1866 (ungedruckt geblieben).

Vom 4. Juli wo das Schlachtbulletin von Königgrätz publicirt wurde, bis heute, wo schon nichts mehr publicirt werden kann, was die erlebten Eindrücke zu überbieten vermöchte, hat Wien eine Woche durchgemacht wie seit jener unvergeßlichen Märzwoche Keiner des lebenden Geschlechts eine zweite zu nennen wüßte. Ja, unsere neueste Juliwoche ist noch wichtiger als jene Märzwoche. Damals hatte das Volk noch Blut und Hoffnungen und glaubte diese zu erkaufen mit jenem. Heute hat es sein Blut ausgegeben aber nichts damit eingekauft. Damals war es überhaupt das Volk, welches die Revolution machte, heute machen sie die Fürsten und der Aufstand gegen die alte Ordnung der Dinge geht von den Thronen selbst aus. Ganz Europa ist im Aufstande. Rußland und den Insel-

staat England ausgenommen, machen sämmtliche Militärstaaten Europas ihre Revolution, nämlich gewaltsame Anstrengungen zum Umsturz des Alten. Der Kampf der alten Ordnung gegen die neue ist heute verschwunden; er gehörte dem Jahre 1848 an. Im Jahre 1866 wollten die Throne, die alten Ordnungsmächte selber, das Neue und nur das Wie dieses Neuen ist's, was Preußen, Oestreich, Frankreich, Deutschland, Italien, was fünf Militärstaaten mit drei Millionen Soldaten theils kämpfen, theils kampfbereit macht. Im Jahre 1848 versuchte das Bürgerthum gegen die Feudalmonarchien die Formel des 19. Jahrhunderts zu finden, heute versuchen es die Monarchien selbst. Der europäische Monarchismus hält heute Generalprobe über seine Zeugungsfähigkeit zu Neubildungen.

Ein Besiegter des Jahres 1848 sagte beim Einmarsch des F.-M. Windischgrätz und bei seinem eigenen Ausmarsch Folgendes: Das Jahr hat uns besiegt, nicht das Jahrhundert. Ich erlebe noch die Wiederkehr der Revolution und zwar in weiteren Kreisen und mit größeren Programmen. Die modernen Revolutionen wiederholen sich mit der Regelmäßigkeit von Pendelschwingungen. Die erste französische Revolution mit ihrem Kaiserreich, sodann die Restauration, hierauf die Juli-Monarchie; — es sind drei fast gleichtheilig genau gemeßene Zeitperioden von achtzehn Jahren. Geben Sie Acht, in längstens einer solchen Frist schafft sich der heutige Geisterkampf einen neuen Leib. — Der Mann hatte buchstäblich Recht. Von 1848 bis 1866 sind's präcis achtzehn Jahre.

Ueberblicken wir die stillgereiften Früchte dieses Zeitraumes, so sind sie unermeßlich. Ein Gegensatz wie Garibaldi und Bismarck ist der Hauptsache nach gleich Null geworden. Der Premierminister einer alten Gottesgnaden-Dynastie und der republikanische Volksagitator haben ihre Monarchen gleichmäßig vorwärts getrieben, einen Ge-

danken der Neuzeit zu vollziehen, — den Einheitsgedanken. Dieser Zeitraum hat ferner eine Gestalt geschaffen wie Louis Napoleon, eine Gestalt welche der incarnirteste Geist des Jahrhunderts ist. Er ist der aufgehobene Gegensatz der Monarchie und der Demokratie. In welchen Theil-Verhältnißen er beide in sich vereinigt, darüber läßt sich streiten und wird auch gestritten; wäre er der vollendete Ausgleich dieser beiden Prinzipe, der Mann wäre allmächtig: er ist schon mächtiger als Andere weil er nur der begonnene Ausgleich ist. Der Erwählte des Volks, der Parvenü, der Mann, welcher nicht die kleinste Fürstentochter zur Frau erhalten konnte, hat heute die Rettung des Hauses Oestreich in der Hand und erhält bedingungslos die schönste Provinz der Monarchie zum Preise dafür. Lauter kann das 19. Jahrhundert nicht mehr sprechen!

Preußen ist mächtig und groß durch den Einheitsgedanken, Frankreich durch den selbst in cäsarischer Entstellung noch erkennbaren demokratischen Gedanken. Beide Gedanken hat Oestreich im Jahre 1848 zu Boden geworfen und seitdem — ruhig auf dem Boden liegen gelaßen. Der Reichstag von Kremsir welcher die Einheit und Freiheit Oestreichs repräsentirte, wurde gesprengt und — nichts an seine Stelle gesetzt.

Hätte Oestreichs Regierung nach den Bombardements von Prag und Wien, nach den Tagen von Villágos und Arád für die aufgelöste von Kremsir eine zweite Constituante berufen, so wären in diese Constituante ohne alle Frage endlich auch die Ungarn gekommen, die besiegten, zertretenen, verbluteten Ungarn, denn wer möchte sich nicht auf die Bänke von Gesetzgebern niederlaßen, der soeben noch hoffnungslos auf der Galgenleiter gestanden? Oestreich konnte aus seinen Bürgerkriegen den unermeßlichen Vortheil der Reichseinheit ziehen und brauchte sich vor der begleitenden Freiheit gar nicht zu fürchten, denn ein Parlament das in Spitälern, in Kerkern und unter dem Galgen gewählt

wurde, wäre nicht mit der phrygischen Mütze gekommen und hätte der Ministerbank gewiß ein williges Ohr geliehen, ein Ohr, das ja noch voll war vom Pfeifen der Granaten und Brandraketten. Kurz, unter den Kanonen der Sieger wäre dieses Centralparlament bescheiden gewesen und hätte sich an Bescheidenheit gewöhnt. Die Regierung konnte in diesem Parlamente die Freiheitsentwicklung mit ihren eigenen Anträgen auf lange Zeit hin beherrschen und über den Kopf gewachsen wäre sie ihr vielleicht niemals, denn ein Parlamentarismus bekommt seinen Stempel von den Umständen unter denen er entsteht, und entstanden unter der eisernen Hand eines Siegers, in Buße und Reue, in Maß und Zucht, hätte sich der unsrige an jenen schrittweisen und ruhigen Fortschritt gewöhnt, welchen wir als die Gesundheit des englischen Parlamentarismus beneiden. Mit Einem Worte, damals wären aus den in Oestreich wohnenden Völkern „Oestreicher" geschaffen worden, — damals und nicht wieder! Die Frist ging verloren. Das Haus Oestreich verachtete seine „Rebellen" allzumal und verließ sich auf seine Bajonette. Es stütze sich, es *setzte* sich auf sie.

Nach zehn Jahren fingen sie an durchzueitern. Im Jahre 1848 hatte der Staat in allen Fugen gekracht, war aber noch ganz geblieben. Im Jahre 1859 wurde ihm schon ein Glied aus dem Leibe gerißen. Die „stützenden" Bajonnette hatten den ganzen Leib verwundet und das krankhafteste Glied, die Lombardei, ging in einer Amputation verloren.

Der gedemüthigte, in seiner Schwäche bloßgestellte Militärstaat kam jetzt dem Volksstaate entgegen — getrippelt. Langsam, zaudernd, widerwillig. Die Furcht vor der Freiheit gebar das Goluchowski'sche Oktoberdiplom, welches die politische Aktion in die Landtage verlegte und dort zu brechen und zu zerstreuen hoffte, das Bedürfniß der Einheit gebar das Schmerling'sche Februarpatent. In

diesen Verfaßungsurkunden hatten die Landtage zu wenig Autonomie dem Centralparlament gegenüber und dieses zu wenig der Krone gegenüber. Die beiderseitigen Passiva schien das Ministerium aber für seine Aktiva zu halten. Es hoffte die Schwäche seines Liberalismus bergen zu können, (jene Schwäche, welche nicht einmal die zwei Jesuitengymnasien in Feldkirch und Ragusa den Reichsgesetzen zu unterwerfen wußte,) indem sich Landtage und Reichstag in ewigen Competenzreibungen verheddern und alle zusammen wieder in staatsrechtlichen Zänkereien mit den Ungarn erschöpfen sollten. Was die Ungarn betrifft, so war es offizielle Parole zu glauben, daß dieses kriegerische und bedürfnißlose Volk von Hirten und Ackerbauern durch die Niederlage die man ihm vor zehn Jahren, und nicht einmal mit den eigenen Waffen, beigebracht auf ewig eingeschüchtert sei und dem barschen Commando nach der deutschen Scheinparlaments-Caserne reglementmäßig gehorchen müße. Die letztere Chance war nur Einmal dagewesen, unter den Galgen von Arád, wie gesagt, aber seitdem unwiederbringlich versäumt. Die Besiegten von Solferino bildeten sich vergebens ein, daß die Sieger von Kapolna sie suchen müßten, und als diese thatsächlich ausblieben, sagte Schmerling sein berühmtes: Wir können warten!

Kaum ein Jahr ist es und schon klingt es wie ein komisches Märchen von Gozzi, daß man dem babylonischen Geschwätz vom „engern" und „weitern" Reichsrath eines Tags zumuthete, einen Sinn zu haben und eine völkererlösende That zu sein.

Da wurde im vorigen Jahre der babylonische Schutt hinweggeräumt und eine Verfaßung „sistirt", welche keine Volksvertretung war, sondern bloß eine erweiterte Bureaukratie. Das neue Ministerium Belcredi rühmte sich seiner „freien Bahn".

Wir standen und warteten, wer auf dieser „freien Bahn" nun einherziehen würde. Aber nichts zog einher.

Die Bahn blieb immer frei. Wir haben nie eine so menschenleere Straße gesehen. Endlich kamen aus Italien einige vertriebene Jesuiten und vom Norden her sehr viele und sehr gut geführte Preußen, welche die Bahn so außerordentlich frei finden, daß der Thürmer vom Stephansthurm nächstens mit ihnen Blicke wechseln wird!

Das sind die Provenienzen auf der freien Bahn. —

Von 18 zu 18 Jahren zählte der Mann deßen ich oben gedacht, die modernen Revolutions-Perioden, oder, um ein weniger rothes Wort zu wählen, die modernen geschichtlichen Crisen. Nur unser unglückliches Oestreich, — welches schon längst aufgehört hat, die Felix Austria zu sein, — intercoupirt sich diese Schicksalsphasen selbst wieder mit kürzeren Maßen und mit steileren Zwischenstufen. Von der Capitulation bei Világos bis zur Niederlage bei Solferino zählen wir zehn Jahre, von dieser bis zur Niederlage bei Königgrätz nur sieben. Von der verworfenen Kremsirer Reichsverfaßung bis zur oktroyirten Februar-Verfaßung verflossen zwölf Jahre, von dieser bis zu einer zweiten Verwerfung, oder, wie man es nannte, Sistirung, nur fünf. Physiker sagen, fallende Körper sind es, deren Fallgeschwindigkeit in solchen Proportionen zunimmt; dürfen es auch Politiker sagen?

Die Geschichte vom Bonny und vom Steckenpferd.

September 1866 (ungedruckt geblieben).

Fränzchen lag krank. Der Arzt fühlte ihm den Puls, ließ sich die Zunge zeigen, auskultirte, und — schüttelte den Kopf. Er that einige Fragen und — schüttelte wieder den Kopf.

Ich weiß nicht was dir fehlt, sagte er, deine Krankheit kommt mir fast wie Verstellung vor.

Fränzchen seufzte.

Hast du das Schulfieber?

Der Kranke verneinte.

Liegen dir Spielereien im Kopfe?

Der Kranke zuckte. Es gab ihm einen Ruck in die Höhe, sein Auge belebte sich wie von einem männlichen Feuer.

Hab ich's errathen, junger Herr?

Der Knabe seufzte abermals. Ach nein, Herr Doktor, das Gegentheil; ich möchte zu spielen aufhören, aber die Mama leidet es nicht. Sie läßt mich immer noch auf dem hölzernen Steckenpferd reiten und ich sterbe vor Sehnsucht nach einem lebendigen Ponny. Ich bin ja kein Kind mehr, ich bin schon ein tüchtiger Junge. Und sehen Sie, der Louis reitet auch, und der Viktor, und der Wilhelm, und der Leopold, ach wie schön reitet der! Aber was sag ich? sogar die Mädchen unsrer bekannten Familien reiten. Die Viktoria tummelt ihr englisches Vollblut daß es eine Pracht ist, und die Isabella, das dumme Ding, die sich vor Pferden doch fürchtet, hat wenigstens ihren Andalusier im Stalle stehen, wo er freilich steif wird und elendig die Krippe beißt. Ach, wenn ich dieses edle Thier hätte!

Also da steckts. Nun tröste dich, Fränzchen. Ich will der Mama deinen Wunsch vortragen.

Um Gotteswillen! rief der Knabe erschrocken und griff hastig nach den Händen des Doktors. Thun Sie das ja nicht. Die Mama wird immer so böse wenn ich von einem Ponny zu fantasiren anfange. Ihnen ins Gesicht würde sie's mit freundlichen Worten versprechen, aber hinter Ihrem Rücken erhielte ich eine Strafe und müßte ins Hundeloch. Ja wenn Sie der Herr im schwarzen Rock und breiten Hut wären, der kann bei der Mama alles was er will. Aber der haßt mich bitterlich. Der hat Ohren

wie eine Fledermaus, dem thut schon der Rumor mit meinem Steckenpferde weh, wie er sagt, der würde mir nie eine Gallopade auf einem Ponny vergönnen. Der schwarze Herr möchte einen rechten Duckmäuser aus mir machen. Nein, nein, Herr Doktor, sagen Sie der Mama ja kein Wort. Es ginge mir schlecht. Die Mama ist gar nicht so gut wie Sie glauben. Sie thut nur vor den Leuten so süß und läßt sich loben, was für eine liebe und gemüthliche Frau sie ist; aber ich spüre wenig davon. Ich denke immer an die Katz im Bilderbuch:

Die Miezi will mir nicht gefallen,
Hat weiche Pfoten und scharfe Krallen.

Der Doktor biß sich die Lippen. Er griff nach Hut und Stock, um nicht weiter zuzuhören, wie sich der Knabe vergaß, und dann auch, — weil ihm die Galle rege war. Der Doktor gehörte zu den „Massiven" seiner Zunft und mit brüskem Schritte betrat er das Zimmer der Hausfrau.

Das war eine Dame von großer Korpulenz der Person und selbst im Hauskleide noch mit geschmacklosem Putz überladen. Sie hatte ein rothes fleischiges Gesicht mit groben und geistlosen Zügen, welche nichts ausdrückten als Liebe zu allen Genüßen der Welt. In diesem Augenblicke las sie in einem schwarzgebundenen Buche, wobei sie die Augen verdrehte und larmoyant seufzte, denn sie liebte es, spiritualistische Airs aufzusetzen, was zu der gemeinen Sinnlichkeit ihres ganzen Wesens ungemein lächerlich contrastirte. Sie versuchte es, dem Doktor mit einem schönen mütterlichen Kummer entgegenzublicken.

Ah bah, dummes Zeug, polterte der Doktor, Ihrem Buben fehlt gar nichts. Der Kerl ist gesund wie ein Häher. Werfen Sie ihn auf einen Corsikaner-Ponny und laßen Sie ihn täglich zwei Stunden im Prater reiten, denn er braucht nichts als Luft und Bewegung. Sie

könnten wahrlich was Gescheidteres thun, als in dieser pressanten Cholera-Zeit mir unnütze Gänge verursachen. Gott befohlen!

Flegel! schalt das Weib hinter ihm, aber erst als sie die Schritte des Imponirenden in sicherer Ferne hörte. Dann schaffte sie sich plötzlich ein süßes Mutterlächeln an und eilte zu ihrem Fränzchen.

Kind, mein Kind, du bist gerettet! rief sie mit Pathos; der Doktor ist ein Engel! Der Sitz der Krankheit ist erforscht. Siehe, der Stock von Deinem Steckenpferd ist grün lackirt und dieses Grün ist Gift. Arsenik ist's. Gleich laß ich's abkratzen und den Stock gelb lakiren. Prächtiges Goldgelb! Freut dich das, Bürschchen? wird das schön sein? Ach, du bist schon gesund! Du bist ganz roth vor Freude! Steh auf, steh auf, und morgen hast du dein gelbes Steckenpferd.

Sie riß das Kind aus dem Bette, welches sich in sein Schicksal ergab. Aus Furcht vor der Mama ritt Fränzchen ein paar Tage das neulakirte Steckenpferd, dann warf er's in die Ecke und grämte sich wie zuvor.

So verging eine Weile. Der Knabe schlich herum wie ein Vogel mit gebrochenen Schwingen. Er entsagte den Spielen, die man ihm bot oder trieb sie verdroßen, sein Aussehen wurde von Tag zu Tag schlechter, seine Zimmerfarbe — Krankenfarbe. Als sein Zustand wieder auf dem Punkte stand daß man den Arzt rufen sollte, sagte die liebende Mutter: Warte, Fränzchen, wir richten's auch ohne Arzt. Ich weiß schon was dir fehlt. Ich weiß recht gut daß dich dein Steckenpferd nicht freut. — Der Kranke horchte hoch auf. — Denke dir, der Esel von einem Lakirer! Ich bestellte Goldgelb, schönes Orangegelb, und das Heupferd nimmt Schwefelgelb! Reinen Schwefel! Man riecht ihn auf hundert Schritte. Ich wurde ohnmächtig, als ich jüngst in deinen Spielsachen schaffte. Ach,

mein Kind, warum verschwiegst du denn das so lange? Das Haus riecht ja nach Schwefel. Aber ich weiß was ich thue. Ich entschließe mich jetzt zu einer Radikalkur. Schwarz laß ich dir deinen Reitstock lakiren. Das Gelb muß dich nunmehr disgustiren in allen Nuancen. Schwarz, schwarz wie Ebenholz bekommst du dein Steckenpferd.

Fränzchen erblaßte. Er kroch in sein Kämmerlein und weinte bitterlich über die getäuschte Hoffnung. Er ritt auf dem schwarzlakirten Steckenpferd ein paar mal durch das Zimmer, aber die Natur war stärker als die Verstellung. Er rührte den Stock bald nicht mehr an, ja er bekam Krämpfe, wenn er ihm nur in die Augen fiel.

Daß halt dem Kinde gar nicht zu helfen ist! jammerte die zärtliche Mutter. Was fehlt dir denn, Fränzchen? Komm, mein Goldvöglein, sag mir's. Ich bin ja deine gute Mama, die dir Alles zu Liebe thut. Ist dir die schwarze Farbe auch nicht mehr recht? Sag, was hättest du denn gerne?

Einen Ponny, hauchte der Knabe furchtsam.

Eine braune! sagte die Mutter. Ei, das ist ja ein wunderlicher Geschmack. Aber es sei. Ich thue Alles, was ich dir an den Augen absehen kann. Eine braune Farbe. Gut! Eine braune.

Madame, einen Ponny hat er gesagt, bemerkte das Kindsmädchen, welche den Jammer nicht länger mehr ansehen konnte.

Ein wohlgezielter Briefbeschwerer flog nach dem Kopfe des Mädchens, der sie unfehlbar getödtet hätte, wenn sie nicht aalglatt entschlüpft wäre. Dieses Pack! Dieses Lumpengesindel! quoll hinter dem Schuße eine Rauchwolke von Scheltworten nach; kein Wunder, wenn das Kind zu Grunde geht! es wird ja systematisch verführt und verdorben von dem Dienstbotenpöbel! Was ich mich ärgern muß! Ich armes, schwaches Weib! Das wüste Volk ist nicht mehr zu bändigen! Wir brauchen eine neue Dienst-

botenordnung. Das Zuchthaus, was sag' ich? der Kerker, der schwere Kerker müßte auf solche Insolenzen gesetzt sein. Die Canaille sollte gar kein menschliches Recht haben. Wahrhaftig und Gott man müßte bei dem Aas von allen Gesetzen und Rechten eine Ausnahme machen. Ja, ja, ein Ausnahmezustand ... oh, meine Nerven! Die Person hat mich umgebracht!

Glücklicherweise trat soeben der schwarze Hausfreund ein und erweckte sie wieder zum Leben, denn die Todten zum Leben zu erwecken gehörte zu den kleinen geselligen Künsten des schwarzen Hausfreundes. Die Mama lebte, sie spielte sogar ihren Robber mit dem schwarzen Hausfreunde, Fränzchen aber überließ sich einer lebensmüden Verzweiflung.

Inzwischen machte die Geschichte vom Ponny und Steckenpferd mehr und mehr auch außer dem Hause Aufsehen, die Nachbarn nahmen die Parthei des Knaben, bemitleideten ihn, luden ihn ein und suchten ihm sein Haus außer dem Hause zu ersetzen.

Diese Wendung war der Mama am empfindlichsten. Sie raffte sich auf. Sie warf ihrem Söhnlein liebende Blicke zu, ließ dunkle aber vielverheißende Winke und Worte fallen, und schien im Stillen geschäftig, großartige Ueberraschungen vorzubereiten.

Eines Tages zog sie den Knaben auf ihren Schooß, that ihm schön und redete so zu ihm: Horch auf, Fränzchen und freue dich. Ich habe einen neuen Plan mit dir. Heute Nacht fiel mir's wie Schuppen von den Augen. Soll ich's nicht eine Eingebung nennen? Wahrhaftig und Gott, es ist eine Erleuchtung! Solch gute Gedanken darf man sich nicht selber zuschreiben; sie kommen von oben. Ich habe lange im Finstern getappt, aber jetzt endlich erkenne ich deine Bedürfniße und meine Mutterpflichten so klar wie den Tag.

Als Fränzchen diese Ansprache hörte fiel er der Mama

um den Hals. Er saß schon im Sattel und gallopirte zwischen Viktor, Wilhelm und Louis auf seinem Ponny. Sogar der Viktoria trug er im Geiste seinen Geleitsritt an.

Die Mama fuhr fort. Ich dachte bisher nur an den Stock deines Steckenpferdes. Aber der Stock ist ja nicht die Hauptsache sondern das Pferd ists. Wie ich dein Steckenpferd nun heute in die Hand nehme und mir den Kopf zerbreche, merke ich auf Einmal: das Ding fühlt sich so hart an. Hu, blitzt mir der Gedanke durch den Kopf: da stecken Roßhaare drinn. Ich trenne es auf — richtig, Roßhaare! Faustdicke Ballen von ungekrämpelten Roßhaaren! Jetzt war mir Alles klar. Der harte, verfilzte Wulst und dein weiches Händchen, das paßt in Ewigkeit nicht. Es muß dich ja aufreiben. Zeig her, hast du nicht Schwielen, du Aermster? Kurz, ich schickte sogleich zum Sattler und ließ das Pferd mit den feinsten Camelothaaren füttern. Eine magnifique Arbeit! Es fühlt sich so weich, so wohlich an, — jetzt endlich kannst du an deinem Steckenpferde eine wirkliche Freude haben.

Das war der letzte Stoß welchen die vielgetäuschte und mißbrauchte Kindesliebe Fränzchens erhielt. Aufrichtigen Respekt hatte er gegen seine Mutter nie zu empfinden vermocht, jetzt aber empfand er aufrichtigen Haß. Er mied sie, wo er nur konnte. Er mied das Haus, er trieb sich auswärts herum. In der Straße wo er wohnte stand ein Hotel, er befreundete sich mit den Kindern der Fremden. Die Mama sah es mit an, wie er sich den Knaben aus Berlin, aus Florenz, aus Petersburg anschloß; er überlegte sogar, und nicht einmal im Stillen, mit Einem derselben durchzugehen. Am liebsten hätte er es mit allen zugleich gethan. Und wie das so leicht nicht ging, suchte er sich über den Augenblick zu betäuben und gewöhnte sich unordentliche Genüße an. Er trug aus dem Hause was er nur konnte, er bestahl sich selbst, verkaufte es und ver-

naschte das Geld oder vertrank es in süßen Liqueuren. Er verdarb sich den Magen und bald lag er wieder zu Bette.

Die Mama ließ einen Arzt rufen, — einen andern als den ersten, welcher auch nicht so grob war wie jener, sondern bedeutend gröber.

Ohne sie nämlich ihre mütterlich erheuchelten Explikationen auskramen zu laßen, unterbrach er sie rasch und heftig: Laßen Sie mich ungeschoren mit Ihrem sogenannten Kranken. Ich kenne längst die Verhältniße Ihres Hauses; die Spatzen auf den Dächern pfeifen ja davon. In Ihrem ganzen Hause ist niemand krank als Ihr verdammter Schädel und sein vertrocknetes, wie es scheint, gänzlich atrophirtes Cerebralsystem. Frau, was wollen Sie denn? Ihren Buben umbringen? Meinethalben! Aber dann rufen Sie meinen Collegen, den Todtengräber, nicht mich. Ich habe da gar nichts zu thun. Ich verschreibe Ihrem Buben, was sein Herz gesund macht, ein lebendiges Pferd; aber Ihre fixe Idee, oder Ihren boshaften Willen, ihn mit dem Puppenspiel eines Pferdes zu äffen, damit bleiben Sie wenigstens mir vom Leibe. Das soll der Teufel holen, sofern Sie nicht selbst seine Großmutter sind. Adieu!

Vinaigre! Eau de Cologne! Je meurs! kreischte die Hausfrau, aber das Haus war diese Nerven-Allarme schon gewöhnt, nicht einmal der schwarze Hausfreund sprang ihr bei, der ihre Zärtlichkeit überhaupt undankbar und wie ein echter Haustyrann aufnahm. Es blieb ihr diesmal nichts übrig als von freien Stücken wieder lebendig und süß zu werden.

Mit ausgebreiteten Mutterarmen flog sie zu ihrem Fränzchen hinüber. Rathe, Kind, was ich Dir bringe? schmunzelte sie mit einem gekräuselten Zuckermündchen. Etwas ganz Neues! Der Doktor sagt: weder am Stock liegts, noch an der Füllung, sondern am Ueberzug. Dein

Steckenpferd ist mit einem Katzenfell überzogen, welches eine anti-elektrische Strömung hatte, wodurch du krank wurdest. Er schrieb mir ein Thierfell auf, welches die rechte hektische Strömung hat. Noch heute will ich . . .

Noch heute will ich dieser Affen- und Hundekomödie ein Ende machen! rief Fränzchen, sprang aus dem Bette, brach sein Steckenpferd übers Kniee und schleuderte die Trümmer mit solcher Heftigkeit ins Kamin, daß Funken und Flammen herausschlugen, welche den Teppich, das Zimmer, das ganze Haus und seine Bewohner ergriffen. Entsetzt rannten die Leute von der Straße herauf, voran die Kinder vom Hotel, die Knaben aus Berlin, Florenz und Petersburg. Leider fanden sie Fränzchen und seine Mutter in dem brennenden Hause schon todt, und so blieb ihnen nichts übrig, um die letzten Pflichten der Freundschaft zu erfüllen, als in geschwindester Eile das Beste und Kostbarste, was sie aus Fränzchens Nachlaß noch erraffen konnten, zum theuren Andenken an sich zu nehmen. —

Die Fehler.

Im Tone Sam Slik's, des Uhrmachers*).

Ich bitte Sie um Gotteswillen, lamentiren Sie mir die Ohren nicht voll! Es gibt keine Fehler. Im Gegentheile. Es gibt keine Weisheit, keine Tugend, keine Größe — namentlich keine Größe! — sondern Alles sind Fehler gewesen. Ich kannte in Leipzig eine allerliebste Frau, welche zehn Jahre lang die Noth ihrer Aerzte war und auf Einmal gesund wurde — weil ihr Mann Bankerott machte. Da haben Sie's! Die ganze Medizin war ein

*) Den Literaturfreunden wohl bekannt als eine Art amerikanischer Eulenspiegel.

Fehler und der Bankerott eine Medizin für sie. Wollen Sie Weltgeschichte? Wer hat Rußland gegründet? Peter der Große, werden Sie sagen. Mondschein! Karl der Verrückte, ich meine der zwölfte, der schwedische, war Rußlands Erzvater. Haben Sie je einen Löwen mit einer Katze raufen gesehen? Nun, Werthester, was denken Sie, welche Fehler der Löwe machen müßte, wenn die Katze obsiegen sollte? Wohlan, alle diese Fehler hat der germanische Schwedenlöwe gemacht, um die slavische Russenkatze emporzubringen. Alle alle! Von Karl und nicht von Peter datirt's, daß der Norden Europas slavisch wurde anstatt germanisch. — Marathon! Miltiades! Gut, gut. Fallen Sie nicht in Verzückungen. Weiß schon. Klassisch, ewig, einzig, unsterblich ꝛc. ꝛc. Zehntausend Griechen siegreich über zwei Millionen Asiaten — alle Schulmeister der Welt schlagen Purzelbäume darüber. Mondschein! Just weil es zwei Millionen waren. Wer Teufel heißt die Narren gleich millionenweise kommen? Hätte Xerxes das ganze Völkergesindel zu Hause gelassen und nichts mitgenommen als seine Parsagaden allein, die Blüthe des arischen Kriegerstammes, so wett' ich den Deák gegen den Lustkandl, die Perser säßen noch heute in Griechenland, wie jetzt die Osmanen. Aber Xerxes machte Fehler — und die Schulmeister loben den Miltiades. — Napoleon! Haben Sie die Gnade und nennen Sie mir von den zwanzig Jahren seiner Siegerlaufbahn nur ein einziges Jahr, wo sich dieses Meerwunder von Feldherrngenie nicht dergestalt in eine Mausfalle verrannt hatte, daß ihn all' sein Genie nicht retten konnte, sondern nur die Fehler der Nicht-Genies. Wohlan, die Summe dieser Fehler wurde nach und nach die Größe Napoleons.

Also nichts von Fehlern, mein Werthester. Danken Sie Gott an jedem Abende, wo Sie zu Bette gehen und die Schlafmütze über die Ohren ziehen für das Füllhorn von Fehlern, womit der abgelaufene Tag den Ruhm, die

die Wohlfahrt und die Freiheit der Völker aller Wahrscheinlichkeit nach wieder vermehrt hat. Haben Sie die englische 1688ger Revolution gelesen? Bitte um Verzeihung, wer hat sie nicht gelesen? Gut, gut. Also, was haben Sie gelesen darin? Den Freiheitssinn der angelsächsischen Race, die zähe und unzerstörbare Widerstandskraft des germanisch protestantischen Prinzips gegenüber — Gehorsamer Diener! Wissen Sie, was ich darin gelesen habe? Die unendliche Faulheit eines Volkes, eine Revolution zu machen, welche es um jeden Preis nicht machen wollte. Nie war ein Volk fauler, verdroßener, unaufgelegter, sich für die Freiheit zu échauffiren. Es war, als ob ein kolossaler Schnupfen über all' diesen Schiffsrhedern, Fuchsjägern und Hochkirchenmännern gelegen hätte. Aber der brave Jakob, er ließ sich's sauer werden um die Revolution. Er ruhte und rastete nicht, bis er davongejagt war. Friede seiner hochseligen Asche! Ist Ihnen eine Prise gefällig? Helf' Gott, 's ist wahr! Starker Tabak, was? Ja, ja, ich führe vom stärksten.

Also, was ich sagen wollte, die Fehler! Die lieben, guten, vortrefflichen Fehler! Die Fehler, welche keine Fehler sind, sondern apokryphe Weisheiten! Gott erhalte sie! Sie gehören zum Systeme der Weltharmonie. Ich begreife die Welt nicht. Wären die Menschen als Politiker nur halb so gescheidt, wie als Naturforscher, es gäbe keinen einzigen Mißvergnügten. Ist Jemand über die Natur mißvergnügt? Daß ich nicht wüßte. Man hat Verstand und guten Willen genug, die Natur zu studiren und siehe da, es steht vortrefflich. Man weiß, warum das Kameel einen und das Dromedar zwei Buckel hat, warum das Stinkthier stinkt und das Faulthier faul ist. Man ißt Schnepfenkoth und heilt mit Bibergeil, man kennt den Nutzen der Gifte von Orfila bis zum letzten Apothekerjungen herab. Haushalt der Natur nennen wir's — ein schönes, weises Wort! Aber wer Teufel heißt uns bei der Natur stehen

bleiben? Warum sehen wir den Haushalt der Natur nicht auch in den politischen Verfaßungen der Menschen? Da gibt es z. B. Leute — Pardon, wenn ich Ihnen auf ein Hühnerauge trete — welche die Preßproceße nicht lieben. Guter Gott, mir steht die Perrücke zu Berge! Gibt es denn im Haushalt der Natur einen wohlthätigeren Stoff, als die Anklageschriften der Staatsanwälte? Wie mußt' ich mich neulich über die „Times" ärgern, welche zu dem wunderschönen liberalen Erlaß des Herrn v. Komers meinte: „Die beßte Preßpolitik sei gar keine". Das kann die „Times" sagen, die dicke fette „Times", welche in Abonnentengeldern erstickt. Was weiß die „Times", wie Unsereinem zu Muthe ist? Wo die politische Bildung, das Interesse an Zeitungen, die öffentliche Meinung erst geweckt und großgenährt werden soll, da heißt es: hilf, was helfen kann! und was hilft denn beßer, als die Staatsanwälte? Ich bitte Sie, betrachten Sie einmal, was geschieht, wenn es heißt: die und die Nummer vom „Maikäfer" ist mit Beschlag belegt und in Anklagestand versetzt worden. Alle Welt spricht vom „Maikäfer". Alle Welt theilt sich den „Maikäfer" mit. Und wären von der ganzen Auflage nur zehn Nummern im Publikum, die zehn Nummern gehen durch zehntausend Hände. Leute, welche nie Zeitungen lesen, wollen den inkriminirten „Maikäfer" lesen. Jetzt kommt die Gerichtsverhandlung. Die Leute strömen vor die Barre. Sie hören die Anklage und lernen aus dem Munde des Staates, wie wichtig die Preße ist. Sie hören die Vertheidigung und lernen aus einem anderen Munde, wie wohlthätig die Preße ist. Hierauf wird die Verhandlung in sämmtlichen Zeitungen abgedruckt und sämmtliche Zeitungen werden wieder verschlungen. Es geht von Mund zu Mund: „Haben Sie schon den Preßprozeß des „Maikäfers" gelesen?" So wirkt die Preßpolizei in einem politisch noch unreifen oder indifferenten Volke als ein unschätzbares Stimulans zur Weckung politischen Sinnes.

Sie ist im Haushalt der Natur ein ganz unentbehrliches Mittel, das Zeitungsinteresse groß zu ziehen. Ist das Werk fertig, so tritt sie ohnedies zurück, wie die „Times" sehr protzig sich rühmt. Preßpolizei dauert nie länger, als so lang es sich darum handelt, der Preße unter die Arme zu greifen. Ist der Bengel groß, so groß wie in England, so greift ihm kein Mensch mehr an den Nabel, geschweige unter die Arme. Aber um Gotteswillen, entzieht uns unsere Ammen und Wärterinnen nicht vor der Zeit! Es lebe der Staatsanwalt! Es lebe die Preßpolizei! Es lebe der Haushalt der Natur!

Und nun guten Morgen, Herr! Ich habe genug geschwatzt. Noch eine Prise. Helf' Gott!

Das Deutschthum in Südtirol.

Welche Maßregeln gedenkt das Ministerium zu ergreifen um dem Lande Südtirol seine durch Fahrläßigkeit des früheren Systems verkümmerte deutsche Nationalität wieder zurückzugeben und dadurch ein hochgefährdetes Kronland des Kaisers der Attraktion eines feindlichen Nachbars zu entziehen?

So hören wir bereits im nächsten östreichischen Reichstage einen Volksvertreter die Ministerbank interpelliren oder — wünschen es wenigstens zu hören. Aber wir glauben nicht, daß von der Ministerbank die Antwort zurückkommen wird: Nun, wir gedenken halt die Fäuste zu gebrauchen! Der Verlaß auf die physische Kraft ist bei Königgrätz für immer begraben worden. Kein östreichischer Staatsmann wird künftig den Muth haben, sich auf den Muth zu verlaßen. Die Geister von Königgrätz sagen ihm daß der Muth unterliegen kann, und selbst die von Custozza, daß der Muth noch nicht zu retten vermag.

Während nun die Blätter in diesen Tagen die strategische Befestigung der schmerzlich verstümmelten Gränze

von Südtirol urgiren, wollen wir nicht minder nachdrücklich auch die moralische Befestigung dieser exponirten Gränze bevorworten.

Die Italiener nehmen Tirol bis an den Brenner in Anspruch, können aber schon vor den Thoren Veronas eine Sprache hören wie diese: „Wil Mon von insern Land san niemar dahuom im Wintar, ma sie san in Welschland bei den Diwen.“ Wie viel ist italienisch in diesem deutschen Satze? Ganze zwei Wörter: ma und Diwen! (ma, mai; aber, sondern; Diwen, die Schafe, von ovis).

Um zu beweisen, daß das Land bis Verona deutsches Land ist, brauchen wir nicht auf die Cimbern und Teutonen zurückzugehen, welche es angeblich besiedelt haben. Jeder Reisende hört es noch heute mit seinen eigenen Ohren. Er hört und sieht aber auch zugleich, daß der deutsche Sprachbau zur kläglichsten Ruine verfallen ist, daß er den italienischen Elementen preisgegeben ist wie ein Haus dem man das Dach abtrug, von dem man Thüren und Fenster abhob.

Und fragt er verwundert: wie konnte der Hausherr diesen Raub dulden? so hört er noch verwunderter die Antwort: im Gegentheile; er selbst hat ihn ja begangen. Er hat Dach, Thüren und Fenster eigenhändig von seinem Hause hinweggenommen. Just die östreichische Regierung, die deutsche Bundes-Präsidialmacht war es, welche in diesem deutschen Lande entdeutscht und verwälscht hat.

Das ist Thatsache. Die Kaiser-Franzische Bureaukratie fand es äußerst „uncommod“, daß sie den eigensinnigen Bauern der Sette commune und der Duodeci commune in deutscher Sprache amtiren sollte, da sie doch rings umher italienisch amtirte. Die Schablone des grünen Tisches ruhte und rastete nicht bis sie auch diesen Deutschen das Wälsche aufgepfropft hatte. Aehnlich ging die Curie in Trient vor. Die Pfarrstellen der deutschen Gemeinden besetzte sie, der bequemeren Unification wegen, consequent

mit wälschen Curaten, welche in der Italienisirung so weit gingen, daß sie z. B. selbst die Absolution verweigerten, wenn die Deutschen nicht wälsch beichteten.

Den Schrei, der darüber zum Himmel dringt, wollen wir unterdrücken. Menschlich ist eine Sorglosigkeit, welche aus der Sicherheit entspringt. Zur Zeit als in Neapel die Brüder Bandiera erschoßen wurden, konnte kein Mensch ahnen, daß vierzig Jahre später die Geisterhände der Bandiera an die Thore von Trient, Görz und Triest pochen würden. In diesen vierzig Jahren wurde also von der Kaiser-Franzischen Sicherheit im deutschen Südtirol lustig weiter italienisirt. In jenen idyllischen Tagen schien es noch gleichgiltig, ob die allergetreuesten Unterthanen Sr. Majestät deutsch oder wälsch sprächen. Waren sie doch allergetreuest!

Das hat sich nun furchtbar geändert. Heute ist Tirol einem Schiffe gleich, wovon die ganze Hälfte unter Wasser geht. Die feindlichen Wellen spülen darüber hin, das Schiff kann sinken.

Wenn wir nach dem Frieden die alte Sorglosigkeit wieder aufnehmen, so wird sie wenigstens nicht mehr mit der Sicherheit der alten Verhältniße zu entschuldigen sein.

Wir wollen damit die braven Tiroler wälscher Zunge nicht im mindesten verdächtigen. Aber, — noch haben sie diese Zunge nicht lieben gelernt. Noch bedauern die alten Leute, deren Dorfmarken vor vierzig und fünfzig Jahren deutsch waren, daß sie es heute nicht mehr sind. Wir germanisiren nicht, wir drängen aus einem germanischen Lande nur den Eindringling zurück. Es war schon mehr als gutmüthig von uns daß wir bis zur Verläugnung unserer selbst die wälsche Gastsprache aufnahmen; daß wir dem Gaste Tisch, Bett, Hausaltar und alle Heiligthümer unseres Herzens einräumten. Nimmt aber der Gast eine brennende Lunte in die Hand, dann hört wohl auch das gemüthlichste Gastrecht auf.

Auch kommt es auf den Patriotismus der Wälschtiroler gar nicht an. Was hilft das Herz, wenn der Feind nicht auf das Herz sieht sondern auf die Zunge und consequent behauptet: der Zunge nach gehörst du mir und ich habe ein Eroberungsrecht an dich! Ist es dann nicht beßer, mit dem deutschen Herzen auch die Zunge in Einklang zu bringen, zumal wenn sie von Haus aus schon deutsch war?

Indem wir aber die Zurück-Germanisirung Südtirols als moralische Landesbefestigung mit einem Nachdrucke fordern, daß wir das Gegentheil davon — fast für Landesverrath halten, so wird man uns vorwerfen, wir verfolgen eine Politik welche den Machthabern gegenüber aussichtslos ist. Das Ministerium Belcredi liebt den Germanismus nicht und die Curie von Trient scheint ihn als Träger der Aufklärung geradezu zu haßen.

Was die letztere betrifft, so wollen wir sie nicht über ihre „wohlverstandenen" Interessen belehren. Wer sagt denn, daß sie sie „wohl verstehen" will? Verstand denn der Papst selbst sein Interesse wohl, als er die Crociati zum Kreuzzuge gegen Oestreich segnete, gegen Oestreich das sein zärtlichster Freund war, wie wir Oestreicher — seufzend uns rühmen müßen! Wenn die Curie von Trient durch Verwälschung des Landes ihr Erzbisthum einer Macht entgegentreibt, welche — die Kirchengüter eingezogen hat und deren Träger excommunicirt ist, so haben wir vor dieser Blindheit der Curie zu Trient so viel Respekt, daß wir sie mit keiner Staar-Operation behelligen werden.

Was aber das Ministerium Belcredi betrifft, so wird die Unsterblichkeit zwar stark von den Dichtern, aber weniger von den Ministern begehrt und noch weniger von ihnen erreicht. Das Ministerium Belcredi wird also jedenfalls sterblich sein. Wahrscheinlich liest uns in diesem Augenblicke schon sein naher Nachfolger.

Und diesem Manne, deßen Nachfolge keinen Sinn

hätte, wenn er nicht ein deutscher Mann wäre, legen wir die geistige und moralische Befestigung unsrer wälschen Südgränze an's Herz. Es wird sehr nützlich sein, dieselbe mit Steinen und Mörtel zu befestigen, d. h. strategisch; ein wahrhaft großer und schöpferischer Staatsmann aber wird sie auch moralisch befestigen, und seine Festungen werden heißen: eine deutsche Universität in Trient, in Görz, in Triest! [1])

Das Glück ist rund.

Juli 1866.

Wenn uns Deutsch-Oestreicher, die wir zwar das Bundes-Präsidial-Bewußtsein, nimmermehr aber das deutsche Bewußtsein verlieren können, etwas in der Welt zu trösten vermöchte über den Aufschwung der preußischen Macht, über das ungeheure Glück unsers Nebenbulers, des Marquis de Brandenbourg, — so wäre es der Aerger eines noch leidigeren Nebenbulers, des Franzosen. Es ist nicht anders möglich: jeder Deutscher, und wäre es selbst ein Oestreichisch-Deutscher, auf deßen Boden die Preußen annoch als Feinde stehen, liest es mit einer Art Genugthuung wie sich im jüngsten Heft der Revue des deux mondes Herr Forcade die neuesten Veränderungen in Deutschland zu Herzen nimmt Indem er zu seinen Landsleuten, den Franzosen spricht, sagt er! „Die Oberflächlichen mögen sich die Mäßigung des Königs von Preußen loben; die gewiegten Geister sind im Stande die Beschaffenheit der neuen Nachbarschaft zu bemeßen welche Frankreich durch die Reconstituirung Deutschlands erhalten wird. Das preußische Deutschland wird für den Augenblick am Main Halt

---

[1]) In diesem Augenblicke ist wirklich eine neue Universität in Czernowitz beschloßen! (Juni 1874.)

machen. Dank den Ideen des guten Königs Wilhelm werden wir das Schauspiel einer Auferstehung haben, welche das neue Europa gewiß nicht erwartet hätte; wir werden im Mittelpunkte Europas einen von fürstlichen Großvasallen umgebenen Monarchen sehen. Die Könige, welchen Preußen ihre Gebiete laßen wird, die Großherzoge, Herzoge und Kurfürsten des norddeutschen Bundes werden Lehensleute der Krone Preußens sein. Sie werden die innere Verwaltung ihrer Staaten behalten, aber ihre Truppen werden von Preußen befehligt, die äußern Angelegenheiten von Berlin aus geleitet werden."

Ist das nicht schauderhaft? Wenn ihre äußern Angelegenheiten wenigstens von Paris aus geleitet würden! Wenn ihre Truppen wenigstens von einem französischen Empereur befehligt und auf die Schlachtbänke nach Rußland und Spanien geschleppt würden! Man sieht, das großartig-lüsterne „Schauspiel einer Auferstehung", das sich die neidverzehrte Phantasie des Franzosen eben so pomphaft als herzbrechend ausmalt, „der im Mittelpunkte Europas von Großvasallen umgebene Monarch", das Alles — läßt Herr Forcade ahnen, — müßte eigentlich in majorem Gloriam der großen Nation spielen. Leise zieht durch sein Gemüth das liebliche Geläute des Rheinbundes. Ein Monarch in der Mitte Europas von Großvasallen umgeben, wäre offenbar gar nicht so übel, es ist dieses glänzende Bild ein der französischen Phantasie theures und geläufiges Bild der Erinnerung. Nur müßte dieser Monarch vom Blute desjenigen sein, welcher sich in Erfurt „vor einem Parterre von Königen" aufspielen ließ; es müßte von Gottes- und Rechtswegen ein französischer Artillerie-Lieutenant sein; ganz unerträglich und gar nicht zu dulden ist es, daß es auch einmal ein deutscher König so gut haben soll, wie ein französischer Artillerie-Lieutenant.

Diese Qual des Franzosen thut uns natürlich wohl. Franzosen eifersüchtig auf Deutschland! Wachen wir?

träumen wir? ist das noch unsre alte Erde? Am Ende dürften wir uns gar wieder einen Luxus erlauben, der uns seit dreihundert Jahren, seit der Pavia-Schlacht Carls V. verboten war, nämlich deutschen Nationalstolz? Wahrlich, wenn es in Oestreich, in Sachsen, in Hannover und Frankfurt Herzen gibt, welchen das Jahr 1866 wehe thut, so empfehlen wir ihnen jetzt — die Lektüre französischer Zeitungen. Und wenn sie sehen, wie das Bild ihrer Schmerzen beim französischen Erbfeinde sich als ein Bild von Glanz und Größe objektivirt; wenn sie sehen, wie die Nation welche nichts fürchtete und sich Alles erlaubte, welche so unverschämt war, deutsche Ohnmacht als das Recht ihrer natürlichen Interessen zu fordern und welche zu glauben schien, Gott der Herr sei ihr ein schwaches Deutschland schuldig wie er der Katze die Maus oder dem Wolfe das Lamm schuldig ist; wenn sie diese Nation, welche uns vor ihre Congresse wie vor einen Richterstuhl fordert, auch einmal selbst bangen und fürchten sehen, und zwar bangen und fürchten vor Deutschland; so werden die Deutschen die Wunde des Bürgerkrieges vielleicht weniger fühlen und deutsche Mütter und Bräute ihre Thränen williger trocknen.

Wir haben es immer gesagt: das französische Geschrei nach der Rheingränze, diese permanente Beleidigung Deutschlands, wird nicht eher aufhören als bis die Franzosen anfangen, — für die Vogesengrenze zu fürchten![1]) Und die ersten Anzeichen dieser Frucht sind schon unterwegs.

Uebrigens ist der Herr Forcade ein Liberaler. Ein oberster König im Gefolge fürstlicher Vasallen, fährt er fort, sei ihm nicht etwa deßwegen so verhaßt, weil es ein deutscher König und nicht ein französischer Empereur sei,

---

[1]) In der östreichischen Journalistik das erste Wort dieser Art — vier Jahre vor dem 70ger Krieg!

— Gott bewahre, verkennt doch die Unschuld nicht! — sondern der Franzose, als ein Mann der sich auf eine geschmackvolle Garderobe versteht, hängt seinem Verdruß einen malerisch drapirten, demokratischen Mantel um. Dieser vasallenbediente Monarch, dieser preußische Sultan und Großmogul, meint Herr Forcade, schicke sich so gar nicht in ein Zeitalter, — „in welchem die fortgeschrittenste Nation der Erde von einem Schneider regiert wird." Nämlich Nordamerika und sein Präsident Johnson.

Nun, wir werden ja sehen, Monsieur Chauvin! Ihr habt da drüben einen Cäsar, welcher soeben dieser fortgeschrittensten Nation der Erde den Dolch seines mexikanischen Kaiserreichs an die Brust setzt, und dieses freiheitsmörderische Attentat noch seine „größte Idee" nennt. Dieser Herr hat euer Blut und Geld unbeschränkt in seiner Hand und kann damit schalten wie er will. Gelingt es euch nicht, diesen Großmogul in's Europäische zu übersetzen, so seid versichert daß uns gegen euren gallischen Cäsar gar nichts nothwendiger, nützlicher und angenehmer ist als — ein deutscher Cäsar! Hat euer Liberalismus aber noch Kraft und Wahrheit genug, um das cäsarische Gift, das ihr seit zwanzig Jahren selber im Leibe tragt, wieder auszustoßen, so seid nur ruhig und getröstet euch, daß dieser Stoß wohlthätig zurückwirken wird — auch auf den angeblichen deutschen Cäsarismus.

Ein schlafender Oestreicher.

10. Jänner 1867. (ungedruckt geblieben).

Ich träumte. Ich benütze „die freie Bahn" der Nacht und des Traumes um mich meiner Vernunft zu überlaßen, da ich auf der gehinderten Bahn des Tags und des

Wachens als gut=sistirter östreichischer Staatsbürger das Gegentheil zu thun habe.

Ich träumte also, das Riesenkind von Niedeck sei über Oestreich gekommen und habe ganz Oestreich von Brody bis Bregenz, von Ragusa bis Bodenbach in seine Schürze gefegt und nach Amerika hinüber getragen. Oestreichs Völker auf dem freien Boden Amerikas! Ich muß auf dem Rücken gelegen haben, denn man sagt, die Rückenlagen sind es, welche die abenteuerlichsten Träume erzeugen.

Als nun die Riesenjungfrau von Niedeck, wie sie einst den pflügenden Bauer von Haslach auf den Tisch ihres Vaters gestellt, die Deutschen, Czechen, Polen, Ruthenen, Magyaren und zuletzt auch den Herrn Toman, der sich die Slovenen=Krone des heiligen Zwonimir schief über's Ohr gestülpt hatte (fast lächerlich schief!), Stück für Stück auf dem reinen Tisch oder der Tabula rasa des freien amerikanischen Bodens aufzustellen begann, da hob ich neugierig den Kopf aus dem Kissen, denn es interessirte mich außerordentlich, wie sich der östreichische Nationalitätenstreit auf dem Boden der Republik ausnehmen würde. Aber Wunder, — ich sah nichts! Vom ganzen Nationalitätenstreit waren nur noch die Nationen da, ihr Streit dagegen verschwunden. Kaum hatten die Nationen den freien Boden von Nordamerika berührt, so sanken sie einander in die Arme und riefen frei nach Hamlet: Ha, was für Esel waren wir! Keins fürchtete mehr vom Andern unterdrückt zu werden und unterdrückte selbst wieder in dieser Furcht, es gab kein „divide et impera" mehr, — ganz besonders kein „impera". Keins fürchtete mehr, wenn es nicht Hammer wäre, der Ambos zu sein, denn die Schmiedearbeit, die Freiheit, war schon fertig und Hammer und Ambos überhaupt unnöthig. Die östreichischen Völker in Nordamerika hatten vor Allem Geld, — ich spreche immer von einem Traume! — und für sein Geld befriedigte Jeder seine Liebhaberei, ohne mehr nöthig zu haben, sie den

Andern streitig zu machen. Die Czechen und Deutschen haderten nicht mehr um die Prager-, die Polen und Ruthenen nicht mehr um die Lemberger-Universität, sondern sie hatten Universitäten, so zahlreich, — wie soll ich nur sagen? — so zahlreich wie Kasernen und Ordenshäuser. Die Zwonimirianer gingen nicht mehr im Ach und Weh ihrer Nationalschmerzen nach Gratz studiren, denn über allem Begriff großartig blühte ihre National-Universität zu Windisch-Feistritz. Die Morlachen votirten sich acht Millionen Dollars für ihr Nationaltheater, die Zigeuner zehn Millionen für ihre Akademie der Wissenschaften und die Szeresaner ließen sich für hunderttausend Dollars den „Kosmos" übersetzen, welchen sie hierauf für das schönste Werk ihrer Nationalliteratur erklärten. Kein deutsches Kind mußte mehr czechisch lernen und kein slovakisches ungarisch, denn da freie Völker einen Schulzwang nicht dulden, so lernte jedes nur was es wollte. Wo zehn Nationale beisammen wohnten, gründeten sie sich ihre eigene Schule, ja, ein einzelner Farmer hielt seinen Kindern oft einen ganzen Lehrkörper von Lehrern. Wie gesagt, sie hatten Geld dazu. Das Riesenkind von Niedeck hatte nämlich ein grobes Versehen begangen und just das Wichtigste von Oestreich, nämlich sämmtliche Steuerämter, in seine Schürze mit einzustreifen vergeßen.

Das Alles machte einen großen Eindruck auf mich. Die Entdeckung, daß wir eine Nationalitäten-Misere haben, nicht wegen der Nationalitäten sondern wegen des Absolutismus mit seinen verschiedenen Herrsch-Suchten und Süchteleien, mit seinen Oktober-Diplomen, Februar-Verfaßungen und Verfaßungs-Sistirungen, diese Entdeckung machte mich zum Messias von Oestreich. Für diese Entdeckung gekührte mir nicht ein, nicht zwei und drei Portefeuilles, wie sie Graf Belcredi cumulirt, sondern die Portefeuilles sämmtlicher Minister, denn ich wußte jetzt mehr als alle zusammen. Heureka! ich hab's gefunden! jauchzte

ich auf; die Verfaßungsfrage von Oestreich ist gelöst! die einzige Verfaßung, von welcher bei uns vernünftigerweise die Rede sein kann, heißt: Föderativ-Republik mit monarchischer Spitze! Eine östreichische Eidgenoßenschaft mit einer einzigen gemeinsamen Angelegenheit: Vertheidigung nach Außen. Im Innern macht was ihr wollt. Regiert euch selbst.

Aber kaum hatte die Freude über diesen glücklichen Fund mich aufgeweckt, so war sie auch schon zu Ende. Ich war wieder nichts und Graf Belcredi mit seinen drei Portefeuilles war wieder Alles. Ja, ich war weniger als nichts, denn ich war im Traume eigentlich sein Plagiator gewesen.

Föderativ-Republik mit monarchischer Spitze. Wäre denn dieser Traum so originell? Ist denn das nicht derselbe Traum welchen Graf Belcredi wachend und im vollen Ernste träumt? Wollte er sein politisches System mit einem Sensationstitel und effekthaschenden Schlagworte nennen, sein System der Decentralisation, der Lockerung des Reichsverbandes, der Sistirung der Reichsverfaßung, der Verlegung des politischen Schwerpunktes in die siebzehn Provinzial-Landtage, so müßte er das Alles nennen: Föderativ-Republik mit monarchischer Spitze! Es ist bloße Bescheidenheit von ihm wenn er auf diesen lapidaren Titel verzichtet; es ist bloße Artigkeit von den deutschen Zeitungen, welche ihn aus allen Tonarten bekämpfen, daß sie ihn noch nicht als Republikaner denuncirt und bekämpft haben. Sagen wir's dürr und offen heraus: sein System heißt: Föderativ-Republik!

Ich war sehr betrübt, daß mir die Ehre meines Traums entging und war doppelt betrübt, daß sie Belcredi hatte, den ich mir als Partner buchstäblich nicht hätte träumen laßen. Ich wußte doch ganz bestimmt, daß zwischen seiner und meiner politischen Gesinnung ein Unterschied, ja

ein Gegensatz Statt fand, und sann aus Autoren-Eitelkeit auf meinen Traum über diesen Gegensatz kräftiglich nach.

Endlich hatte ich ihn. Mein Traum war eine demokratische Föderativ-Republik, Graf Belcredi aber läßt sich die letztere als eine aristokratische, als eine Adels-Republik träumen.

Aber siehe da! In dieser Version war mein Traum jetzt nicht nur kein Plagiat mehr an ihm, sondern der seinige war selbst wieder ein Plagiat. Eine Adelsdomaine war Oestreich von jeher gewesen, ja, der bekannte Mickiewicz karakterisirt in seinen „Vorlesungen über slavische Literatur" (4. Vorlesung, 3. Jahrgang, 1842) mit kecker Zunge die östreichische Verfaßung wie folgt:

„Dieses Kaiserreich zählt 34 Millionen Einwohner, im Grunde genommen hat es jedoch nicht mehr wie 6 Millionen Köpfe; nämlich 6 Millionen Deutsche halten 28 Millionen andere Stämme in Unterwürfigkeit. Zieht man aber von diesen 6 Millionen noch die Zahl der Bauern, der Handwerker, der Kaufleute u. s. w. ab, welche gar keinen Theil an der Regierung haben, so bleiben höchstens noch 2 Millionen Oestreicher, welche diese ganze Masse beherrschen. Diese 2 Millionen, oder vielmehr deren Interessen und Meinungen, werden von ungefähr hundert Familien repräsentirt, welche deutsch, ungarisch, czechisch, polnisch, wälsch sind, insgemein aber französisch sprechen und ihre Kapitalien größtentheils außer Landes haben. Indem sie nun zu ihrem Dienste 2 Millionen Bureaukraten und Soldaten verwenden, herrschen sie durch dieselben über die andern 32 Millionen. Es ist dies eine Gesellschaft nach dem Muster der englisch-ostindischen Handels-Compagnie (!!) welche auch einen großen Landstrich inne hat. Gewöhnlich stellt man sich dieses östreichische Kaiserreich falsch vor, das nie ein deutsches, ungarisches, slavisches Reich gewesen, sondern eine Sippschaft von allen ist, die

sich das Ziel gesetzt haben, am Marke so vieler bevölkerter und ausgedehnter Länder zu zehren."

Oestreich eine ostindische Handels-Compagnie! Was so ein Pole nicht Alles sagen darf, wenn er in Paris Vorlesungen hält, anstatt in Sibirien Zobel zu fangen!

Aber gesagt ist es nun 'mal. Und wir können es heute um so ungenirter nachsagen, als es im Jahre 1842 gesagt ist, unter Fürst Metternich, während man heute den 10. Januar 1867 schreibt, und zwar unter Graf Belcredi auf der „freien Bahn" der Sistirungs-Politik. Das ist ein Fortschritt. In der Zeit ein Fortschritt von fünfundzwanzig Jahren, und in der Sache — auch ein Fortschritt.

Das Kaiserthum Oestreich so öffentlich und vor aller Welt zu verschmausen, daß es ein Vorleser in Paris mit freiem Auge wahrnehmen kann, das wollte aus verschiedenen Schicklichkeits-Rücksichten nicht wohl mehr thunlich erscheinen. Es galt daher, die unverschämte „ostindische Handels-Compagnie" in eine verschämte zu verwandeln, und dazu eben ist Graf Belcredi da. Er legte den Reichs-Hufeisentisch mit seinen hundert Gedecken in siebzehn Katzentische aus einander, an welchen „die Sippschaft" der herrschenden Hundert nunmehr stiller, geräuschloser, ungenirter besagtes Völkermark aufzehren kann. Man brauchte sie dazu gar nicht erst verfaßungsmäßig zu autorisiren, und war die Provinzial-Gauverfaßung mit ihren „Gaugrafen" bloß ein romantischer Scherz, welchen plumpe Lärmmacher für baaren Ernst ausgeschrien. Die Elefantenkälber! Als ob sich der Gaugraf nicht von selbst ergäbe! Der Ungar ist aristokratisch von Haus aus, der Slawe schwört auf seinen Popen, welcher sich wieder mit dem Grundherrn versteht; — laßt uns nur erst das Reich decentralisiren und das Reichsparlament den ärgerlichen Berichterstattern der Times und den Aufpaßern der ganzen Welt aus den Augen rücken; in die gemüthliche Langweiligkeit von siebzehn Landtagen wohin wir „die politische

Aktion" verlegen, sollen es die Allerwelts-Topfgucker wohl bleiben laßen, uns zu fol en. Dort restaurirt sich dann die alt-ständische, feudal-aristokratische Herrschaft wenigstens de facto, nachdem sie de jure höchst prächtig und zeitgemäß abgeschafft ist. Die europäischen Berichterstatter gucken uns dann nicht mehr in den Topf, ja das ganze liberale Europa lobt uns nicht wenig, denn wir haben „den starren Centralismus" freisinnig aufgegeben, haben „die mündigen Völker" zu den eigenen Herren ihrer Geschicke gemacht, und die mündigen Völker selbst loben uns erst am lautesten, denn „die Wahrung ihrer Nationalitäten", ihre „Landes-Autonomie auf breitester Basis", kurz ihre ganze zeitgemäße Puppenschachtel ist ihnen de jure bewilligt und steckt nur de facto in den Taschen der „Sippschaft", wozu höchstens hin und wieder noch ein neuerer bürgerlicher Volksführer-Parvenü kommt, — deßen Privatinteressen wir übrigens sorgfältig studiren werden!

Diese Verfaßung heißt „Föderalismus". Sie geht bis dicht an die Gränze der Republik, was Europa sehr schön finden wird; da sie es aber mit dem Prädikate „Adels"-Republik thun wird, was Europa im Dunkel von siebzehn Landtagen schon weniger scharf bemerken dürfte, so bleibt sie auch zugleich dicht an den Gränzen der „ostindischen Compagnie" und die hochseligen Todten, Kaiser Franz und sein Metternich, können dabei auch noch leben.

So behielten wir Alle Recht und zwar, ohne uns mit einander allzu gemein zu machen, sondern Jeder in einem schön begränzten Gegensatz zum Andern. Mein Traum behielt Recht, daß die einzige Frieden-stiftende und Conflikt-lösende Verfaßung für die Völker Oestreichs die Föderativ-Republik sei, allerdings in der Farbennüance der demokratischen; Graf Belcredi behielt Recht, daß sein „Föderalismus" praktisch und faktisch auf eine solche Föderativ-Republik wirklich hinauslief, wenn gleich in die Variante einer aristokratischen; und zuletzt behielt auch Mickiewicz Recht, welcher

dieses von Seite der Völker vielleicht centrifugale, aber von Seite der „Sippschaft" um so enger föderirte und cohärente Oestreich ungemein sinnig eine ostindische Handels-Compagnie nannte.

Neun Monate.

Erröthe nicht, schöne Leserin. Wir sprechen nicht von jenen neun Monaten welche man, sehr exclusive, deine „interessanten" nennt, — als ob du nicht stets interessant wärest! Wir sprechen nicht von jenen neun Monaten in welchen der Mensch, das Ebenbild Gottes, aufgebaut wird, und über welche du, seine Baumeisterin, aus Freude und Stolz nicht aber aus Prüderie roth werden solltest. Sondern am 3. April 1867 müßen wir nothwendig an jene neun Monate denken, welche seit der Schlacht von Königgrätz verflossen sind und da liegt uns nichts näher als zu überschlagen was diese neun Monate im Schooße unserer Politik Menschliches, also Göttliches und Gott-Ebenbildliches hervorgebracht haben.

Königgrätz hat uns zunächst und dem Auge am sichtbarsten mit der Zündnadel geschlagen. Also haben wir Tag und Nacht rastlos gearbeitet, uns schleunigst mit dem Hinterlader zu bewaffnen? Und da das Bessere der Feind des Guten ist, so haben wir das gute preußische Zündnadelgewehr eingeführt, ohne erst endlose Schreibereien und Berichterstattungen über ein Problem, das schon Andere gelöst haben, in Akten-Lawinen durch unsere Kanzleien zu wälzen? Pardon, das haben wir nicht gethan. Weder der zehnte, noch der hundertste, noch irgend ein nennenswerther Theil unsrer Armee hat bis heute ein anderes Gewehr als dasjenige, mit welchem sie vor neun Monaten eine Weltniederlage erlitten.

Um so beßer. Denn vielleicht haben wir dann erkannt, daß das todte Werkzeug, der Hinterlader, nur allmächtig geworden in der Hand der Alles belebenden Intelligenz, und statt mit metallenen Röhren haben wir uns lieber gleich mit dem Geiste selbst gerüstet. Wir haben in Salzburg, in Trient und Triest drei neue Universitäten errichtet um unsere Gränzen mit Geistesbollwerken zu befestigen; wir haben überhaupt unser Budget des Unterrichts verzehnfacht, und zwar nur allein schon aus Ersparungsrücksichten, da bekanntlich nichts theurer ist als die Unwissenheit. Der neue Staatsminister hat der Wiener Gemeinde ihr Pädagogium bewilligt und daß er die Aufhebung des Concordats erreicht hat, versteht sich von selbst; unter einer anderen Bedingung nahm er sein Amt gar nicht an.

Diesmal erröthe, schöne Leserin. Wenn dich die Politik auch nichts angeht, erröthe nur zu. Wir verantworten es. Um dem allgemeinen Geschrei nach Intelligenz nachzugeben, wurde das schmale Budget des Unterrichts — geschmälert, die Hofbibliothek allein verlor zehntausend Gulden am Abstrich ihrer Dotation. Das Wiener Pädagogium steht noch dort wo es Belcredi verlaßen hat, und auch das Concordat steht noch im Schloßhofe zu Canossa! Erröthe, schöne Leserin, erröthe! Im bloßen Hemde, mit nackten Füßen, die Büßerkerze in der Hand, stand ein deutscher Kaiser, ein Oberhaupt jener Nation, welche Rom überwunden, im Schloßhofe des übermächtigen Pontifex, verhöhnt von dem letzten seiner Troßbuben und that Buße dafür — daß er in seinem eigenen Lande geistliche Beamte einsetzte. Wenn wir diese Mähre von Kaiser Heinrich IV. lesen, so steigt Zorn und Scham in die Wangen unserer deutschen Schulknaben, und sie fühlen es brennend was für eine Schmach dem Namen deutscher Nation damit angethan worden. Nun! gleich jenem Heinrich steht unsre Austria bereits im dreizehnten Jahre des Concordats nackt und frierend im Schloßhofe zu Canossa und seufzt zum Söller

des Zwingherrn hinauf: Verzeihung, heiliger Vater, daß ich im 19. Jahrhunderte lebe, ich kann nichts dafür! Aber ich will ja Alles thun, um aus diesem 19. Jahrhunderte hinaus und womöglich in's 12. zurückzukommen. Ich will sogar meine Kinder von Lehrern unterrichten laßen, welche keine Staatsprüfung gemacht haben[1]), damit du doch handgreiflich siehst, daß ich in einem Jahrhundert voll Liebig und Humboldt's weiter nichts haben will als die Bildung eines galiläischen Fischers!

Also die Bewaffnung mit dem Hinterlader, die Hebung des Unterrichts, die Aufhebung des Concordates haben uns die neun Monate seit Königgrätz nicht geboren. Aber unfruchtbar sind sie doch nicht geblieben. Geboren haben sie. Es ist allerlei Neues theils wirklich geschehen, theils so im Angriffe, daß es geschehen muß. Ueberblicken wir es.

Da ist erstens der Ausgleich mit Ungarn zur Welt gekommen, oder beßer gesagt, ein Ausgleich. Herr v. Beust hat den Ungarn ihre Verfaßung gegeben und Herr v. Becke läßt uns unsere Schulden. Also offenbar nicht der Ausgleich, aber doch ein Ausgleich. Was für einer? werden weitere neun Monate lehren.

Ferner sind in unsern Alpenländern neue Bezirkseintheilungen oktroyirt worden, und aus dem Mode-Journal weiß unsere Leserin, daß das Neueste immer das Schönste und Beste ist. Wir brauchen also nichts weiter zu sagen. In der That ist diese allerliebste Bezirksreform nach dem Modell jener allerliebsten Hütchen gemacht, welche eigentlich Deckelchen sind, so klein als sollten sie die Tonsur eines Geistlichen bedecken und welche, indem sie ein Streifchen Sammt ersparen einen ganzen Kopf voll Rhenma erzielen, wodurch manch schöne Banknote in die Tasche unsrer armen Doktoren wandert. Aus Ersparungsrücksichten sind nämlich die Bezirksämter in den Ländern, welche sich ohnedies durch

[1]) Die Jesuitengymnasien in Feldkirch und Ragusa

Unwegsamkeit auszeichnen, bedeutend vermindert worden. Der Bauer welcher sonst zwei oder drei Stunden nach dem Bezirksamte wanderte, wird künftig, um den heiligen Montsalvatsch seiner Bureaukratie zu erreichen, einen oder zwei Tage lang durch seine hochromantische Alpenwelt schlendern, was für die träumerische Ausbildung seiner gemüthlichen Sinnigkeit und überhaupt für die Hebung vaterländischer Abenteuer von unberechenbaren Vortheil ist[1]). Böswillige sagen allerdings, die Ersparungsreform ist fürchterlich theuer, denn das Volk verliert Tausende von Arbeitstagen. Aber der grüne Tisch sagt das nicht. Der grüne Tisch weiß in seiner Weisheit daß Volk und Regierung verschiedene, ja einander entgegengesetzte Interessen haben und daß die Regierung reich wird, wenn das Volk arm wird. Der grüne Tisch hält es daher für reinen Profit, wenn die Regierung

---

[1]) Daß man unter solchen Verhältnissen das Beamtenpersonale auf das Kärglichste bemaß, ist erklärlich, weniger begreiflich ist aber die Art, wie man bei der Vertheilung der Arbeitskräfte zu Werke ging. Wir kennen stille Bezirke tief in Steiermarks Gebirgen mit etwa 40,000 Menschen, zu deren Administration man einen Bezirkshauptmann mit vier Bezirks-Commissären und zwei Concepts-Adjuncten bestellte; gleich nebenan in Oberösterreich finden sich Bezirke mit nahezu 100,000 Seelen mit rührigem geistigen und materiellen Volksleben, deren Verwaltung ein Bezirkshauptmann mit zwei Hilfsbeamten zu besorgen hat. Ja in Böhmen hielt man sogar politische Bezirke von mehr als 100,000 Einwohnern eben für hinreichend groß, um einen Bezirkschef mit zwei Conceptsbeamten zu beschäftigen. Dieser oberflächlichen Art, für die politische Verwaltung zu sorgen gegenüber, legt man in Deutschland einen ganz andern Werth auf eine geordnete Administration durch Staatsbeamte. Statt der riesigen politischen Bezirke, wie sie die Organisation von Anno 1868 geschaffen, erblicken wir dort namentlich in den uns näher stehenden Südstaaten kleine Bezirke. So zählen durchschnittlich die politischen Amtsgebiete in Baiern 34,000, in Württemberg 28,000, in Baden nur 24,000 Einwohner. (Leitartikel der „Presse" 14. Jänner 1874.)

erspart — was das Volk zum Fenster hinauszuwerfen gezwungen wird.

Ferner ist eine allgemeine Wehrpflicht decretirt worden, von welcher ein allgemeiner Loskauf stattfand. Wir haben diese allgemeine Wehrpflicht der Siegernation nachgemacht und zwar in eiligster Eile, was sonst unsre Sache nicht ist. Wenn es nämlich gilt, die Schweiz, Belgien, England oder Nordamerika in allerlei guten und löblichen Dingen nachzuahmen, so betonen wir höchst salbungsvoll, daß „die eigenthümlichen Verhältnisse Oestreichs" dergleichen nicht zulaßen; wenn es sich aber um Vermehrung der Soldaten handelt, so laßen sie Alles zu. Wir vergeßen dann, daß wir diese „Reform" einem Industrie- und Städte-reichen Volke nachahmen, welches, wenn es sich militärisch vertheidigt, naturgemäß auch von seinen Städtern sich vertheidigen laßen muß; wir vergeßen dann, daß es dagegen just eine unsrer eigenthümlichsten Eigenthümlichkeiten ist,. überwiegend ein Agrikulturland zu sein, welches noch eine unerschöpfliche Soldatenquelle in seinem Bauernstande hat, und daß wir noch lange nicht genöthigt sind, zu unsrer Vertheidigung den denkenden und arbeitenden Städter d. h. das kostbarere und schwerer zu ersetzende Material anzugreifen; wir vergeßen dann daß der Nationalitätenhader gleichfalls zu unsern Eigenthümlichkeiten gehört, und daß es bei uns geradezu bedenklich ist, die zeitungslesende Intelligenz zu assentiren, welche sich im deutschen, im czechischen, im polnischen, im ruthenischen Lager schon mitten im Frieden das Weiße im Auge zeigt, und welche, wenn sie in angeblicher Heeresbrüderlichkeit bewaffnet unter einander gemischt wird, anstatt dem Feinde gar leicht gegenseitig sich selber die Hälse brechen könnte. Das Alles vergeßen wir im blinden Wollusttaumel des zweifärbigen Tuches; „die Eigenthümlichkeiten" Oestreichs sind es auf Einmal nicht mehr, wenn sie sammt und sonders und im lautesten Chorus gegen die Verstärkung des Militarismus schrien!

Zuletzt endlich haben diese neun Monate das Projekt der Befestigung Wiens geboren. Man mag über dieses Projekt sagen was man will, das stärkste Votum dagegen müßte eigentlich die Armee selbst abgeben. Die Befestigung Wiens würde eine Art Mißtrauen gegen die preiswürdige Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit unsrer Soldaten ausdrücken. Die Befestigung Wiens würde unsern Truppen sagen: Wir halten eure Niederlagen für wahrscheinlich, setzen sie voraus und erwarten sie; wir trauen euch in aller Ewigkeit im offenen Felde nicht mehr die Siegesfähigkeit zu, sondern finden eine beßere Bürgschaft darin, euch hinter Wall und Graben fechten zu laßen, was der Neapolitaner und Hindu — die schlechtesten Soldaten der Welt, — eben auch leisten. Und das sagt man einer Armee, welche von Eugen bis Radetzky die Bewunderung Europas war! Heißt das nicht das Selbstgefühl des Soldaten fast geflißentlich brechen? Heißt das nicht die Demoralisation der Armee mit großen Kosten und künstlicher Pflege dort aussäen, wo bisher keine Spur dieses Unkrauts vorhanden war? Wie soll der Soldat an sich glauben, wenn er sieht daß sein Führer an ihm zweifelt? Die Befestigung Wiens aber das wäre der steinerne und verewigte Zweifel an der Soldatentugend Oestreichs, jener Tugend, welche von Soliman bis Napoleon nicht einmal unsre ärgsten Feinde bezweifeln. Lernt führen, am folgen hat es niemals gefehlt.

Mögen die Kinder der nächsten und nächst-nächsten neun Monate wohlgerathener sein! Denn von dem, was uns die neun Monate seit Königgrätz gebracht, können wir mit der pyramidalsten Vatereitelkeit uns nicht verhehlen, daß es unsrer Vaterschaft wenig Ehre macht.

Das Festungszehneck [1]), oder Schulmeisterlein Wuz in Oestreich.

An die Redaktion **.

Sehr geehrte Herren! Sie haben so oft und so stark gegen die Befestigung Wiens geschrieben, daß sie gewiß auch einen Liebhaber und Bewunderer dieser Befestigung zu Worte kommen laßen. Ist doch „fair play" der Grundsatz jedes echten Gentlemans, und solche Grundsätze sind die unverwundbaren Götter im Partheikampfe der Menschen. Sie bleiben niemals auf dem Platze, sondern schweben über dem Platze. Fürchten Sie übrigens nicht daß ich Sie mit Ruminationen aus dem Kameraden behelligen werde: „der Kamerad" [2]) hat zwar guten Willen für seine Sache, aber wenn er nicht absichtlich sein Licht unter den Scheffel stellt, so verkennt er augenscheinlich die besten und stärksten Seiten derselben. Diese nun kennt, und zwar vortrefflich, mein Freund Perico. Ich hätte Ihnen den Namen vielleicht verschweigen sollen, um Ihnen nicht durch Autoritäten zu imponiren. Ist es doch wahr und durch einen heraldisch sichern Stammbaum erwiesen daß mein Freund Perico ein direkter Nachkomme jenes berühmten Spaniers ist, welcher bei Karl V. General-Intendant der offiziellen Vernunft, oder, wie das plumpere Mittelalter sagte, Hofnarr gewesen. Aber das bei Seite. Ich brauche mich nicht auf den Vernunft-Erbadel meines Freundes zu berufen, deßen eigene Weisheit und Gutgesinntheit ich durch einen einzigen seiner Karakterzüge zu zeichnen vermag. Mein Freund Perico ist nämlich derselbe welcher täglich eine Messe lesen

---

[1]) Zehn größere und kleinere Forts sollen die projektirte Befestigung Wiens bilden.

[2]) Eine militärische Zeitschrift, für die Befestigung plaidirend.

läßt, — für Aufhebung des Concordats. Da haben Sie den ganzen Mann!

Als Herr v. Schmerling sein Programm realisirte, „die berechtigte öffentliche Meinung in sich aufzunehmen," that er das, wie Sie wißen, so schwunghaft und groß-artig, daß durch die Aufname dieses hohen Gastes sehr bald die Bureaux des östreichischen Beamtenthums in all ihren weitläufigen Räumen schier überfüllt waren. Die hohen Militärbehörden, wetteifernd mit dem Civil und stets aufmerksam für die Bedürfniße desselben, faßten daher den colossalen Gedanken, zehn Wiener Festungen als eben so viele Riesenhotels zu bauen, um der berechtigten öffentlichen Meinung, welche beim Civil nicht mehr Platz fand, auch ihrerseits Aufname und Unterkunft anständig ja verschwen-derisch zu gewähren. Das ist der Sinn dieser neuen und glorreichen Bauten, sagt mein Freund Perico: sie werden ein Denkmal sein — von der Berechtigung der öffent-lichen Meinung in Oestreich!

Mein Freund Perico fährt fort: Jedermann erinnert sich noch des guten und großartigen Eindrucks welchen es machte, als wir zu Anfang der Fünfziger-Jahre, aus den Wunden zweier Bürgerkriege blutend und an Geld und Gut tödtlich erschöpft, den Muth und die Mittel fanden, das achte Weltwunder, die Semmeringbahn, zu bauen. Diese Bahn wurde das Symbol der Reproduktionskraft, der Grund unsers neuen Credits. Eine ähnliche Wirkung muß es nun haben, daß wir nach dem Verluste des italienischen Festungsvierecks augenblicklich und fast um-gehend ein Festungszehneck aus der Erde stampfen. Ja, mein Freund Perico läßt nicht undeutlich merken, wir hät-ten jenes sprüchwörtlich gewordene Bollwerk, wie wir das Festungsviereck in stolzer Sicherheit nannten, eigens zu dem Zwecke so überraschend-schnell, so bedingungslos-großmüthig aufgegeben, um dem erstaunten Europa zu zeigen, daß wir Festungsvierecke nicht brauchen, weil wir die Leute sind,

welche Festungszehnecke aus dem Aermel schütteln. Denn, sagt mein Freund Perico, der Phönix wäre ein so gemeiner Vogel wie irgend eine Gans oder ein Haushahn, wenn er nicht die kostbare Eigenschaft hätte, aus seiner Asche emporzusteigen. Also gehört die Asche nothwendig zum Ruhme des Phönix. Zugegeben nun, daß jenes rasche und bedingungslose Fallenlassen des italienischen Festungsvierecks in den Augen poesieloser Alltagsmenschen unser Ansehen geschädigt, so sei das am Ende doch nur die Asche gewesen, deren es bedarf, damit aus derselben sich ein Phönix erhebe. Dieser Phönix aber, sagt mein Freund mit leuchtenden Augen, dieser Göttergedanke, welcher das Nützlichkeitswerk der Semmeringbahn noch weit überholt, ist eben das projektirte Wiener Festungszehneck.

Wer einen Lieblingsgedanken hat, der hätschelt und umkost ihn von allen Seiten. Und wie mein Freund Perico in das Wiener Festungszehneck verliebt ist, so war es auch seine Liebhaberei sich mit den Namen der künftigen Forts viel und ernstlich zu beschäftigen. Er möchte diese Forts keineswegs nummerirt wißen, wie es leider soldatisch nüchterner Brauch ist: hat denn ein Vater je seine Kinder nummerirt? fragt er entrüstet. Namen, gute bezeichnende Namen will er für die zehn Wiener Festungen. Auch hat er sie bereits alle gewählt. Es ist keine müßige Spielerei, sagt er mit Nachdruck, sondern eine wichtige Angelegenheit. Es handelt sich nämlich darum, dem großen und gedankenlosen Haufen ganz sinnenfällig zu demonstriren, daß wir die Festungen unsrer vormaligen Großmachtstellung nicht sowohl verloren, als vielmehr der handsameren Bequemlichkeit wegen bloß ein wenig näher nach Wien herangezogen haben. Demnach überträgt er auf das Wiener Festungszehneck: erstens die Namen des seligen italienischen Festungsvierecks — Verona, Mantua, Peschiera, Legnago; zweitens: die Namen derjenigen Festungen, in welchen wir Besatzungsrecht ausgeübt — Mainz, Ulm, Ferrara; drittens

endlich: auch die Namen der ungarischen Festungen — Komorn, Munkacs, Peterwardein; denn, sagt mein Freund Perico, wenn sie uns jetzt auch lieben nach der Vorschrift des Herrn, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, so könnte doch ihre Selbstliebe, worin sie bekanntlich stark sind, eines Tages wieder stärker werden als die Liebe zu ihrem Nächsten, dem Oestreicher, und, da sie schon Einmal in Feindesland lagen — kurz, lebens- und sterbenshalber will er auch Komorn, Munkacs und Peterwardein in die traulichen Umgebungen von Schwechat und Liesing verlegen.

Mein Freund Perico gesteht ebenso freimüthig als bescheiden, daß dieser glückliche Gedanke, den ich mit aufrichtiger Bewunderung lobte, eigentlich nur die höhere Entwicklung eines andern sei, dessen erstes Eigenthumsrecht dem vergnügten Schulmeisterlein Wuz, einem komischen Karakter Jean Paul's, gehöre. Dieser ehrliche Mann nämlich war ein leidenschaftlicher Liebhaber von classischen Büchern, die er sich doch weder kaufen, noch auch in seiner ländlichen Abgeschiedenheit ausborgen konnte. Was that er also? Er suchte bei Büchern, deren Titel ihn reizte, aus dem Titel den Inhalt zu errathen, setzte sich hin und schrieb sich das Buch selbst. Auf diese Art brachte er eine der kostbarsten und gewähltesten Bibliotheken Deutschlands zusammen; man fand die rarsten und theuersten Sachen beim Schulmeisterlein Wuz. Könnten wir nicht, sagt mein Freund, auf dieselbe Art wieder die Autoren unsrer Großmachtstellung werden? Verschmerzen wir den Besitz der Originalfestungen, begnügen wir uns auf den Rebenhügeln Wiens, wie auf den Etagèren unsrer häuslichen Wände, eine Bibliothek von Festungstiteln aufzustellen, und die kleine Großmacht ist fertig. Was will man denn? War es doch ein alter Fehler der östreichischen Taktik, die Linie allzu lang auszudehnen und dadurch schwach zu machen. Nun ist es doch offenbar eine schwächere Position, wenn wir eine Festungslinie in der Ausdehnung

von Ferrara bis Mainz oder gar bis Rendsburg besitzen, als wenn derselbe Festungsgürtel sich um die schlanke Taille von Wien schmiegt, und Mainz auf dem Kahlenberg und Ferrara auf dem Laerberg liegt. Schon Mahumed fand es zweckmäßig zum Berge zu kommen, da der Berg nicht zu ihm kam. Und Mahumed war doch ein großer Prophet, fast so groß wie Graf Buol-Schauenstein oder Graf Rechberg, wie Graf Mensdorff oder Graf Bloome. Wenn sich die Rhein- und Po-Festungen spröde gegen unsre Großmachtstellung verhielten, laßt sie in ihrer thörichten Sprödigkeit liegen und etablirt sie in effigie statt am Rhein und am Po, mit der weisen Nachgiebigkeit Mahumed's, am Alserbach und am Liesingerbach.

Groß sind auch die ökonomischen Vortheile dieser Maßregel, sagt mein Freund Perico. Wie viel schweres Geld, und noch dazu in Silber, ging uns durch perennirenden Abfluß verloren, als unsre Festungen noch in Italien und Deutschland lagen! Dieses Geld bleibt künftig zu Hause, wenn die Festungen selbst zu Hause bleiben. Ein guter Theil der Verpflegskosten wird überhaupt ganz erspart werden. Man denke an jene Unzahl von liebenden Köchinnen, welchen die Natur den doppelt wohlthätigen Trieb eingepflanzt hat, einmal durch zeitgemäße Beseitigung stattlicher Speisevorräthe vom Tische ihrer allzu üppig ernährten Herrschaften gastrische Fieber, Indigestionen, Apoplexien fern zu halten, sodann aber besagte Küchen- und Keller-Paralipomena dem spärlich ernährten Militär zu überantworten, wodurch sie im Haushalt der Natur eine der nützlichsten Gütervertheilungen besorgen. Mit welchem Schmerze müßen diese weiblichen Wesen die Hemmung ihres natürlichen Berufes empfunden haben, als unsre Festungen noch Lagen hatten, welche nicht nur ihrer Person sondern sogar ihrer geographischen Fantasie und Gelehrsamkeit unerreichbar waren! Wie anders aber wenn sie nun nach Mainz oder Verona um zehn Kreuzer im Omnibus

fahren, wenn der hungrige Landsmann von Ulm oder Mantua auf einen Abendspaziergang herein kommt! Und unsre Armee braucht diese Wohlthaten nicht mehr, wie etwa Geldbriefe, in thatloser Dankbarkeit anzunehmen, sondern ist in der wünschenswerthen Lage durch produktiven Tauschverkehr sie umgehend auszugleichen. Nicht ohne Wehmuth, ja mit wirklichen Thränen denkt der Patriot an jene schwere Zeit unsrer heillosen Großmachtstellung, wo die Blüthe unsrer Mannschaft den schmerzlichen Conflikt auszukämpfen hatte, die Bevölkerungslisten eines fremden ja feindlichen Landes aus ihren eigenen schönen Mitteln zu füllen und zu vermehren. Wie mancher Garibaldiner mag auf unsre Armee geschoßen haben, der gar nicht sein Leben hätte, wäre unsre Armee nicht in Italien gewesen! Diese Gefahr, uns Feinde aus unsern eignen Lenden zu zeugen, hört künftig auf, wenn wir Verona und Mantua — nach Roth-Neusidl verlegen und das Vaterland nicht nur seine Väter sondern auch seine Kinder behält.

Ueber die Befestigung Wiens wird eine Gesetzesvorlage in dem Reichsrath eingebracht werden, aber inzwischen hat das Kriegsministerium Grundstücke gekauft, Arbeiter aufgenommen, Lieferungsverträge geschloßen, läßt graben, schaufeln, karren, mauern und meißeln, was Alles im Publikum mit Unruhe gesehen wird. Die Kurzsichtigen! sagt mein Freund Perico. Sonst, wenn die Minister eine Vorlage machten, war das Mißtrauen allgemein, daß sie doch nur „auf dem Papier" bliebe. Diese nun hat schon Grund und Boden, ist schon Realitätenbesitzer. Der Kriegsminister verfaßt sie in Stein und Mörtel und erweist dem Reichsrathe die Aufmerksamkeit daß er sie als plastisches Modell vorlegt, fast schon fertig und ausgebaut. Was will man mehr? Da sieht man doch deutlich daß es endlich Ernst wird mit dem Konstitutionalismus in Oestreich!

Oestreichische Pfingsten.

9. Juni 1867.

Ich machte den Redakteuren des Kladderadatsch, es war zu Anfang der Fünfziger-Jahre, — einmal das Kompliment, wie ausgezeichnet ihr Blatt redigirt sei. Gar schlau lächelte einer der Herren und sagte: Aber wißen Sie warum es so gut ist? Weil es zuweilen auch schlecht ist!

In München machte ich den Redakteuren der Fliegenden Blätter einst eine Vorstellung über eine Nummer welche mir just nicht die glücklichste zu sein schien. Lieber Freund, war die Antwort, da verstehen Sie eins der zartesten Redaktions-Geheimnisse nicht. Um wahrhaft gut zu redigiren, muß man von Zeit zu Zeit auch ein schwaches Blatt erscheinen laßen.

Die Weisheitslehre dieser Knaben grub sich tief in mein damals noch jüngeres Herz. Ich dachte sogleich an die Redaktionen auch anderer periodischer Blätter, z. B. an die offiziellen, oder an unser Reichsgesetzblatt — und Vieles wurde mir klar. Ich begriff die Redaktionen ganzer Länder und Völker!

Wenn gut redigiren schlecht redigiren heißt, wie unweise ist dann das politische Mißvergnügen! Wie vortrefflich sind dann jene Staaten redigirt, bei welchen dieser Grundsatz am vollkommensten ausgebildet ist und der Appetit für das Gute durch das weise Sparen an Diesem und die copiose Anwendung seines Gegentheils unsterblich frisch erhalten wird!

Preisen wir vor Allem unser gesegnetes Oestreich! Durch die feine und witzige Kunst womit unsre Geschicke von jeher redigirt worden sind, ist ein Vorrath von Hoffnung, ja von Glück und Jubel bei uns aufgespeichert deßen andre Völker, welche durch eine monoton gute

Redaktion verwöhnt sind, unwiederbringlich verlustig gegangen.

Zum Beispiel der gegenwärtige Reichsrath. Welcher Glaube, welches Vertrauen, welch freudige Erwartung, welch lenzgrüne, rosenwangige Stimmung! Das ganze Reich ist ein Nachtigallenbusch und in den Lüften jubeln wieder die fünf Lerchen Oestreichs. Aber wäre das Alles auch möglich, wenn diesem Reichsrath nicht das schlecht-redigirte Blatt der Sistirungs-Politik vorangegangen wäre?

Oder die Befestigung Wiens. Ich höre sie jetzt schon die hochgestelzten, prächtigen Redensarten vom unwiderstehlichen Keil und der sechsten Großmacht und von der Wunderkraft der öffentlichen Meinung, wenn es wirklich gelingen sollte, diese Erwürgung der Reichshauptstadt zu verhindern. Nun, wenn es wohl thut, von einem Alp frei zu werden, so muß Einen der Alp doch früher gedrückt haben?

Was soll ich vom Concordate sagen? Ich glaube, Wien würde beleuchten[1]), wenn das Concordat aufgehoben würde! Aber ein Stoff für eine allgemeine Beleuchtung ist offenbar ein schöner und herrlicher Stoff. Glücklich das Volk, welches recht viele solche Stoffe besitzt! Am glücklichsten die Oestreicher welche davon die meisten besitzen! Denn ganz vergebens ist es, das Vollkommene zu realisiren; erstens finden es die Staatsmänner nicht und wenn gefunden, würden sie kaum Dank ernten, weil die Menschen allzu verschieden darüber denken. Eine weise und solide Regierung verlegt sich daher auf das Unvollkommene, auf die Herbeischaffung und möglichste Anhäufung der Miß- und Uebelstände, welche je schreiender desto beßer sind, weil, wenn

---

[1]) Diese Vorhersage ist eingetroffen am 21. März 1868. Wien beleuchte freiwillig, ohne Verabredung, ohne Vereins- oder Parthei-mot d'ordre, völlig spontan und improvisirt. Die Veranlaßung aber war nicht einmal die Aufhebung des Concordats, sondern bloß die Votirung der „confeßionellen- und Schul-Gesetze" — eine indirekte und nur theilweise Aufhebung.

das Schädliche und Vernunftwidrige von jedem Meier und Müller zu erkennen und mit Händen zu greifen, die Gewißheit um so stärker ist, daß die endliche Abschaffung oder „Auflaßung" besagter Miß- und Uebelstände den allgemeinsten Beifall finden und das Gefühl der Beglückung in den weitesten Kreisen des Volkes nach sich ziehen wird.

Dabei muß ich freilich gestehen daß diese Methode der Volksbeglückung ein durchaus genieles Volk voraussetzt, ein Volk welches mit lebhafter Sinnlichkeit von Augenblick zu Augenblick lebt, welches sich ganz der Stimmung und dem Eindrucke des Momentes hingibt, wie es z. B. das Gemüth des Poeten thut, also kurz, ein poetisches Volk. Ein prosaisches und nüchternes, ein puritanisch-kritisches, welches sich jeden Genuß mit retrospektiven Grübeln verdirbt, wäre dazu weniger geeignet.

Ein nüchternes Volk z. B. würde sich alle Freude über den erneuerten Reichsrath durch den Gedanken verderben: Wie, wenn man ihn gar nicht hätte veralten laßen? Wenn man seit dem Jahre 1861 auf der Verfaßungsbahn ununterbrochen und unsistirt fortgeschritten wäre? Ja, wenn man dasselbe sogar seit Kremsir und dem Jahre 1849 gethan hätte? Wenn man im flüßigen Eisen von damals die Länder zusammengeschweißt hätte, welche jetzt am Po gänzlich und an der Theiß halb und halb verloren gegangen? So würde sich dieses sauertöpfische Volk über den zweimal zerrißenen Faden und über die kostbaren Perlen, welche im Zerreißen herabgerollt, vieles Herzleid machen, während der heitere Oestreicher schon aufjubelt, daß er den leeren Faden nur wieder anknüpfen kann.

Ein nüchternes Volk wäre kaum dankbar dafür, wie man in der unseligen Befestigungsfrage mit sich handeln läßt, wie man uns verspricht, das kostbare Rebengelände auf der Westseite, die goldene Seite Wiens, mit der Einbastillirung zu verschonen, dagegen mit dieser noch immer die Ostseite bedroht, was nicht mehr auf eine Befestigung

sondern auf eine Kasernirung hinausläuft, und die Frage, wo wollt ihr das Geld auch nur für einen Bruchtheil dieser kostspieligen Liebhaberei hernehmen, sehr naiv mit der Antwort begütigt: Aus Italien, aus dem Erlös des abgetretenen Festungs-Materials. Ein langweiliges Puritaner- und Quäkervolk würde darauf mit folgender Gegenrede zur Hand sein: Aus Italien kann schon darum kein aktiver Posten kommen, weil wir längst tausendmal mehr in Italien hineingesteckt; ihr gleicht einem Manne welcher Haus und Hof im Lotto verspielt und welcher, wenn er zuletzt mit mit fünf Gulden herauskommt, sich einbildet: diese fünf Gulden sind reiner Gewinn, die kann ich jetzt vertrinken! Uebrigens nahmen wir dieses Geld von Florenz nur ein, um es selbst wieder nach Berlin abzuführen; Oestreich hat dieses Geld gar nicht, sondern es ging durch Oestreich nur durch. Endlich aber, gesetzt auch wir hätten Befestigungsgeld, — wie wär's wenn wir unsre Flüße befestigten? An seinen Ravinen und Wildwassern geht Südtirol zu Grunde, und in der Murinsel reißen Drau und Mur ein Ackerfeld um's andere weg, — dort wie hier die beste Fruchterde des Reiches. Was sag' ich von der Donau? Ihre Ueberschwemmungen haben in der Leopoldstadt, in der werthvollsten Vorstadt von Wien, schon Tausende von Menschenleben und Millionen von Gütern zum Opfer gefordert; sie macht sich's im Angesichte aller Reichsbehörden und mitten unter einem Culturvolke ganz so bequem als ob sie bei uns zu Hause wäre, — wie es der Mississippi unter den Indianern war! Es wäre für die Befestigungsbrunst vielleicht keine verächtliche Aufgabe, in der Leopoldstadt die schutzlosen Wiegen der Kinder zu befestigen! Habt ihr Geld, so regulirt endlich die Donau, welche mitten durch die Hauptstadt als ein Wildwasser läuft!

Nicht einmal die Aufhebung des Concordates würde ein prosaisches und nüchternes Volk bejubeln. Das ist ja kein Gewinn, würde es brummen, sondern bloß das Aufhören

eines Verlustes. Die Sachen sind eben wieder dort wo sie im Jahre 1854 waren; aber hatten wir denn im Jahre 1854 Ursache zu jubeln? War etwa vor dem Concordate die Schule so frei wie sie sein soll, die Bildung der Schullehrer auf der Höhe mit anderen Deutschen, die Protestanten unverkürzt, die Juden gleichberechtigt, die Geistlichkeit in ihrem Einfluß auf weltliche Dinge neutralisirt? O über das Glück ein Repetentenvolk zu sein, und 1867 auf der Bank zu sitzen, wo man schon 1854 saß!

Dreimal gedankt sei dem Gotte Oestreichs daß von dieser schwarzgallichten Reflexions-Lymphe auch nicht ein einziger Tropfen in unserem Blute steckt.. Unser Blut ist leichtblütig, unser Tagewerk die Freude, unsre Gedanken — Triolen und Triller. Wir sind wirklich Franzosen. Scherz und Ringstraße bei Seite, aber das Wiener Rumpf-Boulevardchen kann stolz sein auf seine Pariser. Das Leben leicht nehmen, sich mit dem Schein begnügen, aber die Sache selbst Pedanten und Engländern überlaßen, — wenn das französisch ist, so ist es auch östreichisch; wir sind Zwillingsbrüder. Wir sind so gut eine erste Nation als jenes hochgeniale Volk, welches an der Spitze der europäischen Illusionen marschirt. Wenn der sanguinische Pariser auf „die Krönung des Gebäudes" wartet und generös ignorirt, daß selbst das gekrönte Gebäude noch immer um manches Stöckchen niedriger sein würde, als es unter Louis Philippe war: so wartet der Oestreicher, noch sanguinischer, auf seinen berühmten „Ausbau" wobei er großmüthig übersieht daß mitten im Ausbauen die Steine dazu verschleppt werden, — nur nicht die Steine womit wir unsre Kasernen und Festungen ausbauen: die werden immer ausgebaut!

Wenn der Pariser sein Geld für ein Wunderthier ausgibt und mit lachender Liebenswürdigkeit statt des Wunderthieres — sich auch Kaninchen und Karpfen gefallen läßt, so ist diese echt französische Bonhommie unser eigenstes

Eigenthum; die Geschichte könnte in Wien gespielt haben. Ich glaube sogar, sie spielt soeben wirklich in Wien. Ein Pariser-Viveur nämlich befand sich einmal vis-à-vis de rien und in diesem Zustande, der Elektrisirmaschine für alle Geniefunken, ersann er, um sich Geld zu machen, folgendes Auskunftsmittel. Er miethete an einer frequenten Passage eine Boutique und kündete an, er werde darin für einen Franc Entrée eine nie gesehene Naturmerkwürdigkeit zur Schau stellen: einen Bastard von einem Karpfen und einem Kaninchen. Natürlich strömte ganz Paris herbei und zahlte seinen Franc Entrée. Als die Cassa zum Ueberfließen voll war, trat der Blageur vor sein Publikum, und machte demselben mit der naivsten Unbefangenheit die Mittheilung: Soeben habe die Direktion des Jardin des plantes nach seinem Wunderthiere geschickt, und, malheureusement, sei es in diesem Augenblicke nicht da. Aber wollen Messieurs et Mesdames vielleicht die Erzeuger des Wunderthieres sehen? Natürlich sprach der Pariser — zu Parisern. Oui, oui, voyons, voyons: schrie Alles, und das verehrte Publikum sah für einen Franc — einen Karpfen und ein Kaninchen, und war außerordentlich zufrieden damit.

Auf, nach dem langverwaisten Hause vor dem Schottenthor! Dort sitzt soeben ein neuer Reichsrath beisammen, der Karpfen. Vor dem neuen Reichsrath sitzt ein neues Ministerium auf seiner Ministerbank, das Kaninchen. Wollen die hohen Herrschaften vielleicht die nie dagewesene Naturmerkwürdigkeit, das Wunderkind Beider, sehen — die östreichische Freiheit? die östreichische Einheit?

Nun, ich hoffe, meine Landsleute machen mich nicht zu Schanden; ich hoffe sie sind — Pariser!

Probe-Belastung einer östreichischen Brücke.

Man schreibt uns aus einem Orte, — aus welchem gehört nicht zur Sache, ja, wir wünschten, die Sache selbst gehörte nicht zur Sache. Denn die Früchte des Galgenhumors sind zwar ein pikantes und angenehm säuerliches Obst, aber der Kern desselben bleibt immer — der Galgen. Und wer diesen Kern verschluckt, der hat die Frucht ein wenig theuer bezahlt.

Auch unsere Frucht ist theuer; sie kostet einige Millionen und die Millionen kosten sehr viel Schweiß und Blut. Darum wünschten wir, die Sache gehörte nicht zur Sache.

Man schreibt uns also — doch wir wollen den Brief nicht abschreiben, sondern umschreiben. Just weil das Original so gut geschrieben ist, könnte man in der Gegend, wo ein gewisser — Chef nicht einmal orthographisch schreibt, den stylistischen Meister des Briefes um so sicherer errathen. Der verehrte Freund erlaube uns also, daß wir alle Lokalfarben, alle Detailstriche, alle Portrait- und Karakterzüge, so launig er sie ausmalt, in seinem eigenen Interesse tilgen, denn — der freie Beamte im freien Staate, wie er selbst weiß, ist noch immer nicht erfunden. Wie wäre sonst sein Chef — sein Chef, und nicht umgekehrt!

Es fließt ein Flüßchen durch die gesegneten Gefilde von — Cisleithanien, in jenen malerisch gewundenen Krümmungen, welche von den Aesthetikern die Schlangenlinie, aber von den jüngeren Beamten des Bezirkes die Paragraphenlinie (§) genannt wird. Ueber dieses Flüßchen wurde kürzlich eine neue Brücke gebaut, und die neue Brücke noch kürzlicher der Belastungsprobe unterzogen. Die Steine waren in stattlicher Wagenreihe angefahren, der Bezirks-

hauptmann, der Bezirksingenieur, die Gemeinde-Repräsentanz und eine unzählige, wogende Volksmenge — um von dem kleinen Ort im großen Styl zu reden — stand an den Ufern des Mäander bereit, dem Löwen des Tags, der neuen Brücke, in feierlicher Probe auf den Zahn zu fühlen.

Soeben wollte der Bezirkshauptmann das Zeichen geben, die ersten Steine anzufahren, da drängte sich ein Schneiderlein durch das Gewühl, der kleinste und magerste Mann auf zehn Meilen in der Runde, und sprang mitten auf die Brücke. Alles lachte, denn man glaubte, der Liliputaner präsentire sein federleichtes Persönchen als Lastprobe. Aber das Schneiderlein zog mit feierlichem Ernst ein Blatt Papier aus der Rocktasche, legte es vorsichtig auf die Brücke und lief dann eiligst zurück, als fürchtete er einen jähen Zusammenbruch. Vom Ufer aus blickte er wichtig und aufmerksam auf die Brücke zurück und rief dann der ganzen politischen Bezirksbehörde triumphirend in's Gesicht: „Gelungen, meine Herren, gelungen! Lassen Sie Ihre Steine nur wieder nach Hause fahren. Dort liegt das neueste Steuergesetz von Dr. Brestel, das uns armen Leuten den blutigen Liedlohn besteuert. Was brauchen wir eine stärkere Belastungsprobe? Herr Ingenieur, Sie haben Ihr Meisterstück gemacht, denn was diese Last trägt, trägt Alles!"

Ein bitt'rer Narr! würde König Lear gesagt haben. Ein freier Narr! schnauzte der Bezirkshauptmann, dem der freie Narr im freien Staate etwas Unerhörtes war, im freien Staate, wo selbst der Wiener Narrenabend seine Narrenfreiheit einer hochlöblichen Polizeizensur unterbreiten muß. Und der Bezirkshauptmann war eine echte alte Polizeifigur, obwohl ein neuer Giskra-Mann. Er schnaubte das Schneiderlein mit „arretiren" und „schwerem Kerker" an, aber die Leute der dortigen Gegend, selbst arm und unzufrieden, murrten laut und gaben dem Schneiderlein Recht. Ja, sagte der Bezirksingenieur, lassen Sie's gut

sein, kaiserlicher Rath. Ein Mann der das thut, der reurrirt auch, und der Teufel weiß, wie die Geschichte ausgeht. Schauen wir nur, daß sie nicht in die Zeitungen kommt.

Aber dafür wäre Schade, Herr Ingenieur. Wenn man so liberal denkt, wie Sie, so muß man noch einen Schritt weiter gehen und auch öffentlich liberal denken, sonst behält Ihr Bezirkshauptmann Recht, der neue Giskra-Mann und alte Polizeizopf.

Herkules und Alpheus.

In allen civilisirten Rechtsstaaten gibt es umsichtige Preßgesetze und außerordentlich pflichtgetreue Staatsanwaltschaften, welche den Gebrauch des ländlichen Wortes Hornvieh in unendlich vielen Fällen erschweren, ja unmöglich machen, so daß eine „taktvolle Preße" in Benützung dieses unschuldigen, aber von den Zeichendeutern für zweideutig gehaltenen Wortes die äußerste Reserve sich aufzulegen beflissen ist. Desto ungenirter springt aber auch die taktvollste Preße mit dem Worte Augiasstall um. Und doch ist ein Augiasstall ohne das dazu gehörige Hornvieh gar nicht denkbar und ist besagter Stall just dadurch so hochberühmt geworden, weil ihn Tausende von Ochsen hundert Jahre lang — organisch-chemisch benutzt hatten. Doch nein, nicht dadurch allein. Das Renommée jener altehrwürdigen historischen Stallung knüpft sich nicht sowohl an das Andenken des größtmöglichen Mistes, welchen die Welt je gesehen, als vielmehr an den Namen jener tüchtigen Arbeitskraft, welche mit sothanem Miste radikal aufgeräumt hat. Es ist ein rührender Zug vom schönen Menschengemüth, von der Dankbarkeit und Großmuth des Volksherzens, daß man bei dem Worte Augiasstall nicht an die Ochsen, — sondern an Herkules denkt.

Aber an Eines sollte man noch dabei denken und zwar an die Hauptsache. Hercules war ja bei der Reinigung des Augiasstalles doch nur die Hauptperson, aber die Hauptsache war die von ihm benützte Wasserkraft, der Fluß Alpheus. Das scheint mir wichtig.

Bekannt ist nämlich, daß Herkules mit dem berühmten Stallmist nicht etwa gabelweis aufräumte, oder wie wir es in der neuesten Aera der Ehegerichts-Akten nennen würden von „Fall zu Fall". Nein, ein Gott arbeitet aus dem Ganzen und Vollen; — und dann erst die Götternase! Herkules bewies sich als ein echter Abkömmling vom Westend der alten Welt, vom Olymp, daß er den faulen Misthaufen vor der Erfindung des Kölnerwassers nicht mit der Mistgabel anrühren wollte. Dieser Zug legitimirt ihn als Gentleman, als Sohn eines Ambrosia-essenden Vaters.

Herkules beobachtete also ein Verfahren, welches nicht gabelweis, sondern radicaler, zugleich aber auch reinlicher war, als der Radikalismus der Bierbank, distinguirter, vornehmer. Er operirte gleichsam wie ein whigistischer Lord und Aristokrat. Kurz, er leitete, wie männiglich weiß, den Fluß Alpheus in den Augiasstall und ließ durch die Wellen des Flußes den Mist hinwegspülen. Ein Meisterstreich, und mit Recht hat er den Ruhm davon!

Sollte ihn aber doch nicht ungetheilt haben! Die eigentliche Herculesarbeit, wie man sieht, hat immerhin nicht Hercules verrichtet, sondern der Fluß Alpheus. Die Welt beruhigt sich bei der Arbeit des Hercules, gleichsam als ob sich ihr Gelingen von selbst verstehen müßte. Es versteht sich aber nicht von selbst, durchaus nicht von selbst.

So oft vom Augiasstall die Rede ist, — und in der wunderbaren Herrlichkeit unsrer modernen Rechtsstaaten und Fortschritts-Aeren ist täglich von ihm die Rede, — so oft dieses duftige Wort mir entgegen kommt, denke

ich weit weniger an Hercules als an Alpheus. Ich frage mich dann: wie wenn dieser Fluß zufälligerweise nun nicht ein rasches und strömendes Wasser gewesen wäre, sondern ein träges und schleichendes? Und bei dieser Frage überläuft mich ein Grauen!

Dann hätte das träge und schleichende Wasser den compakten Augiasmist nicht nur nicht weggeschwemmt, sondern es hätte seinen eigenen Schlamm noch darauf abgesetzt. Nach einiger Zeit wäre es verdunstet und eingetrocknet wie jedes Sumpfwasser, und der fruchtbare Schlamm, — denn fruchtbar ist er, das muß man bezeugen! — hätte ohne Zweifel eine prachtvoll-geile Flora aufblühen laßen, eine Flora parlamentaria von Armee-Lieferungen, deren Lieferanten die Parlamentsherrn sind, von staatsgarantirten „Weltbahnen", deren Concessionen und Verwaltungsraths-Stellen die Parlamentsherren bekommen, von Franz Josephs- und eisernen Kronen-Orden, deren Kreuze und Sterne die Brust der Parlamentsherren bedecken. Besagte Flora hätte dann weithin geleuchtet und gepranget, so daß sie allen Glücksrittern, allen Ehren- und Aemterjägern, kurz allen „Talenten" wirklich und veritabel als ein Paradies erscheinen, als ein Eldorado und Garten Eden, als die neueste und glücklichste Aera, wie eine neuere und glücklichere schon nicht mehr zu erdenken und auszusinnen. Nur Schade aber, daß dabei der Mist des Augiasstalles mit nichten hinweggeschwemmt worden, sondern unter der neuen beblümten Schlammdecke, die ihn wohl gar noch beschützte, ruhig liegen geblieben wäre, gleichsam als ein wohlconservirtes Herculanum unde Pompeji der „ererbten Uebelstände."

Also auch Hercules hätte nichts ausgerichtet, wenn nicht die Wasserkraft, mit welcher er operirte, von einem starken Gefälle kam. Ein paar Zoll weniger — und das Gefäll stagnirte, und der ganze Ruhm dieser Herculesarbeit war fort, und der ganze Augiasstall mit all seinem Miste

blieb da! Es liegt eine peinliche Spannung in diesem Gedanken. Von einer Lehre, welche darin liegt, will ich gar nicht sprechen, denn wer läßt sich denn noch belehren?!

Dagegen gereicht es mir zu wirklichem Troste und verscheucht all meine hypochondrischen Grillen, daß sich heute die Schleusen unsers Alpheus wieder geöffnet haben und der prächtig wogende Strom des österreichischen Reichsrathes mir in erhabenen, weltgeschichtlichen Rhythmen die majestätische Götterarbeit des Hercules vor die andächtig lauschenden Sinne zaubert. Das ist ein Stromgefäll, wie es ein Herkules braucht! Am Ufer dieses Stromes müßen alle angekränkelten und ungesunden Zweifel schweigen, — Alles schweigt!

Der eiserne Kopf.

Ein Gedenkblatt zum 3. Juli 1866.

Daß doch ein Dichter, indem er sein Gallerie-Publikum mit einer Zauber-Comödie unterhält, weiser sein kann als alle Staatskanzleien auf allen Ballplätzen!

Ein Schauspiel aus alten Zeiten, das will mir nicht aus dem Sinn!

Ich glaube, sie haben eine Allegorie auf Oesterreich gespielt, als sie vor dreihundert Jahren in London ein Stück spielten, genannt „Baco und Bungay" und verfaßt von dem liederlichen Robert Greene.

Es ist eine Liebesgeschichte. Der Prinz Eduard verliebt sich in die reizende Försterstochter Margarethe und trägt seinem Vertrauten Lacy, Grafen von Lincoln auf, für ihn zu werben. Aber der Graf verliebt sich selbst in das unwiderstehliche Mädchen, welches mit einem Hauch Shakespear'scher Grazie gezeichnet ist, und erringt den Besitz ihrer Gegenliebe.

Dem Prinzen bleibt nichts übrig als mit einigen Schmerzen zu resigniren und das Paar glücklich zu machen.

Diese Handlung hat irgend einen Punkt, wo der Zauberer Baco theils helfend, theils hindernd eingreifen muß. Dabei kommt es nun zu einer Episode, welche, indem sie aus dem Stücke herausfällt — in die Unsterblichkeit fällt!

Der Zauberer Baco hat sein ganzes Leben und alle Kraft seiner Wissenschaft daran gesetzt, um einen eisernen Kopf zu machen, welcher Orakel sprechen und England mit einem Wall von Erz umgürten soll. Es ist ein wunderbarer Zug der Sage, welche Robert Greene benützt hat, daß diese zwei Dinge, welche scheinbar gar nicht zusammengehören, doch unzertrennlich mit einander verbunden sind, und nie eines ohne das andere genannt werden. Außerdem daß der eiserne Kopf Orakel sprechen, bleibt es die fixe Idee der Sage daß er auch England mit einem Wall von Erz umgeben wird.

England will ich durch meine Macht befest'gen,
Daß, wenn zwölf Cäsar'n jetzo Rom beherrschten,
In ihrem Sold Europas Heere hätten,
Sie rührten keinen Grashalm an in England!
Der Erzwall den Semiramis geschmiedet,
Und hochgeschwungen wie das Thor der Sonne,
Er glich nicht dem, der Englands Strand umgürtet,
Von Dover her bis zum dem Markt von Rye!

Ein großartiges Wunderwort! Sind diese Verse auch nur ein Ausbruch jenes nationalstolzen Patriotismus, den wir z. B. am prächtigsten bei Shakespeare aufleuchten sehen und den der Engländer überhaupt grandioser ausdrückt als der Gallier seine Gloire, denn Freiheitsgefühl nicht Eitelkeit ist der Grundton desselben; sind diese Verse auch nur eine jener Zeitstimmen, deren nächstes Motiv vielleicht die Ueberwindung der Armada, dieser Sieg von Salamis der germanischen Race, war; nichts destoweniger wird Einem schwindlich zu Muthe daß sie als Vision und Prophezeiung auch unsrer neuesten Tage so merkwürdig

passen. Der Wall von Erz — die englischen Panzerflotten; die Cäsaren welche Europas Heere miethen, — der Cäsarismus des Continents: es ist, als hätte das Auge des Dichters über drei Jahrhunderte hinausgesehen!

Aber kehren wir zum eisernen Kopf zurück.

Er ist fertig. Es ist ein Werk voll geheimnißvoller Widernatürlichkeit. So schwer war der Sieg des Menschen über die Hölle, so wenig ist die Hölle wirklich bezwungen und überwältigt, daß die Kunst, es zu erschaffen, nicht größer als die Kunst, es zu behaupten. Die Hölle lauert auf seine Vernichtung. Sechzig Tage haben es Baco und Bungay bewacht, aber jetzt übermannt sie der Schlaf. Baco läßt sich ablösen von seinem Knechte Miles.

In Hekates verborgnen Lehren forschend,
Schuf ich ein ungeheures Haupt von Erz
Das, durch des Bösen wunderbares Wirken,
Tiefsinn'gen Rath verkündigen und England
Mit einem Wall von Erz umgeben soll.
Schon sechzig Tage wachten ich und Bungay
Nun aber fordern unsre Geister Ruh.
Wenn Argus mit den hundert Augen lebte,
Sie überwachten nicht Phobetors Nacht!
So ruht denn, Miles, Bacos Wohl auf dir.
Der Ruhm, die Ehre seines ganzen Lebens
Hängt am Bewachen dieses eh'rnen Haupts.
Deßhalb beschwör' ich Dich beim ewigen Gott,
In deßen Hand der Menschen Seelen ruhn,
Die Nacht zu wachen! Eh der Morgenstern
Mit seinem goldnen Glanz den Nord bestrahlt,
Spricht dieser Kopf! dann, Knecht bei meinem Leben,
Erwecke mich, dann schließ' ich diesen Zauber,
Und krön' mit Glanz die siebenjähr'ge Müh!

Wer ist nun dieser Miles? Die lustige Person des Stückes!

Ein Mensch, dessen Profession es ist „alleweil fidel" zu sein. Ein Spaßvogel, ein Witzmacher, ein Possenreißer. Ein Frivoler, in dessen dummer und nichtiger Seele etwas

Großes gar nicht passiren kann, denn Alles ist klein und leer wie er selbst. Und dieser Casperl bewacht das Geisterreich Bacos! Er bewacht es in den gefährlichsten Augenblicken der Herrschaft über die Geister! Ich möchte wissen, was ein österreichisches Zuschauer-Publikum empfände, wenn dieses Stück, gleich denen Shakespears, noch heute gespielt würde?

Also Miles wacht. Nach einiger Zeit entsteht ein starkes Geräusch und der Kopf hebt zu sprechen an. Der Kopf spricht: Zeit ists!

Der Casperl-Minister sollte nun den Zauberer Baco, d. h. die Vernunft, schleunigst aus dem Schlafe aufwecken. Aber man befehle der Frivolität Pünktlichkeit! Man laße die Vernunft zu Hilfe rufen — von einem Casperl! Ganz anders benimmt sich Freund Miles. Er muß vorerst Späße machen. Was sagt der Dummbart? Zeit ists? Und das wäre Alles? Nun, das ist der Mühe werth! Das nenn' ich was Rechtes! Ei, Herr Erzkopf, hast du darum eine so große Nase daß du so kleine Worte machst? Wahrlich, mein Herr hätte auch was Gescheidteres thun können, als in sieben Jahren so ein maulfaules Ungeheuer zusammen zu zaubern. — Und so gehts fort. Im Schwätzen und Witzeln wird die Zeit versäumt.

Neues Zeichen. Der Kopf spricht zum zweiten Male. Zeit war's!

Wieder nur zwei Worte. Natürlich daß sich der Casperl noch viel lustiger macht. Zeit war's! Ja freilich war die Zeit! Aber wann war die Zeit? Die Zeit war als mein Herr ein weiser Mann war, und ein weiser Mann war mein Herr, eh es ihm eingefallen, diesen dummen Schädel zu machen. Wie er schläft, der alte Mann! Ei so' lieg und schlaf bis dir der Liebwertheste wund wird, oder bis dein vertrackter Zauberkopf vernünftiger redet. — Kurz, der Narr versäumt auch die zweite Frist. Er schwätzt und schwätzt. Es ist ein Papageien-Geplapper,

daß man meint, eine Note von Buol-Schauenstein oder von Rechberg zu hören. Dazu hat er ohne Zweifel Gesichter geschnitten und Pantomimen gemacht, daß die Gallerien ihm zujauchzten, aber im Parterre saß vielleicht Mancher, den es bei dieser lustigen Sorglosigkeit kalt überlief, und manche Mutter hat vielleicht ihr Kind hinausgetragen, weil sie einen Zusammenbruch ahnte, dem sie durch Auswanderung zuvorkommen wollte.

Der Zusammenkrach erfolgt. Dritte und letzte Frist! Zeit ist hin! schreit der Kopf, und gleichzeitig fährt ein Blitz herab, und eine Hand erscheint, welche mit einem Hammer das Reich, will sagen den Kopf, in zwei Theile zerschlägt und dualisirt!

Jetzt endlich ist der Spaß aus. Der Narr erschrickt, ruft seinen Herrn aus dem Schlafe, aber zu spät! Der Kopf ist schon zerschlagen, er ist schon Dualismus.

Der Herr ist in Verzweiflung. Er jagt den Diener fort — und zwar ohne Ordensverleihung und ohne gnädiges Handschreiben. Nicht einmal ins Herrenhaus beruft er den Miles, noch viel weniger gibt er ihm einen ganzen Pensionsgehalt.

O Schurke, hättest Baco du gerufen,
So sprach das eh'rne Haupt in Aphorismen
Und hätte England rings mit Erz umschloßen.
Die Hölle bebte, wenn mein Ruf gebot,
Und Teufel zürnten daß ein Mensch ihr Meister.
Doch nun hat Bacos Herrlichkeit ein Ende,
Die Müh von sieben Jahren hat ein Ende,
Europas Glaub' an Baco hat ein Ende!

So traurig geht diese Zauber-Episode aus. Das Stück selbst geht glücklich aus. Ach, wenn die Bretter wirklich immer die Welt bedeuteten! Aber die Bretter schmeicheln, denn sie spielen auf Cassa; nur die Weltgeschichte schmeichelt nicht, „denn sie nimmt das Geld wo sie es findet." —

Es war im Jahre 1849. Der Reichstag in Kremsir

sagte eine Wort, und der Reichstag in Debreczin sagte auch ein Wort. Aber Freund Miles spottete nur der zwei Worte. Das eine vertrieb er sich mit der Fuchtel und das andere henkte an den Galgen.

Es war im Jahre 1859. Wieder erschollen zwei Worte. Deutschland sagte durch seinen Nationalverein: Preußen! und Louis Napoleon sagte durch seinen Neujahrsgruß: Italien! Dummes Zeug, meinte Freund Miles. Deutschland war ihm nicht Deutschland, sondern bloß Herzog Ernst und sein Seebach und er wendete an das deutsche Schicksalswort — einen ganzen Bogen Papier zu einer brüsken Drohnote. An das italienische wendete er — einige Ellen Montourtuch. Dagegen gings hoch her im Innern. Er decentralisirte das Reich im Octoberdiplom und centralisirte es wieder im Februarpatent.

Es war im Jahre 1866. Ach, wäre es lieber nicht gewesen! Sprechen wir nicht davon. Taufen wir das „Gedenkblatt" um, nennen wir's ein „Vergeßblatt".

Aber der Kopf ist in zwei Theile zerschlagen und heißt Oesterreich-Ungarn, heißt: Dualismus!

Die gemeinsame Angelegenheit.

„Was halten Sie von der politischen Lage?"

Ich lese soeben den Till Eulenspiegel.

„Diese Adreße! diese Resolution! dieser polnische Landtag! Was sagen Sie zu den Ansprüchen der Polen?"

Ein prächtiges Wetter heuer! was?

„Sie wollen nichts mehr wissen von Politik?"

Wie steht der Thermometer?

„Zwanzig im Schatten."

Warum nicht gar! Zwanzig im Schatten zu Anfang Oktober! Wie viele Grad sie jetzt wohl in Tobolsk haben?

„Gewiß schon den ersten Schnee."

Das wäre stark! Aber wenn Sie Ihre Hauptstadt zu wählen hatten, was würden Sie nun vorziehen: Tobolsk oder Wien?

„Kann das eine Frage sein?"

Und kann es eine Frage sein, was ich von der galizischen Resolution halte? Die galizische Resolution ist der Anfang einer polnischen Republik unter dem Schutze Oestreichs und das ist wieder der Anfang eines russischen Einmarsches, das heißt — eines galizischen Ausmarsches nach Tobolsk. Die Galizier haben die Wahl nach Wien zu gehen, oder nach Tobolsk gegangen zu werden: nach Wien als Gesetzgeber zu gehen, oder nach Tobolsk als Zobelfänger zu gehen. Sie wählen das Letztere! Sie drohen vom Wiener Reichstage wegzubleiben, wenn — seine parlamentarischen Fundamentalrechte nicht in den Lemberger Landtag verlegt werden!

„Das ist ja haarsträubend! Sie formuliren diese Resolutions-Politik außerordentlich schwarzsichtig."

Nennen Sie so viel Unverstand doch nicht Politik! Besser schwarzsichtig als kurzsichtig! Wählen wir ein Beispiel. Die Elsässer, sehen Sie, hätten an Deutschland doch ein großes, culturreiches, im mächtigen Aufschwung begriffenes Mutterland, und nicht ein imaginäres, nur beim aufnehmenden Mond mittels Somnambulismus erkennbares, welches Murawieff, Berg, Tobolsk und Zobelfang heißt. Nun, was denken Sie? es wäre allerliebst, wenn die Elsässer eine Adreße erließen, folgenden Inhalts: Höre, alter Louis, übermorgen kommen wir ja doch wieder zu Deutschland, inzwischen wird uns die Zeit lange und wir wollen uns einstweilen eine gänzlich separirte Vogesen-Republik einrichten mit eigener Verwaltung, eigenen Finanzen, eignem Reichskanzler und Schwerpunkt in Straß-

burg. In deinem dummen Paris haben wir nichts mehr zu suchen. Ist es dir gefällig so wollen wir dieses nicht mehr ungewöhnliche Arrangement „Ausgleich auf gemeinsame Angelegenheiten" nennen. U. A. w. g.

„Bei Gott, Sie haben Recht! Der Vergleich mit Elsaß ist wirklich nicht Ohne, und erst wenn man bedenkt daß die Elsäßer nicht den zehnten, nicht den hundertsten Theil dieser galizischen Resolution fordern dürften, und wenn man ferner bedenkt daß die Galizier bereits zehnhundertmal mehr Autonomie und Nationalfreiheit haben, als die Deutschen im Elsaß, fällt Einem die ganze Unverschämtheit der Resolutionisten aufs Herz."

Ausgleich auf gemeinsame Angelegenheiten! Dabei bietet aber jeder Einzelne immer weniger als die Gemeinsamkeit fordert und als sein Beitrag zu dieser Gemeinsamkeit ausmacht. Vom Weniger zum Nichts ist aber nur noch Ein Schritt und eigentlich bloß in der Form, nicht mehr in der Sache ein Unterschied. Wer weniger bietet könnte eben so gut nichts bieten, denn im Effekt ist es ja gleich, ob man bei halber Nahrung in dreißig Tagen oder ohne Nahrung in drei Tagen verhungert. Die ausgleichssüchtigen Völker Oestreichs kommen mir daher schon längst wie die Blinden im Till Eulenspiegel vor — apropos, ich glaube Ihnen doch schon gesagt zu haben, daß ich jetzt fleißig im Till Eulenspiegel lese, welches wirklich ein außerordentlich nützliches Handbuch zu den politischen Studien Oestreichs ist.

„Sie sprachen davon. Aber was ist's mit diesen Blinden?"

Till Eulenspiegel ritt eines Tags über Feld, da begegnetem ihm zwölf Blinde, welche sich gegenseitig an einer Februar- und December-Leine führten. Gott grüß euch, ihr armen frommen Leute, rief er ihnen zu; da habt ihr einen Gulden, geht in die nächste Herberge und macht euch einen gemeinsamen guten Tag mit dem Gelde. Dabei gab ihnen der Schalk aber — nichts. Die Blinden jubel-

ten und eilten, was Blinde können, in die nächste Herberge, wo sie für einen Gulden gemeinsame Angelegenheiten verlangten, Essen und Trinken, reichlich und was gut schmeckt. Es war ein herrlicher Schmaus! Zuletzt aber kam der Wirth und machte die Zeche. Da stieß ein Blinder den andern an, er möge mit dem Gulden herausrücken. Aber siehe da, das Finanzbudget der gemeinsamen Angelegenheiten, wie sich jetzt zeigte, war gar nicht vorhanden, denn Ein Blinder suchte aber vermißte es immer beim andern. Blinde sind mißtrauisch. Jeder Einzelne glaubte, der Andere habe das Geld, er wolle es nur ablängnen und unterschlagen. Darüber entstand ein Streit, der bald mit den Fäusten geführt wurde. Die Blinden fielen über einander her, zerrten sich, rißen sich zu Boden, und wälzten sich am Boden herum, indem sie kräftig auf einander losprügelten. Inzwischen hielt der Wirth Alles, was er da sah, für eine verabredete Comödie, welche darauf abzielen sollte ihn um sein Geld zu prellen. Im Zorne darüber ergriff er einen Knüttel und prügelte die Blinden, welche sich Jeder einzeln schon prügelten nun erst gemeinsam und im großen, staatsmännischen Style durch. Ich muß Ihnen nur gestehen, ich habe im Bilde dieser allgemeinen Prügelscene unter Blinden mit ganz besonderer Portraitähnlichkeit immer die Völker Oestreichs im höchsten Flor ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zu erkennen geglaubt.

„Gar nicht übel. Unter den Blinden erkennt man gewiße Völker Oestreichs wirklich zum Sprechen. Aber hören Sie, der Wirth, der Wirth macht mir bange!"

Das wäre freilich der Absolutismus, der zuletzt seinen Staatsstreich machte und sie alle zu Paaren triebe. Aber dazu gehörte Genie, ohne welches der Absolutismus ja bankerott und einer kräftigen Prügel-Initiative gar nicht fähig ist. Aber wer hat denn Genie in Oestreich? Also seien Sie ganz ruhig über den Wirth.

Ausgleichs-Pantomime.

Wer möchte in dieser rathlosen Zeit einen guten Rath verschweigen, wenn er durch Sprechen dem öffentlichen Besten nützen kann! Ist auch die landesprivilegirte Fabrik der Staatsweisheit das Ministerbureau allein, welches mit einer exklusiven Morgue auf seine k. k.-losen Mitregenten im Zeitungsbureau herabsieht; betrachtet auch die Zeitung selbst wieder ihre eigene Region unter dem Strich keineswegs als die Wiege einer legitim erzeugten und ehelich geborenen Realpolitik; so wird sie doch nicht verhindern können, daß aus dem tief unterschätzten Feuilleton die politischen Erkenntnißbäume in ihren Weisheitshimmel über dem Strich mit kräftigen Bastardschößlingen überwuchernd hineinwachsen. In der Hand eines Mannes, den ich über Alles verehre, hat das Feuilleton schon oft den Gang der Weltgeschichte bestimmt und die Gestalt Europas verändert. Auch heute greife ich zur Feder um den gordischen Knoten Oesterreichs mit geübter, spielender Hand endlich zu lösen.

Die Lösung ist einfach. Man strebe den Ausgleich nicht in der Wortsprache, sondern in der Zeichensprache an und er wird gelingen. Ich brauche mir diesen Gedanken nicht selbst zuzuschreiben, was ein Plagiat wäre; glücklich genug ist schon das Verdienst seiner Anwendung, welche einen ungewöhnlichen Scharfblick verräth, und durch überraschende Originalität glänzt. Dies zugeben nenne ich neidlos den ersten Besitzer des schönen Gedankens.

Es war ein Spanier und Gesandter am Hofe Jacobs von England.

Dieser Mann nämlich hatte sich einen tiefsinnigen Begriff von der Wichtigkeit der Zeichen gemacht. Er behauptete, sie allein seien hinreichend, die Sprache zu ersetzen, ja besser als die Sprache. Jede Universität solle einen Professor der Zeichen haben. Als dieser Diplomat dem

englischen König einst mit Feuer und Nachdruck von der Nothwendigkeit einer solchen Professur geredet, sagte der Fürst zu ihm: Aber was wollen Sie? Ich habe bereits einen Professor, wie Sie ihn wünschen und einen geschickten Mann; nur ist er an der entferntesten Universität meiner Staaten, zu Aberdeen, sechshundert Meilen von hier angestellt. Und wären's sechstausend, antwortete der Spanier, ich muß ihn sehen; morgen schon mache ich mich auf den Weg. Er reiste in der That den andern Tag ab, daher der König, der sich kein Dementi geben wollte, in größter Eile einen Expressen nach Aberdeen schickte, um die Ankunft des Gesandten zu melden und die Professoren vorzubereiten, wie sie sich seiner entledigen sollten. Der Gesandte wurde von der Universität auf's Feierlichste empfangen, aber ihn verlangte vor Allem den Professor zu sehen, nach dem er mit größter Begierde fragte. Man antwortete ihm, derselbe sei augenblicklich abwesend und dürfte sobald nicht wieder kommen, da er eine Rundreise im Oberlande mache, um auch die Bergschotten seine wichtige Kunst zu lehren. — Nun, so will ich ihn erwarten und sollte er auch ein Jahr lang ausbleiben, antwortete der Gesandte. Da die Professoren sahen, daß auf diese Weise nichts zu machen sei, und sie Se. Excellenz nun recht lang auf dem Halse haben würden, so beschloßen sie einen andern Weg einzuschlagen.

Es lebte ein gewisser Geordi in der Stadt, ein Schlächter seines Gewerbes und einäugig, der aber ein geriebener Kauz und in allen Rollen zu Hause war. Diesem trugen sie ihre Noth vor. Er besann sich auch keinen Augenblick, sondern war sogleich entschloßen, den Professor der Zeichen vorzustellen und auf Alles, was ihm begegnen würde, nur durch Zeichen zu sprechen.

Als nun der Gesandte die Anzeige erhielt, daß der Professor von seiner Reise zurückgekehrt sei, so bezeugte er die größte Freude darüber. Es ward hierauf die Zeit

der Zusammenkunft festgesetzt und Geordi nahm, im Habit und in der großen Perrücke eines Professors, in einem der Universitätssäle einen erhabenen Katheder ein. Se. Excellenz wurde nun eingeführt und Ihr gesagt, der Zeichen-Kollega sei bereit, sich mit ihm zu unterhalten; die Professoren selbst aber begaben sich in einen der anstoßenden Säle, nicht ohne Sorge, wie die stumme Konversation ablaufen würde.

Das Kollegium fing an. Der Gesandte näherte sich dem Professor und hob einem Finger auf. Geordi beantwortete dieses Zeichen durch Aufhebung von zwei Fingern. Jetzt zeigte ihm der Spanier drei Finger, was der Schlächter erwiderte, indem er die Faust ballte und sie dem Gesandten nachdrücklich entgegenhielt. Da holte der Gesandte eine Orange hervor und zeigte sie ihm. Geordi langte unter sein Gewand und brachte ein derbes Stück Gerstenbrod zum Vorschein, das er mit triumphirender Miene vor sich hinlegte. Der Gesandte schien nun völlig befriedigt zu sein, machte eine tiefe Verbeugung und trat ab.

Neugierig zu hören, wie ihr einäugiger Konfrater sich aus dem Handel gezogen habe, bestürmten nun die Professoren Se. Exzellenz sofort mit ihrer Erkundigung. Ach, sagte der Spanier, das ist ein bewundernswürdiger Mann, der alle Schätze Indiens aufwiegt. Ich zeigte ihm zuerst einen Finger, um ihm zu sagen, daß es nur einen Gott gäbe. Er zeigte mir zwei, wodurch er Vater und Sohn andeutete. Da hob ich drei Finger auf, um den heiligen Geist hinzuzufügen. Er aber schloß mit dogmatischer Geistesgegenwart die Hand augenblicklich zu einer Faust, wodurch er sehr richtig den Glaubenssatz ausdrückte, daß die drei Personen doch nur ein Wesen ausmachten.

Jetzt wies ich eine Orange vor, als Zeichen der Güte Gottes, die uns nicht nur die Nothdurft des Daseins, sondern auch das Süße und Ueberflüßige gewähre. Da legte mir der bewundernswürdige Mann ein schlichtes Stück

Gerstenbrot vor, wodurch er bewies, daß das tägliche Brot, um was wir im Vaterunser bitten, weitaus die Hauptsache und alles Uebrige Luxus und Eitelkeit sei. Was konnte ich Besseres thun, als dem edlen Manne meine Verbeugung machen, mit welcher ich mich gleichzeitig für überwunden und für befriedigt erklärte?

Wer war froher als die Professoren in Aberdeen! Aber sofort eilten sie auch zu ihrem witzigen Schlächter, um zu vernehmen wie er sich seinerseits das Hin- und Hermachen der Zeichen ausgelegt habe. Höret, sagte dieser, euer Gesandter ist ein insolenter Mann. Er hielt mir einen Finger entgegen, um mir vorzuwerfen, daß ich nur ein Auge habe. Trotzig hob ich zwei Finger auf, um ihn zu bedeuten, daß mein einziges Auge wohl so viel werth sei, wie seine beiden. Er aber ließ von dem Spotte nicht ab, sondern zeigte drei Finger, wodurch er mir zu verstehen geben wollte, daß er und ich zusammen drei Augen hätten. Da wurde ich böse und drohte ihm mit der geballten Faust. Das wirkte. Er verließ diesen Gegenstand, fing aber sogleich an, statt auf mich, wenigstens auf mein Vaterland zu sticheln, indem er mir eine Orange zeigte, gleichsam als wollte er sagen, so etwas bringt euer armes, kaltes Nebelland nicht hervor. Da holte ich ein gutes schottisches Gerstenbrod hervor und warf es mit Stolz aufs Brett, zum Beweis, daß wir uns hier in Schottland aus all seinen Leckereien nichts machten. Fast hätte ich es ihm an den Kopf geworfen, aber er merkte, mit wem er zu thun hatte und retirirte schleunig mit einem hasenfüßigen Kompliment.

Wenn der Leser diese Geschichte schon kannte, so mag er's entschuldigen; aber man kannte auch längst vor Kolumbus — die Eier schon, nur nicht das Ei des Kolumbus. Der Werth dieser alten Geschichte liegt in ihrer neuen Anwendung. Es springt in die Augen wie viel sich daraus machen läßt auf österreichisch-staatsrechtlich-chaotisch-

babylonischem Gebiete. Weiter kann man doch nicht mehr auseinander sein als der bigotte Spanier, der an seine Dogmen und der einäugige Fleischhacker, der an sich und sein Schottland dachte. Es ist, wie Deklaration und Dezember-Verfassung. Und doch! Der Ausgleich war möglich, wenigstens von Seite des feinen und gebildeten Hidalgo's. Und da wir Deutsche nun gleichfalls die Nation der höheren Bildung sind, so ist gar nicht zu zweifeln, daß wir die Ausgleichs-Pantomime im gebildetsten Sinne verstehen und ihr unser feinstes Kompliment machen werden.

Z. B. Bruder Czech bohrt uns einen Esel; wir meinen, es ist das Zeichen der Krönung mit der Wenzelskrone, und die unschuldige Zeremonie läßt sich zugestehen. Oder er streckt uns die Zunge heraus: die Zunge ist rein, der Magen gesund, Austria befindet sich wohl bei dem Ausgleich. Oder er zeigt uns gar, mit Erlaubniß — den Rücken; da sind wir erst recht entzückt, denn der Mann ist ohne Falsch, hat keine Hintergedanken, darf sich um und um, von allen Seiten sehen lassen, es geht vollkommen ehrlich zu bei dem Handel.

Nicht wahr, das ist einmal ein Rath, der sich gewaschen hat! Und das Beste, — ich geb' ihn umsonst. Also greift zu, Oestreich ist gerettet.

Zur Regelung der Phrasen-Prostitution.

Ein schwüler Sommernachtstraum.

„Nikias, trefflicher Mann, du, des Leibes Arzt und der Seele", wie hast du mich erquickt durch dein moussirendes Spottbüchlein gegen „die Regelung der Prostitution", diesen horrendesten Blödsinn, welchen das alte, verdummte Europa

je ausgeheckt hat! Aber wird es was nützen? Man sagt, wenn man dem Basilisken einen Spiegel vorhält, so crepirt er vor Abscheu seines eigenen Anblicks. Aber wird der Magistrat in Lallenburg crepiren? Wird die Polizei in Kuhschnappel crepiren? Werden die Gemeinderäthe von Krähwinkel crepiren? Und die demokratischen Zeitungs-Redacteure in Flachsenfingen und Groß-Scheerau, welche so entschieden demokratisch sind und unter den Töchtern des Volkes so entschieden „aufräumen" wollen — werden sie crepiren oder nicht vielmehr um drei Kreuzer per Tag entschieden und gesinnungstüchtig fortkämpfen für Recht, Licht und — Polizei? Ach, noch nie ist ein Esel über sich selber crepirt, wie der Basilisk, dieses edle geschämige Thier! Warum sind die Esel nicht Basilisken?

Man sieht, ich hatte die köstliche Broschüre von Dr. W. Schlesinger gelesen, und hätte damit den Tag vortrefflich beschließen können. Aber als die Abendluft kam, ritt mich der Teufel, daß ich in den Prater hinabfuhr, um die Schützenhalle zu sehen, das heißt für 20 Kreuzer Entrée eine Handvoll Hobelspäne. Da war's geschehen um die Freude des Tags und bald auch um die Ruhe der Nacht. Ich zog nämlich durch eine Empfangspforte ein, welche zwar auf der Stirnseite die unschädliche Aufschrift „Willkommen" trug, aber auf der Kehrseite — o die Kehrseiten! — da stand ein böser, böser Spruch: „Durch Freiheit zur Wahrheit, durch Wahrheit zum Licht." Wer gibt mir die schlaflose Nacht wieder zurück, da ich mir fieberhaft meinen armen vaterländischen Kopf zerbrach, um die Weisheitslehre dieser Knaben zu ergründen?!

„Durch Freiheit zur Wahrheit!" — Aber Galilei hat die größte Wahrheit der Welt entdeckt ohne Spur von Freiheit, ja im Stande der drückendsten Knechtschaft. Die ewigen Wahrheiten des Christenthums haben sich nicht in der römischen Republik entwickelt, sondern im römischen Kaiserreich unter Tyrannen wie Tiberius und Nero. Die

Bücher der europäischen Literatur waren um so besser, je mehr sie von Henkershand verbrannt wurden und sind um so schaler und dümmer je mehr sie Medaillen für Kunst und Wissenschaft erhalten. Umgekehrt haben die freiesten Völker der Erde, die Beduinen, Afghanen, Tscherkessen, Kabylen, mit einer Freiheit, wie sie ein deutscher Hoch- und abermals Hochbruder gar niemals ersitzen, erschreiben und erschwätzen wird, zwar viele Kameele gezüchtet, aber keine einzige Wahrheit.

Durch Freiheit zur Wahrheit! Der kürzeste Satz — nur vier Worte — und doch vor- und rückwärts erlogen. O Phrase, wie groß ist deine Allmacht!

Ich war bereits heiß wie ein gebratener Ketzer auf der Seite, wo ich einschlafen wollte, und warf mich schlaflechzend auf die andere herum. Umsonst. Hier waren die Kohlen noch glühender.

„Durch Wahrheit zum Licht!" — Zu welchem Licht? zum Gaslicht? zum Kerzenlicht? zum Sonnen- und Mondlicht? Dummes Zeug! Das kann der Sinn dieser herrlichen Worte nicht sein. Ich errieth unschwer, daß der Sinn überhaupt ein bildlicher sei; man habe nicht das natürliche Licht zu verstehen, sondern das Licht der Wahrheit. O weh! „Durch Wahrheit zum Licht": hieß also buchstäblich: Durch Wahrheit zur Wahrheit.

Der Angstschweiß brach mir aus. Es wurde mir schwarz vor den Augen. Alle Büchsen der deutschen Schützen hörte ich knallen und die Kugeln schlugen wie bei Chlum und Königgrätz mitten ins Herz der vaterländischen Dummheiten hinein. Ich heulte.

Die Lisi erschien, mit einem Licht in der Hand. „Deutsche Brüder!" rief ich sie an und hielt inne, denn ich erwartete bereits ein „donnerndes Hoch." Aber die Lisi donnerte nicht. Deutsche Brüder, fuhr ich fort, wir versammeln uns heute unter den erhabenen Wahlspruch: Durch Wahrheit zur Freiheit — nein, ich will sagen, durch

Freiheit zur Wahrheit. Noch immer kein Donner. Ja, durch Freiheit zur Wahrheit! Lisi, antworte auf diese „begeisterte Ansprache" mit einem „dreimaligen donnernden Hoch". Das ungebildete Mädchen war still. Ich wurde pikirt, ich raffte mich auf — der Mensch wird ein Vieh, wenn kein Hoch donnert — und warf ihr wie eine Petarde den Knalleffekt ins Antlitz: Durch Wahrheit zum Licht! Das Licht fiel ihr aus der Hand, sie ging. Durch Wahrheit zum Licht der Wahrheit! rief ich ihr nach. Sie flüchtete wie vor einem Verrückten. Durch Wahrheit zur Wahrheit! schrie ich aus Leibeskräften, aber ich sah nichts mehr von ihr als ihre Kehrseite. Oh, eine Kehrseite war's auch, auf der mein Unglück geschrieben stand! Ich phantasirte über die Regelung der Kehrseite; — nein, über die Regelung der Prostitution; — nein, über die Regelung der vaterländische Phrase — und sank ohnmächtig in die Kissen zurück. Die Besinnung verließ mich, ich wurde bewußtlos wie ein Comitémitglied.

Die Schwüle der Nacht war erstickend. Ich stand auf, um ein Fenster zu öffnen, aber der Effect blieb aus. Zuletzt merkte ich, daß ich keineswegs aufgestanden, sondern liegen geblieben. Ich lag da wie Blei. Ich war gelähmt an allen Gliedern und ganz besonders am Gehirn.

In diesem äußersten Elend formulirte ich ein Gemeinderaths-Referat. §. 1. Conscribirung sämmtlicher Phrasenmacher. Die notorischen Phraseurs haben sich wöchentlich einmal auf der Polizei untersuchen zu lassen; die gefährlichsten unter ihnen, wie Freund F-Meyer und K-Meyer, alle 24 Stunden. — §. 2. Diejenigen, welche in der deutschen Sprach- und Stylllehre nicht zuständig sind, werden in ein österreichisches Amt abgeschoben. — §. 3. Bestrafung der mit verwahrlostem Phrasengift behafteten vaterländischen Talente. Das Strafmaß hat sich zwischen Medaille und Franz-Josephs-Orden zu bewegen; Appellation findet nicht statt. — §. 4. Spitäler und Behandlung. Am

Phrasengift Erkrankte sind äußerlich zu behandeln mit Einreibungen von guten satyrischen Feuilletons, am besten unter die Nase. Innerlich nehmen sie täglich eine Flasche Lessing als blutreinigenden Rob Laffecteur, in schwereren Fällen die Logik des Aristoteles. Zur Nachcur werden sie aufgehenkt. — §. 5 . . .

Ich weiß nicht, wie lang ich so fort delirirt habe — da wehte mich plötzlich ein frischer Luftzug an, meine Zimmerthüre ging auf und beim Lichte des Morgens sah ich den Doctor W. Schlesinger eintreten, welchen die Lisi, wie es scheint, gerufen hatte. „Gott sei Dank," ruf ich, „daß diese Nacht überstanden ist! Sie haben da weiter nichts mehr zu thun, Herr Doctor, als: schicken Sie augenblicklich ins Oberhofmarschallamt und holen Sie mir einen Orden." — Der Doctor griff nach meinem Puls. — „Nein, nein, diesmal phantasire ich nicht. Sie kennen doch den Kladderadatsch-Juden, welchen ein Anderer fragte: Mausche, wofür hast Du Deinen Orden? Er antwortete: Weil ich mich im Jahre 1848 so sehr gefordchten habe. — Nun sehen Sie, Doctor: ich habe mich im Jahre 1868 so sehr geschämt! Verdient das nicht auch einen Orden? Oh! Geben wir der Wahrheit die Ehre; durch Wahrheit zur Wahrheit! Denn wenn es auch süß ist, fürs Vaterland zu sterben, was, wie Freund „Sp—r." sagt, wenigstens Diejenigen behaupten, welche am Leben geblieben, — so kann ich Sie doch versichern, Herr Doctor, und glauben Sie mirs auf mein Wort: es ist bitter, fürs Vaterland sich schämen zu müssen."

Eine Freikugel.

(Wiener Schützenfest. Sommer 1868.)

Auf den Schützentagen zu Frankfurt und Bremen haben ohne Zweifel Schützen miteinander geschossen, welche bald genug aufeinander geschossen. Auch der Schützentag zu Wien wird das nicht verhindern, wenn es die deutschen Geschicke so wollen.

Es ist leichter über Kriege zu weinen, als sie zu entbehren. „Der Krieg ist der Vater alles Guten", sagt Tyrtäus, und rauh aber wahr sagt unser Hegel: „Der Krieg läßt die Menschen nicht versumpfen und verknöchern; er macht Ernst mit der Unsicherheit, Eitelkeit und Unbeständigkeit aller Dinge, und läßt dem, was von der Natur das Zufällige ist, dem Besitze und Leben, das Zufällige widerfahren." Das klingt nicht schmeichelhaft, aber männlich.

Die vernünftigste Form der Kriege ist aber der Bürgerkrieg. Unter Bürgern, welche miteinander leben, muß es unendlich mehr sittliche Reibungen geben, als unter Völkern, welche nur aneinander grenzen. Völker plündern sich, Bürger plündern sich nie. Was Napoleon heuchlerisch von seinem rauf- und beutelustigen Gallien rühmte, „daß es für Ideen kämpfe", das ist am genausten nur von den Bürgerkriegen wahr. Bürgerkriege sind wirklich Ideenkriege.

Aber wie kommen wir heute zu diesen Reflexionen? Wollen wir allen Schüssen voraus einen Schreckschuß in die Welt schicken?

Nein! Aber der Phrase einen Dämpfer wollen wir aufsetzen, der Phrase, welche eine fürchterliche Ernte halten wird. Und die politische Phrase ist ein gefährliches Spielzeug.

Man hat von einer Präventiv-Censur der Toaste, von einer Beschränkung der Redefreiheit gefabelt, und hat diese Fabeln wieder dementirt. Glücklich wenn diesen Gerüchten

das gute Gefühl zu Grunde liegt, daß es sich überhaupt um eine Rede zucht handele, gleichviel ob sich die Einen die Polizei als Zuchtmeister denken, oder die Anderen den eigenen Verstand der Redenden. Natürlich ist das Letztere das Bessere.

Ja, wenn die zwei ersten Schützentage eine Generalprobe des deutschen Pathos genannt werden könnten, so möchten wir das dritte Bundesschießen geradezu eine Generalprobe des deutschen Verstandes nennen. Nach dem was geschehen ist und so stark wider den Strom der Gemüthspolitik geschehen ist, muß es sich zeigen, wie viel von Verstand, Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Sinn für Wirklichkeit und Möglichkeit unter den dichtenden und träumenden Deutschen vorhanden ist. Wir haben eine bändereiche Literatur unserer Geschichte; aber sollte die Geschichte wirklich nichts Anderes lehren, als — daß Menschen nichts aus ihr lernen?

Ueberblicken wir die deutsche Geschichte, so wollen wir uns nicht dabei aufhalten, warum Karl V. zwischen Reformation und Papstthum sich für das letztere entschied, während er doch die Burg des Papstes bestürmte. Wir wollen nicht zanken darüber, daß Ferdinand II. sein Schwert für Rom und gegen Deutschland zog, und daß er seinen herrlichen Feldherrn in dem Augenblicke ermordete, als dieser dem blutigen Pfaffenhader ein Ende machen, seinen Kaiser mit seinen Ständen aussöhnen und eine wahrhaft großdeutsche Politik anbahnen wollte. Der Cromwell und Washington Deutschlands, der größte Politiker unserer Geschichte, Wallenstein ging unter gemeinen Mörderfäusten zugrunde, und der sinnlose Zerfleischungskampf wüthete weiter. Als endlich der Friede zu Münster geschlossen wurde, hätte er eigentlich schon den Effect des Prager Friedens haben müssen, wäre die Geschichte Deutschlands nicht eine langsame Folterbank. Schon nach dem dreißigjährigen Kriege mußte sich Oesterreich auf sich selber zurück-

ziehen, denn es hatte keinen Sinn mehr in Deutschland. Es war der Kaisermacht nicht gelungen, die oligarchische Adelsmacht zu einem modernen Staate zu centralisiren; es war ihr doppelt mißlungen, weil der Kampf nicht einmal seine richtige Parole hatte, sondern für Rom und die Gesellschaft Jesu lautete.

Die oligarchische Adelsherrschaft war nun gesetzlich. Zweihundert Jahre lang war Deutschland jetzt eine anarchische Adelsrepublik mit schwacher monarchischer Spitze, etwa nach Art des Polenreiches. Es wäre auch, wie dieses, zugrunde gegangen, hätte sich nicht wenigstens Einer der Reichsbarone, der „Marquis de Brandenbourg" langsam, aber stetig, zu einem National-Centrum zusammenkrystallisirt. Dieser Markgraf fing nach und nach an, eine Art unsichtbare Kaiserkrone zu tragen, während die officielle und sichtbare im Jesuitenhorte zu Wien unaufhaltsam zerbröckelte.

Sehr spät, schmerzlich spät, gab die Schlacht von Königgrätz und der Friede von Prag dieser Thatsache ihren natürlichen Ausdruck. Wir sagen „schmerzlich spät", weil die meisten Menschen zweihundert Jahre nicht im Zusammenhange denken, sondern auf eine so lange Frist den Zusammenhang verlieren. Wie viele hat es gegeben, welche den „Bürgerkrieg" von 1866 für ein Unglück gehalten, und wie Wenige, welche capirten, daß nach zweihundertjährigem Stillstande jetzt erst die deutsche Uhr wieder normal zu gehen anfing!

Sagen wir das in Wien? am uralten Kaisersitz? als nächste betheiligte und wie die Kurzsichtigen glauben, besiegte und beschädigte Partei? Ja! und tausendmal ja! Besiegt waren wir nur auf dem Präsidentenstuhl zu Frankfurt am Main; seit wir auf diesem unseligen Armensünderstuhle nicht mehr sitzen, ist unser Verhältniß zu Deutschland erst rein, gesund und politisch-vernünftig geworden. Dieses Verhältniß kann geschriebener Rechte entbehren; es ruht auf

seinem eigenen natürlichen Schwergewichte. Schwach war es nur durch ein unproductives und künstliches Uebergewicht.

Haben wir doch in Oesterreich von jeher das Zeug gehabt, eigentlich in einem viel größeren Style großdeutsch zu denken, als so manche Großdeutsche in Deutschland, welche leider nur allzu oft unter „großdeutsch" ihren Canton und ihren Kirchthurm, die Souveränetät von Erbach und Isenburg verstanden! Dort mag es Schmerzen geben; in Oesterreich giebt es keine Schmerzen und Wunden über die Thatsache — daß drei Größen, wie Oesterreich, Preußen und Deutschland zur Freude des Auslandes einander von bundesrechtswegen nicht mehr hindern und aufreiben.

Damit wollen wir diesem oder jenem unserer Gäste, wenn er Schmerzen hat, die dazu gehörigen Schreie nicht vom Munde abschneiden. Wir maßen uns überhaupt nicht an, die Gefühle unserer Gäste zu beeinflußen; unser Speech wendet sich nicht an die Gäste, sondern an die Wirthe. Was auch die Gäste auf dem Herzen haben, es kommt zuletzt doch auf den Wirth an, wie die Conversation seiner Gäste ausfallen soll. Böse Menschen sagen uns nach, eine Wienerin sei nur so lange schön, bis sie den Mund öffnet. Möge die große „Vindobona" dieses Bonmot zu Schanden machen! Möge sie eine kluge und tactvolle Hausfrau sein und ihrem Tische mit Ehren präsidiren! Aber wenn Monsieur mit Herzklopfen Madame den Mund öffnen sieht, obwohl er des Effects ihrer Perlenzähne und Korallenlippen gewiß ist; sollte er nicht — so bescheiden wir auch von Monsieur-Rechten denken — wenigstens das Recht des Souffleurs haben und ihr geschwind noch ein Wörtchen zuflüstern dürfen, das den Korallenlippen und Perlenzähnen vielleicht nicht zur Unzierde gereicht? Versuchen wir's. Madame hat wirklich einen harten Stand, so viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen; hart, auch wenn sie nicht unter dem grausamen Vorurtheile litte, nur schön zu sein, so lang sie den Mund hält. Vielleicht also ist es ein

Hütchen, das wirklich auf die Köpfe und Querköpfe der verschiedensten Parteien paßt, wenn wir die Parole ausgeben: Preußen in Deutschland und Oesterreich mit Deutschland!

Der Tod.

Am Allerseelentage. (2. November 1868.)

Also wieder ist große Auffahrt und Cour beim Tode: der Tod feiert heute seinen Namenstag, seinen Geburtstag, sein millionenjähriges Jubiläum. Laßt mich der Erste sein bei diesem Drawingroom des Todes! Wenn jeder Lump sich ans Leben drängt, welcher kein anderes Recht daran hat, als eine übermüthige Grille seines Vaters, so haben es die Unsterblichen von jeher geliebt, sich an den Tod zu drängen, wohl wissend, daß sie es aushalten.

Doch nichts aus dieser Tonart! Ich huldige dem Tode weder als Christ, welcher trutziglich fragt: o Tod, wo ist dein Stachel? — er könnte mir eines Tages garstig darauf antworten! — noch als Philosoph, welcher aus lauter Furcht vor dem Tode sich endlich entschließt, ihn nicht zu fürchten, und aus der Noth ein Tugend macht, die Tugend der Stoa. Der fürchterliche Tod hat diese Nichtfürchter von jeher ausgelacht, und schon in der Schule hört' ich ihn lachen, ans einem Kämmerlein meines unverkünstelten Gehirnchens herauslachen, wenn wir nach Cicero oder Seneca ein Pensum ausarbeiteten: „daß der Tod nicht zu fürchten sei", — mortem non esse extimescendam. Ich lachte den Cicero und Seneca mit dem Tod um die Wette aus, und selbst um den beßeren Sokrates that es mir leid, daß er sich zu der Phrase herbeiließ: „magna me spes tenet, bene mihi evenire quod mittar ad mortem" — es

ist ein Gaudium zu sterben! Ich hatte den Mann für gescheidter gehalten.

Nein, nicht als Christ, nicht als Philosoph, stelle ich mich bei der heutigen Huldigung des Todes ein, sondern als Politiker. Ich mag mir die Weltgeschichte ansehen, wie ich will, der Tod ist doch der einzige liberale Staatsmann, der Stich hält!

Wie manchem Staatsbösewicht möchte man aufhenken und darf nicht! Da erschallt ein Trauermarsch, die Galladiener der Entreprise des pompes funebres ziehen auf, ein sechsspänniger, reichdecorirter Leichenwagen bewegt sich einher, hinter ihm ein langer Cortège von Fiakern mit trauernden Beamten, d. h. mit Herren im Flor; — da fährt sie endlich die Exzellenz, der allwaltende Bureau- oder Sectionschef, Ritter so vieler Orden, Verschulder so vieler Dummheiten: der Tod hat ihn an die Laterne gebracht, an die Allerseelenlaterne mit dem Grabeswachslichte! Die trauernden Beamten aber stürzen Tags darauf lachend und jubelnd ins Bureau: Dem Himmel sei Dank daß der alte Plaggeist endlich abgekratzt ist! Sie gratuliren sich, sie schütteln sich die Hände. Jetzt endlich wird's liberaler in diesem Bureau. Jetzt erst kann die „neue Aera" unter den jüngeren Beamten ihre Flügel bewegen.

O ihr Thoren, die ihr mit aufgesperrten Schnäbeln dasteht und wartet, daß die neue Aera euch in den Mund fliege, während die alte Aera noch rings im Fleische wandelt und lustig mitthut! Wohin denn mit ihr? Glaubt ihr, Dr. Giskra kann den ganzen alten Staat aufhenken, auch wenn er es tausendmal verdient hätte, jetzt, wo man nicht einmal mehr die bösartigsten Raubmörder Lust hat zu henken? Die einzige Todesstrafe, welche nicht aufgehoben wird, vollstreckt nur der Tod. Wollt ihr nach den Sternen der neuen Aera ausschauen, so schaut nur fleißig auf die gestickten Sterne der Bahrtücher. Diese Sterne sind untrüglich. Von ihnen erwartet euere Zeit, sie

bringen euch langsam aber sicher, was ihr wünscht und was ihr braucht.

Wie mir das übel macht, das unvernünftige Geschrei: die Minister sollen energisch sein! nur recht energisch! Sind wir denn plötzlich Caraiben geworden, welche ihre Väter einfach todtschlagen? Wie ist man denn energisch wenn die Generation, welche so lange allmächtig und alleinherrschend war, noch gesunde Zähne hat und vortrefflich verdaut? Durch Gesetze! Aber die Gesetze wollen ausgeführt sein. Die liberalsten Gesetze sind todt so lange die Illiberalen noch lebendig sind.

Was denkt ihr denn? Wenn Ludwig XVI. eines Tags den Grafen Mirabeau gerufen und ihm gesagt hätte: Mein lieber Graf, ich will das alte Frankreich, welches in seinen alten Mißbräuchen erstickt, von Grund aus regeneriren und eine Staatsordnung nach den großen Prinzipien der Neuzeit einführen; aber ich bin ein guter Herr, ich will meine treuen Diener nicht brodlos machen, stellen Sie mir zu dieser Ordnung der Dinge alle Beamten an, welche dieselbe auf grimmigste hassen und verfolgen, — was denkt ihr denn? Als ein feiner Franzose hätte Mirabeau nicht etwa mit einem groben Verzicht auf das Portefeuille, sondern verbindlich und höflich so geantwortet: Sehr wohl, Sire; diese neue Ordnung der Dinge soll hergestellt sein — nach dreißig Jahren und mit Hilfe des Todes.

Also warten! Wenn ein unvorsichtiger Staatsmann trotzig und protzig gesagt hat: Wir können warten; so laßt euch wenigstens das gesagt sein: Wir müßen warten! Wer dem Tode nicht unter die Arme greifen will, wie Robespierre, welcher damit nur den Cäsarismus begründete, an dem Frankreich heute noch krankt, der warte geduldig die Wohlthaten des natürlichen Todes ab. Der Tod ist der Hintergrund jedes liberalen Prinzips. Er sitzt in allen Ministerien aller neuen Aeren, er ist ihr

unsichtbarer Ministerpräsident, und während die Herren die neue Aera im Schweiße ihres Angesichtes produciren, geht er von Bett zu Bett und treibt den Todesschweiß auf die Angesichter der alten Aera. Jetzt erst ist die Arbeit gethan.

Die alte Aera muß begraben werden, aber auch buchstäblich begraben. Das kann kein liberaler Minister, und wäre er noch so energisch; das kann nur Einer, der Tod.

Und er thut es, er thut es mit einer Energie, mit einer Ehrlichkeit und Ausdauer, welche über alles Lob erhaben ist. Ich werfe mich in den Staub vor dir, größter der Fortschrittsminister, weiser, gerechter, gütiger Tod, und bringe der neuen Aera den einzigen Jubeltoast aus welcher ihr ansteht und welcher vernünftig ist: Heil dem Tode! es lebe der Tod!

Zum neuen Jahr 1870.

I.

Der Großkhan Hartung.

Die Pacificbahn und der Suezkanal machen das Jahr 1869 — darüber kann keine Frage sein — unsterblich. Diese Werke sind gleichsam die Sterne des Jahres. Mindestens Kometen müssen wir aber zwei andere Ereignisse nennen, welche noch im letzten Monate des Jahres eintraten und, wenn nicht unsterblich, doch denkwürdig sind und das historische Gewicht des Jahres in einer hervorragenden Weise vermehren.

Ich meine die Eröffnung des vatikanischen Konzils am 8. Dezember und die Wiener Arbeiterdemonstrazion am 13. Dezember 1869.

Ich halte das letztere Ereigniß für das wichtigere.

Nicht daß ich dem Konzil eine laute Affektazion von Geringschätzung entgegensetzte, die ich im Stillen nicht empfinde. Geringschätzung zu affektiren ist leicht. Schon beim tridentinischen Konzil spotteten die protestantischen Landsknechte, sie wüßten nicht, wozu es gut wäre, wenn nicht etwa um eine gewisse Streitfrage über das Stechen im Kanöffelspiel zu entscheiden. (Ein Kartenspiel der Landsknechte, dessen Spielplan nicht mehr bekannt ist.) Aber das tridentinische Konzil hat bekanntlich doch noch andere Dinge entschieden als die Zweifel des Kanöffelspiels! Wir müßten die Menschheit höher schätzen, als sie es nach den drei- oder viertausend Geschichtsjahren, die wir von ihr kennen, verdient, wenn siebenhundert fantastisch gekleidete und mit übersinnlichen Formeln bewaffnete Schäfer nicht immer noch eine Art von Eindruck auf die Schafe hervorbringen sollten. Es ist die Quelle aller geschichtlichen Täuschungen und Selbstüberhebungen, die menschliche Anlage zur Bildung mit der wirklichen Bildung zu verwechseln. Inzwischen ist doch soviel wahr, daß die straffgespannte Saite des Konzils, wenn nicht springt, wie die Heißsporne hoffen, doch den beabsichtigten Ton zu versagen scheint.

Ganz anders aber tritt neben dem alten Löwen der Hierarchie der junge Löwe der Arbeiterbewegung auf. In seiner letzten Wurzel nicht weniger mystisch und metafisisch; am unsichtbaren Faden einer Idee, einer allmächtigen Willens-Fantasmagorie nicht weniger bewegt und gelenkt; in geheimnißvoller Einheit des Denkens und Handelns, in Uebereinstimmung dogmatisch inspirirter Gewissen nicht weniger esoterisch geschult und geschlossen, als irgend ein schwärmerischer Geheimbund, welcher Mysterien feiert, verräth seine äußere Haltung eine praktische Energie, eine Thatkraft und Schlagfertigkeit, eine aggressive, stürmische Kühnheit, kurz jenen strammen, festen, sichern, erobernden Schritt, welcher für jeden Geschichtskenner das Kennzeichen ist: mit diesem Schritt tritt ein Herscher auf die Weltbühne!

Was war es denn, was die heidnischen Römer am neu aufkommenden Christenthume so grauenhaft anmuthete, daß es sie wie Todesahnung und Weltende überkam? Das christliche Dogma, die christliche Seligmachung wahrhaftig nicht! Sie hatten nur ein Lächeln für diese kindischen Träumereien ungebildeter Menschen, welche das Alles im Zeno und Epiktet, im göttlichen Plato, beim Proclus, Jamblichus und Apollonius von Tyana viel besser finden konnten, wenn sie eben „gebildet" und „aufgeklärt" gewesen wären. Ueber alle Maßen dagegen erschreckte sie die Organisazion dieser ungebildeten und wenig aufgeklärten Leute. Wenn das Priesterthum des Polytheismus fast einflußlos ist, weil nach verrichtetem Tempel- und Opferdienst der Priester unter die Laien zurücktritt und sie nichts weiter mehr angeht, so sahen sie bei den Christen ein völlig neues Princip. Es war das Princip der Seelsorge. Sie sahen die Gemeinde mit dem Priester, den Priester mit dem Bischof, den Bischof mit dem Metropoliten durch ein Band des liebenden Gehorsames verbunden, und Alle für Einen, Einen für Alle einstehen. Legte die heidnische Obrigkeit einem Christen Geldbuße auf, so zahlte für den Einzelnen die Gemeinde, für eine Gemeinde die Diözese, für eine Diözese die ganze Provinz und das ganze Reich. Vor dieser Solidarität standen den Heiden die Haare zu Berge. Ihre eigene Verfassung hatte nichts entfernt Aehnliches. Sie fühlten, hier wird in die alte bürgerliche Weltordnung ein Keil getrieben, der sie unfehlbar sprengen muß.

Man kann von den Arbeitertheorien denken wie man will; man kann aber nicht hoch genug denken von der Arbeiterpraxis, von der Verfassung, welche sie sich gegeben, von der Gewissensrepublik, in welcher sie leben, von der politischen Parteidisciplin der Arbeiter.

Wenn die Wahltage kommen, so ringen die stolzesten und mächtigsten Parteiblätter des Bürgerthums ohnmächtig die Hände, daß das Bürgerthum, das intelligente, wolhabende,

über Zeit und Geld verfügende Bürgerthum, das Bürgerthum, welches den Werth seiner Rechte und Pflichten so gut zu kennen im Stande wäre, um keinen Preis in der Welt an die Wahlurne zu treiben. Gegen die vis inertiae der deutschen Indolenz verwandelt sich dann der letzte Leitartikelschreiber in einen Ciceco und Demosthenes, in einen Jeremias und Burke. Und doch schreibt er vergebens. Da winkt der Arbeiter Hartung — und 8000 Arbeiter opfern einen Taglohn und stehen wie Ein Mann auf der Straße! Das ist etwas völlig anderes als deutsche Indolenz!

Ich wurde zufällig Zeuge eines Gespräches, worin sich der Inhaber eines Klaviersalons in der Provinz gegen einen der ersten Wiener Klavierfabrikanten bitter beklagte, daß er ihm bestellte Instrumente zu Weihnachten nicht geliefert und seit zwanzig Jahren zum erstenmale benachtheiligt. „Jetzt sind die Arbeiter unsere Herren", war die Antwort. „Meine ältesten und treuesten Arbeiter klagen mir selbst, sie möchten gerne arbeiten, aber sie dürfen nicht!" Das ist neu. Das ist etwas völlig Anderes und Neueres, als der konstituzionelle Rechtsstaat und der Schutz der persönlichen Freiheit! Die Tyrannei, einem Arbeiter die Arbeit zu verbieten, würde in ganz Europa einen Aufschrei des Entsetzens hervorrufen, wenn sie von einem Kaiser oder König geübt würde. Der Arbeiter Hartung hat die Macht dieser Tyrannei und genießt den Gehorsam dieser Tyrannei.

Um das Gleichniß einer solchen Herrschaft über das Menschengeschlecht zu finden, müssen wir Europa verlassen, müssen wir in die Geschichte zurück und nach Asien gehen, wo wir sie bei den Großkhanen der Hunen, Tataren, Mongolen, bei Attila, bei Timur und Tschingiskhan finden. Auch wird sie nie mit einem rein weltlichen Karakter ausgeübt; es ist ein Zug in ihr wie von religiösem Fanatismus, ein unüberwindlicher Glaube an eine Mission, an das Unrecht einer alten und an das Recht einer neuen Ord-

nung. Attila, die Geißel Gottes, hat diese Sprache gegen Rom und Byzanz offen geführt, und in den milderen Akzenten des 19. Jahrhunderts sagt etwas Aehnliches der Großkhan Hartung, die Kapitalgeißel Gottes.

Und klingt es nicht schon wie Hohn, selbst wenn er es nicht sagt? Wenn ein 26jähriger Tischler es dem Bürgerthum bieten darf, ihm allergnädigst zuzugestehen, daß sich die Arbeiter von der Sache der Bürger nicht lossagen? Es ist wahr, die Bienen machen den kostbaren Honig: aber haben sie je Thymian und Lindenblüte versichert, daß sie ihre Saugrüsseln aus ihren Kelchen nicht zurückziehen wollen?

Wenn eine begeisterte Sekte mit solchen Ansprüchen in der Welt auftritt, so liegt die Situazion gewöhnlich so, daß ihr Vortheil ein doppelter ist: nicht nur hat sie selbst eine Idee, von der sie begeistert ist, sondern die Andern haben gewöhnlich keinen Geist und keine Idee.

Hätte z. B. auf dem Parketwürfel, auf welchem der Minister Graf Taaffe stand, als er die Arbeiterdeputazion empfing, etwa zufällig ein denkender Mann gestanden, so müßten die Zeitungen einen wesentlich anderen Dialog zu erzählen wissen.

Ich lese:

„Hartung hielt an den Ministerpräsidenten die Ansprache, in welcher er erklärte, sie seien eine Deputation, entsendet von der versammelten Volksmenge, um die Wünsche derselben vorzulegen. Das Volk fordere noch in dieser Reichsrathssession die Gewährung des Koalizions- und freien Genossenschaftsrechtes."

Darauf nun hätte der denkende Mann wahrscheinlich so geantwortet: Die Beschlüsse des Reichsrathes sind frei und müssen frei sein. Es kann keine Rede davon sein, daß das Volk noch in dieser Session vom Reichsrathe fordert. Das heißt dem Reichsrathe diktiren und dem Reichsrathe

befehlen. Ich wüßte nicht, daß das ein Minister kann, das kann auch der Kaiser nicht.

Ich lese:

„Baudisch: Im Reichsrathe seien alle Klassen der Bevölkerung vertreten, nur der Arbeiterstand nicht."

Die Antwort des Denkenden konnte ungefähr so lauten: Wie, mein Herr Baudisch, also wären im Reichsrathe Oesterreichs nur die Müssiggänger vertreten und nicht die Arbeiter? Behaupten Sie das im Ernste? Glauben Sie wirklich, daß die Wähler Oesterreichs nicht arbeiten oder nicht wenigstens gearbeitet haben? Nehmen wir ein nahe liegendes Beispiel, Herr Baudisch, Sie selbst! Sie werden einst Bürger, Wähler, vielleicht Gewählter sein. Aber sollte Ihr Herz dann aufgehört haben für die Arbeiter zu schlagen? Könnte es das? Glauben Sie, daß es das könnte?

Nun gebe ich aber gerne zu, daß das Denken eine nothwendige Gymnastik nur der Kleinen und Schwachen ist, davon sich dispensiren kann wer groß ist und die Macht hat. Graf Taaffe hat wie ein alter Römer gehandelt als er die Arbeiterdeputazion empfing, neun Tage sicher machte und am zehnten in die Gefängnisse schleppte. So ungefähr machten es auch die römischen Konsuln und Prokonsuln als sie die Unterdrückung des Christenthums wollten und — die raschere Ausbreitung desselben beförderten.

Und so können wir uns von dem Jahre 1869 nicht verabschieden, ohne den Wunsch auszusprechen, daß die Arbeiterverhaftnng am 22. Dezember, in die letzte Woche dieses Jahres nicht als ein Keim gesenkt worden, dessen Früchte noch den Konsuln und Proconsuln der spätesten Jahre aufgehen werden!

II.

Ein Wort Goethes.

Ein neues Jahr scheint doppelt neu zu sein, wenn es das erste in einer neuen Dekade ist. Wir wechseln nicht das Jahr, sondern das Jahrzehend. Wir treten aus der 60er in die 70er Dekade.

Es ist vielleicht kein müssiges Spiel, wenn ich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung mache, wie oft das letzte Jahr eines Jahrzehends zugleich der letzte und höchste Kraftausdruck desselben war, sein wichtigstes und bedeutendstes, sein fruchtbarstes und zeugungsbestes, gleichsam die Blütenkrone seines Pflanzenstieles, z. B. im vorigen Jahrhundert. Da wurde im Jahre 29 Lessing geboren, 49 Goethe, 59 Schiller, 69 Napoleon!

Was ist in unserm ablaufenden Neuner-Jahre geboren worden!

Die Größe der Menschen verbirgt sich selbstverständlich dem heutigen Blicke, aber die Größe der Thatsachen ist ein Beispiel mehr, daß die Bemerkung von der geistgeschichtlichen Sommität der Neuner-Jahre kein müssiges Spiel zu sein scint.

Im Jahre 1869 wurde die Pacificbahn und der Suezkanal eröffnet!

Von diesen Weltbegebenheiten hat ein Mann, welcher selbst eine Weltbegebenheit war, noch am späten Abend seines Lebens gesagt, daß es verlohnend wäre, sie erleben zu können.

Mittwoch den 21. Februar 1827 sagte Goethe in einem Gespräche zu Eckermann:

„So viel aber ist gewiß, gelänge ein Durchstich (von Panama) derart, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem mexikanischen Meerbusen in den stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisirte und nicht zivilisirte

Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen in 30 bis 40 Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Indien und den Vereinigten Staaten."

„Dieses möchte ich erleben, aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rheine hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanales von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wol der Mühe werth, ihnen zu liebe noch einige 50 Jahre auszuhalten."

Diesen Flug nahm Goethe im Jahre 1827, als in den Vereinigten Staaten das letzte westliche Städtchen noch — Cincinnati war, als Chicago und St. Louis noch obskure Indianerdörfer waren, als San Francisco ein auf der Erde noch unbekannter Name war! Und den künftigen Suezkanal konnte er sich mit einem echt germanischen Freiheitssinn nur in den Händen der Engländer denken, in angelsächsischen nicht in celtischen Händen.

Das „riesenhafte Unternehmen" der Rhein-Donau-Verbindung ist bei „unsern deutschen Mitteln," die Goethe allerdings richtig taxirt hat, zum Main-Ludwigs-Kanal zusammengeschrumpft, d. h. beinahe zur Privatliebhaberei eines der fürstlichen Particuliers im zersplitterten Deutschland. Glän-

zender dagegen ist der Suezkanal ausgeführt, und seine erste Beschiffung wurde soeben wie eine neue funkelnde Krone dem Jahre 1869 aufs Haupt gesetzt. Unter seinem Vorgange aber wird der Panamakanal muthiger und ernstlicher als je in Betracht genommen, und schon ist die große Schwester dieses Riesen auf die Weltbühne getreten, die Verbinderin des atlantischen und stillen Ozeans, die Pacificbahn. Sie durchmißt in der neuen Welt einen Raum, welcher in der alten Welt ungefähr eine Linie von Petersburg bis zur Insel Madeira vorstellen würde. Diese zwar noch nicht maritime aber binnenländische Verbindung zwischen dem atlantischen und stillen Ozean hat gleichfalls das Jahr 1869 inaugurirt.

Die drei Visionen Goethes sind demnach in Erfüllung gegangen. Aber sie sind es — ohne Ehrenopfer für Goethe! Von der Pacificbahn, uud vollends vom Suezkanal, haben hunderte von Federn das lesende Publikum unterhalten; keine einzige aber hat sich der Worte Goethes zu Eckermann erinnert! Ich spreche daher nicht von diesen vielbesprochenen Werken — das ist abgethan — aber ich beehre mich, von dem großen Propheten dieser Werke zu sprechen, von Goethe.

Der „Egoist", der „Fürstenknecht," der „steife Minister" mit dem Stern auf der Brust, sitzt in einer einsamen Binnenstadt, an einem kleinen Fürstenhof, und überläßt sich, achtundsiebzigjährig, inbrünstigen Wünschen über den Weltverkehr! Unter persischen Manuskripten und griechischen Alterthümern nennt er es — in Weimar das wünschenswertheste Ziel eines Menschenlebens: den Suez- und den Panamakanal zu erleben!

Denkt man dabei an jenes im unsittlichsten Ichkultus versunkene, von Reklame zu Reklame kriechende Wurmgeschlecht, welches sich heutzutage Dichter nennt, und welches keinen anderen Horizont und keine anderen Interessen hat, als seine Auflagen, seine Aufführungen, seine Uebersetzungen

in fremde Sprachen und über all diese Merkwürdigkeiten ein paar tausend zusammengebettelte Zeitungsnotizen: so kehrt sich vor Ekel das Eingeweide im Leibe herum! Denkt man aber vollends, daß unter diesen Bettelnotizdichtern gar mancher Neidhart sich noch erfrecht, in der bequemen Deckung durch Börne auf den Minister und Fürstenknecht die Zähne zu fletschen, weil er in seiner Bettler- und Lumpenherberge eben Alles brauchen kann, was populär und pöbelhaft ist, heute einen Orden und morgen eine demokratische Frase: so sieht man sich unwillkürlich nach dem Henkersknecht und seinem glühenden Eisen um, welcher diesem Ehrlosen die Stirne brennen soll!

Aber am besten ist es, von diesem Gelichter gar nicht zu sprechen. Dagegen kann ich nicht umhin, von Börne zu sprechen, welcher wenigstens den guten Willen, ja die Leidenschaft der Ehrlichkeit hatte, als er im einseitigsten Ungestüm seiner Raße gegen Goethe frevelte — der Typus der höchsten Unfreiheit gegen den Typus der höchsten Freiheit! Wem das letztere paradox vorkommen will, der definire mir besser als ich es vermag, was man unter frei und unfrei verstehen soll. Bis dahin wird zu sagen erlaubt sein: Unfreiheit ist die höchste Befangenheit im Ichgefühl — und das war Börnes Zustand; Freiheit ist die höchste Fähigkeit über das Ich hinaus sich zur reinen Anschauung der Dinge zu erheben — und das war Goethes Natur. Wenn Börne in hessischen und badischen Kammerdebatten seiner Freiheit nachzappelte und nachkeuchte, Goethe aber, goldener Ahnung voll, mit einem sinnigen Blick auf die Erdkugel die angelsächsische Kulturbewegung sich ausbreiten läßt — wer ist hier der Freie und wer der Unfreie? Kaum ist es heute noch möglich, in Börnes Briefen zu lesen, wo Alles Staub und Plunder geworden, ja, was das Schlimmste ist, durch die Kleinheit und Kurzlebigkeit der Interessen lächerlich geworden. Dagegen ist in Goethes weiten, großen und freien Perspektiven Alles frisch

geblieben, alles vor fünfzig Jahren Gedachte und Gewollte Blüte und Frucht geworden oder heute noch wurzelständig und Hoffnung künftiger Blüten und Früchte. Sein Wort über die Rhein-Donauverbindung, über die Verbindung des stillen und atlantischen Ozeans und über den Suezkanal ist einer von den Beweisen davon. Und wie viele solche Weltworte liegen wie in Goldschachten in seinen Werken und Briefen! Aber wer kennt sie, wer sucht sie?

Wahrlich, es gehört zu den Unglücksfällen, an welchen die deutsche Geschichte so reich ist, daß Goethe auf der Höhe seines Lebens, und wo seine Wirkungen sich auszubreiten anfangen sollten, gehemmt, beseitigt, und der Vergessenheit überliefert wurde durch die Tagesparole einer efemeren und zwerghaften Tendenzpolitik. So blieb von ihm nur übrig was zu vergessen unmöglich war, seine Dichtungen. Aber Jedermann kennt den übereinstimmenden Ausspruch aller Besten unter seinen Zeitgenossen: daß Goethe zum großen Mann den Dichter gar nicht brauchte; daß er auch ohne sein Dichtertalent noch ein Führer der Menschen gewesen wäre.

Diese letztere und größere Wirkung scheint ihm durch die Kurzsichtigkeit der politischen Tageshelden für ewige Zeiten nun abgeschnitten! Der Mann, welcher eine Welt-Ethik begründen konnte, sollte sich in den Lärm der Kammerpolitik mischen! Und als er zu groß dazu war, gelang es einem talentvoll Lärmenden ihn der Nazion zu verdächtigen und zu entfremden! Der Weise, dessen Spruchweisheit die Regierung des humanen Weltalters zu führen berufen war, durfte nur leben bleiben in Liedern, Romanen und Theaterstücken! Zum Dichter sank herab, der den Europäern sein konnte, was den Arabern die Sprüche des Korans, den Mandschu die Sprüche des Konfucius, den frühern Römern die sybillinischen Bücher und den spätern die Briefe des Paulus!

Neutralität im Himmel.

25. Juli 1870.

Dacht' ich es doch! Das wird eine schöne Geschichte! brummte der heilige Petrus, indem er von den Pforten des Himmels auf die Erde herabsah und seine Hornbrille wischte. Ja, ich habe recht gesehen und recht gehört, leider! In Frankreich setzen sie das Hochwürdigste aus und veranstalten Prozessionen, damit ihnen Gott den Sieg verleihe. In Preußen verordnet König Wilhelm einen allgemeinen Buß- und Bettag auf Mittwoch den 27. Juli: „damit Gott in diesem Kampf uns zum Siege führe". Unverbesserlich sind diese Menschen! Aus alter Erfahrung könnten sie's längst wissen: der Himmel ist neutral und bleibt neutral. Das wäre mir auch ein sauberer Himmel, welcher Partei nähme! Aber nein, immer ziehen sie den lieben Himmel in ihre Katzbalgereien hinein, — mit jener Unheiligkeit menschlicher Leidenschaften, welche just von dem Himmel entfernt! Hopfen und Malz ist an diesen Leuten verloren. Ich wundere mich nur, wo der alte Herr seine viele Geduld hernimmt. Wenn sie ihm aber doch einmal reißt! Liebe hin, Liebe her; ich trau dem Neuen Testament nicht recht und fürchte immer, es kommt wieder einmal die Reaktion von anno dazumal, die Himmelkreuzschockschwerenoth-Sündfluth aus dem Pentateuch. Der alte Herr wird mir immer fuchsteufelwild bei diesen Kriegs-Betereien: „Verleihe mir, o Herr, daß ich auf dieser Seite noch viel mehr von Deinen Ebenbildern massakrire, als Der auf der anderen Seite!" Aber ich weiß, was ich thu'. Nietnagelfest schließ' ich die Himmelsthüre zu, daß mir kein Sterbenswörtchen heraufdringt: „Laß mich die Franzosen todtschlagen!" „Laß mich die Preußen todtschlagen!"

Der heilige Petrus bückte sich keuchend nach einem zentnerschweren Vorhängschloß, da kam flink und leicht Saint Denis aus Rheims daher gesprungen und rief fast

athemlos: Allez tout de suite, mon ami, Saint Pierre, melden Sie mir augenblicklich beim Alleröckſten! Ick aben ſu rapporter die devotion und prières von 36 Millionen franzöſiſche Katholiken um Sieck über der méchante preußiſche Ohenſoller-Königs-Macker und Benedetti-Jnauswerfer.

Aufgemacht, Peterchen! ſchrie der heil. Michael, der mit ſeiner großen Fahne daherſtürmte, daß die Feſten des Himmels zitterten. Aufgemacht, Peterchen! ſperrangelweit aufgemacht! Der Geiſt der Leipziger Schlacht will herein; mein großes, einiges Deutſchland betet um Sieg über den Erbfeind!

Da ſind ſie ſchon, die Narren! murmelte Petrus, der ſachte retirirte.

Jck müſſen zuerſt inein; ick müſſen überall aben den Vortritt! rief St. Denis und drängte gegen die Thür.

Den Nachtritt wirſt Du haben und den Fußtritt dazu! ſiehe Ems an der Lahn! lachte polternd St. Michael und ſtieß ſeine Fahnenſtange gegen St. Denis.

Aber meine Herren, bedenken Sie doch, daß Sie Heilige ſind! ſagte Petrus.

Ei was, Eilicke! widerſprach St. Denis; wozu brauckte man Eilicke als um ſu protéger die Intereſſen von die uneilicke Menſchheit.

Und das will ein Katholik ſein! murmelte Petrus, der ſpricht ja wie ein Ketzer!

Der heilige Michel trällerte den Deſſauermarſch. Vorwärts! nicht lang gefackelt! Melde mich beim Herrn, Petrus. 40 Millionen Deutſche, Muß- und Will-Preußen, Annektirte und zu Annektirende, Alle, Alle, — kurz, einig ſind wir! Alle meld' uns. Wir müſſen den Sieg haben, hol mich der Teufel!

Sieck und deutſche Miſchel! Daß ick nit lack! Jck ſein abonnir auf Sieck pour l'éternité! Monſieur betracken Sie mir de tous les côtés, ick ſein überall unüberwindlick. Bin

ick Gallier — war ick Brennus und aben überwunden Rom. Bin ick Romane — war ick Cäsar und aben überwunden die Gallier. Bin ick Franke — war ick Chlodwick und aben überwunden die Gallier und die Romanen. Toujours unüberwindlick.

Der Kerl hat immer sich selber geprügelt! lachte der heil. Michael aus vollem Halse. Warst Du Hohenstaufen, Knirps! und hast in Palermo gethront? Warst Du deutscher Orden, Knirps! und hast Polen und Litthauen kolonisirt? Warst Du deutsche Hansa, Knirps! und hast Niederlagen gehabt von Lissabon bis Groß-Nowgorod und hast mit Lübecker Bürger-Schiffen dänische Konige geschlagen? Knirps! Haarkräusler! Ballettänzer! Pastetenbäcker! Wer bist Du denn und was warst Du denn? Ein Frosch bist Du, der sich zum Ochsen aufgebläht hat, derweil ich mich vom dreißigjährigen Krieg ausschlief und ein wenig verschlafen habe. Wenn die deutsche Reichsfahne aufrollte mit dem wohlbekannten schrecklichen Michael im Wappen, da schrieen sie entsetzt von Sizilien bis ans Eismeer: „Der deutsche Michel kommt!" und krochen ins Hundeloch. Ich bin die große Nation, und Du kleiner Franzosen-Knirps warst nur die Vize- große Nation, ein armseliges Interim, so lang ich geschlafen habe. Das hast Du vergessen, Knirps, und schwindelst in Deiner Vize- und Interims-Größe, Knirps! Platz da, Haarkräusler! heut reck' ich die Glieder und wenn der deutsche Michel sich reckelt, so braucht er Platz in der Welt! Geh mir aus dem europäischen Gleichgewicht Knirps! Kriech' in Dein Hundeloch hinter die Seine und Loire, denn mit der Vogesen-Grenze hab ich ein Wort zu reden und wohl auch mit der Maas-Grenze!

Traitre! perfide! scélérat! kreischte Saint Denis und entrollte die Oriflamme, aber der heilige Michael hatte längst seine deutsche Fahne entrollt, und die Fahnen wehten stürmisch und der heilige Petrus verwickelte sich in

der vielen Leinwand, wurde zu Boden gerissen und schrie um Hilfe.

Da that sich die Himmelsthür auf und — der Herr trat heraus.

Was giebt's?

Sieg, o Herr, für 36 Millionen Franzosen, die Deinen heiligen Namen . . .

Sieg, o Herr, für 40 Millionen Deutsche, die Deinen heiligen Namen . . .

Der Herr lächelte. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" ließ ich meinen eingebornen Sohn sagen; aber ich sehe wohl, für ein gut bestelltes Haus sind es doch noch zu wenig. Wir brauchen eine Abtheilung für Geisteskranke, oder wenigstens eine Kaltwasserheilanstalt. Petrus, mache mir einen Plan und Kostenanschlag.

Bei dem Worte „Kostenanschlag" verzog Petrus den Mund und sagte kleinlaut: Herr, thäten's nicht ein paar nasse Wolken auch für diese Hitzköpfe?

Mon Dieu! meine Ernte ist ohnedies schon schlecht und der spricht noch von nassen Wolken! Gibt es keine Gerechtigkeit mehr im Himmel? Protegire ich darum den Stuhl Sankti Petri, Du Undankbarer, und Deine heilige Stadt und den Rest Deines Patrimoniums, und wirke Wunder bei Mentana für Dein armes hilfloses Alter, — ich, ich, Saint Denis von Rheims, der ich eigentlich im Himmel wie auf Erden...

Nicht raisonnirt! rief der Herr mit starker Stimme. Laßt mir den Himmel aus dem Spiele! Prügelt Euch, wie Ihr wollt, auf Eurer verrückten Erde, aber der Himmel bleibt neutral! Punktum!

Saint Denis machte gute Miene und murmelte: Mehr will ich ja gar nicht. Bleibt nur der Himmel neutral, so müssen meine Franzosen nothwendig siegen.

Der heilige Michael murmelte: „Nicht raisonnirt"

hat er gesagt. O, er ist ein guter Preuße! Er thut nur vor den Leuten so, aber im Herzen ist er der Unsrige.

Er hat unsere Gebete erhört, sagten sie Beide zusammen und gingen.

Der Herr und Petrus aber sahen ihnen lange nach, sahen sich kopfschüttelnd einander an und sagten lachend: Unverbesserlich!

Ein Wiener Rathskeller.

8. August 1870.

Als im Jahre 1811 der große Napoleon Schwerter, Spieße, Bomben, Granaten und alle Völker der Erde zusammen raffte, weil er mit dem Meisterwerke seines Lebens schwanger ging, mit der schönen Idee, nächstes Jahr einen noch größeren Riesen, als er selber war, aufzufressen, das riesige Rußland; in dem nämlichen Jahre ging auch die alte, treue Natur „die Sonne Homers", wie Schiller sie nennt, mit ihrem Meisterwerke schwanger und gebar das Kind ihrer süßesten Strahlen, die edelste und reifste Frucht ihrer ewigen unerschöpflichen Mutterwärme, den gepriesenen „Elser." Es sind hierauf die Armeen des großen Napoleon im gefrorenen Beresinawasser niederträchtig ersoffen, wer aber in Elserwein ersoff, der wurde aus einem General nicht eine Leiche, sondern ein Gott! Noch die Kinder und Enkeln dieses Geschlechtes schlichen geheimnißvoll in ihre tiefen gründlichen Keller, und soffen sich in die allerhöchsten Chargen und Orden hinein, und immer rarer, immer komthur- und großkreuzhafter wurde die Auszeichnung, ein Restchen Elser zu besitzen; denn die Kaiser und Könige werfen ihre Gnaden Jahr für Jahr auf den Markt, aber die weisere Natur thut es kaum ein oder zwei Mal im ganzen Jahrhundert. Das Jahr 1811

mit seinem leuchtenden Ruhme und das Jahr 1812 mit seiner schnellen Vergessenheit predigen daher laut und offenbar die erweisliche Lehre, daß nichts so sehr Pomade, als ein großer und berühmter Krieg, dagegen nichts so wichtig, dauernd und wahrhaft und unsterblich, als ein gelungener Suff.

Während in diesen hitzigen, schweiß- und blutvollen Tagen, (der Jäger nennt beides mit Einem Worte) die Weinberge des Rheins unter Soldaten und Pulverkarren eines unermeßlichen Kriegslagers verschlungen und begraben liegen, sitzt in Wien ein bedächtiger und kunstreicher Mann, unser belobter Dombaumeister Schmidt vor einem schönen Blatt Papier, worauf er den Wiener Rathhausplan von den Verhältnissen des alten auf die des neuen Platzes transcribirt, und ein bedächtiger und kunstfroher Mann, unser allzeit gut- und rechtdenkender Gemeinderath, Dr. Hoffer, guckt ihm theilnahmsvoll über die Achsel, freut sich, reibt sich die Hände, und schüttelt abwechselnd den Kopf, durch welchen ihm allerlei Gedanken fahren, erfüllte und noch übrig bleibende. Meisterle, Meisterle, ruft er endlich, laßt Euch sagen! Es wäre Immerschade um Euer wunderherrliches Werk, wenn es nicht das Schönste besäße, was es zu besitzen noch fähig ist. Ich sehe prächtige Thore, reichprofilirte Fenster, ehrwürdige Giebel und majestätische Thürme, ich sehe Prunk- und Prachtzimmer voll köstlicher Zier, hierauf licht- und luftreich die Sitzungszimmer gemeinen Nutzens, wo wir Protokolle und Akten gebären, sodann feuersicher und mäusefest, lange geräumige Einlager eben dieser Protokolle und Akten: das Alles ist wohl bestellt und weislich verzeichnet auf Eueren unvergleichlichen Blättlein. Nur Eins seh ich nicht und zwar die Seele dieses schönen Körpers, die Uhrfeder und das perpetuum mobile, ohne welches ein richtiges deutsches Rathhaus zu denken gar nicht erlaubt ist. Ich meine den Rathskeller! Meisterle, Meisterle, spitzt nur behend Euren Bleistift und

zeichnet mir einen großen tiefen Keller hinein, aber einen recht großen! Was denkt Ihr denn? Woher sollte ein armer Gemeinderath Rath nehmen, Witz, Erfindsamkeit, behende und feine Gedanken, fröhliche Ueberredung, bildliche, blumige, honigsüße, oder auch starke, männliche und thatenfeurige Weisheit; ganz besonders aber woher soll er die liebe Geduld nehmen, die goldene ausdauernde Geduld mit dem vielköpfigen Ungeheuer, genannt Publikus, das vor den Thoren des Rathhauses hin- und herschwankt, auf- und abwogt und ihm das Gemeinderathsein hinlänglich sauer machte, wäre nicht die Kellerbergung süßen Weines sein Trost? Sagt doch nicht, daß der gute, süddeutsche Gott ohnedies mit tausenden von Weinschänken jede Stadt und jedes Städtlein in Süddeutschland ausgestattet, vor Allem aber mit überschwenglichem Wirthshaussegen unser fröhliches Wien bedacht. Als ob es nicht thörichte Menschenart wäre, den Segen in Fluch zu verkehren! Der Wiener weiß zwar wo der Vöslauer schlecht und wo er — noch schlechter ist; wo er er geschnürt wird und wo er unbarmherzig geschnürt wird; welcher Wiener weiß aber noch, wo er einen guten und billigen Tropfen bekommt? Ja, und wenn es der Wiener wüßte; woher soll es der Fremde wissen, welchen vier brandende Bahnhöfe an unsere Ufer schleudern und welche ihm gastliche Ufer sein sollen, nicht ein unwirthliches Tauris, wo die Wirthe ihn abschlachten? Nein, Meister Schmidt, laßt uns die tiefsinnige, wohlbegründete Sitte unserer Vorfahren hochhalten, welche in jeder Stadt das Rathhaus, den Mittelpunkt eines ehrbaren Gemeinwesens, mit dem unzertrennlichen Rathskeller versehen. Wie von einem werthvollen und landesbeliebten Buche unter dem Sudel sträflichen Nachdrucks eine kritische Textausgabe als Korrektiv und Wahrzeichen des Aechten veranstaltet sein muß; wie in unserer Central-Alpenkette der Großglockner oder der Dachstein die Erhebung, Schichtung und Lagerung der ganzen

Linie kommandiren: so ist der Rathskeller einer Stadt die offizielle und authentische Auslegung, Feststellung und Wiederherstellung der verstümmelten Wirthhaustexte; die starke Säule, daran der schwache und irrende Mensch sich halten mag in des Weinpantsches weitverbreiteten Schlingen. Kompletirt mir demnach, vielwerther Meister, Euren trefflich ausgesonnenen Rathhausplan mit einem tiefen geräumigen Rathskeller, als welcher ein „Kommunalloch", nicht spottweise, sondern im idealsten Sinne genannt werden mag, so daß wir eine alte Tradition auf den neuen Platz nur noch herrlicher transferiren. Wenn droben geredet und gerathschlagt werden soll, so muß drunten gezecht werden können; das ist ein alter mystischer Causelnexus in deutschen Landen. Mit der lieblichen Redeblume korrespondirt nichts so gut, als die duftige Weinblume, und wer den Nagel auf den Kopf treffen soll, der übt sich ernstlich in Nagelproben. Glaubt nicht, daß die Krone eines deutschen Rathhauses Thürme sind: mit Thürmen stolz in die Lüfte zu prahlen, ist Ritter-Weise; der Bürger nennt es seinen Stolz, mit bedächtiger Einkehr in die Tiefe und auf den Grund zu gehen und die Sachen aus dem Fundament nehmen. Es spricht Euch aber klärlich zu Sinnen: das Alles bedeutet die Kellerwirthschaft. Tiefe — Grund — Fundament — und ganz besonders die Einkehr!

So ungefähr denken wir uns die Rede des obengenannten Ehrenmannes, von welchem wir freilich nicht mehr wissen, als daß er sich für einen Wiener Rathskeller warm interessirt. Aber zu der Ausführung dieses schönen Gedankens gehören mehr als Einer und Zwei; das kann weder ein einzelner Baumeister, noch ein einzelner Rathmeister; nur der ganze versammelte Rath kann es. Wir haben daher das zarte Pflänzchen dieses Gedankens in die gedeihliche Sonne der Oeffentlichkeit versetzen wollen, damit die wohlthätigen und fördernden Einflüsse von allen

Seiten zuströmen und an seinem ferneren Wachsthum sich betheiligen mögen.

Der Senat von Wien überlege sich demnach die Sache. Daß ein Ehrenpunkt darin steckt, dürfte er ohne weiteres kapiren. Wenn Städte wie Berlin und Bremen ihre klassischen Rathskeller haben, Städte wo man leben und sterben kann, ohne zu wissen wie ein gemaltes Weinblatt in der grünen Natur aussieht: warum sollte Wien nicht seine Lust und Ehre darein setzen, einen gediegenen Rathskeller sich zu erzielen, Wien, das Schooßkind der Weinberge, dem die Rebe zu allen Fenstern hereinschaut, das von Vöslau bis Mailberg mit Wein überrieselt ist und das, wie die Wasserleitung aus den Schneebergen, eine Weinleitung aus den Weinbergen, d. h. einen Rathskeller, zu seinen schönsten Kommunalaufgaben zu zählen durch Natur und Charakter berufen ist?! Erst ein Wiener Rathskeller könnte das Signal geben zu einer wissenschaftlichen Erziehung und Veredlung unserer so bildungsfähigen und großentheils so verwahrlosten Oesterreicherweine. Ausgehend vom Nächsten, von der Kreszenz vor unseren Thoren, vom Oesterreicherweine, wäre es hierauf einer Reichshaupt- und-Residenzstadt gar wohl anständig und würdig, aus dem Mittelpunkt seine Strahlenlinien nach den Umkreis zu ziehen und einmal des Nähern zu erproben, warum die feurigen Weine von Syrmien verderben müssen, warum die süßen Weine von Südtyrol angeblich nicht haltbar sind, kurz nach und nach die Weine der ganzen Monarchie auf die Hochschule einer Wiener Rathhaus-Kellerung zu schicken. Greift man die Sache nicht nach Wiener Weise an, großartig und verschwenderisch im Anfang, erlahmend in der geduldigen Ausführung, sondern langsam, solid, planmäßig, mit den Mitteln haushaltend und von Stufe zu Stufe fortschreitend und gelänge es zumal, in der Wahl des Kellermeisters, der unsern Wein erzieht, einen so glücklichen Griff zu thun, wie in der Wahl des Pädagogen-Direktors, der unsere

Lehrer erzieht, so könnten wohl noch die spätesten Geschlechter über den Witz des heutigen jubiliren, welches mitten in Krieg und Kriegsgeschrei dem heranrückenden Trübsal ein Schnippchen geschlagen und Wien auf einem Punkte befestigt, den kein Stratege sich träumen ließ, der aber der einzig richtige und wahrhaft unüberwindliche ist. Wer überwände das Herz eines beherzten und fröhlichen Zechers, welcher im Gewissen und Magen sicher ist, seinen Waffensegen nicht in einer Winkelkapelle des heiligen Ulrich geholt zu haben, sondern im hochgewölbten Dom der Rechtgläubigen, im Rathskeller, an der reinen Quelle des Vaterlandes, an der mütterlichen Brust der Gemeinde?

Es ist ein altes verbrauchtes Wort von „Wein, Weibern und Gesang" und daß ein Narr bleibt, wer sie nicht liebt. Nun, Weiber und Gesang lieben wir Wiener als unerreichbare Virtuosen und sind von diesen zwei Seiten her gegen die Narrheit trefflich verklausulirt! Dilettantischer treiben wir schon die Weinliebe und bleibt hier eine Lücke noch offen. Gebt uns einen Wiener Rathskeller der uns auch an dieser schwächeren Seite befestigt und zu Meistern und Künstlern erzieht, dann lasset herankommen mit Bomben und Granaten die Narren der ganzen Welt — wir sind die weisesten aller Menschen!

Schaden und kein Spott.

9. August 1870.

Das muß man sagen: die alten Herren verschwinden mit einigem Anstand von der Weltbühne. Seit zwanzig Jahren zerbricht sich die Demokratie den Kopf, wann und wie „der Verbrecher des 2. Dezember" fortgejagt werden wird; und siehe da, er versammelt im zwanzigsten Jahre

des „Verbrechens" gesund und heil wie ein Fisch das ganze waffenstarrende Frankreich um sich her, das ihm mit pünktlichem Gehorsam folgt und macht Miene, mit den Waffen in der Hand abzutreten. Er wird in Metz wie es scheint sein Queretaro halten und dann — als sorgenfreier und glücklicher Familienvater in Görz spazieren fahren. Man wird eines Tages einem ältlichen wohlbeleibten Herrn daselbst begegnen, dessen Identität durch die millionenmal gezeichnete Nase außer Zweifel gestellt ist, und wenn man ihn fragen wird: Ei, Sire, warum nicht in den Tuilerien? so wird er achselzuckend antworten: Was wollen Sie? Ich bin das Opfer meiner schlechten Gesandtschaften. Sie haben mich glauben gemacht, Oesterreich wird mit mir gehen und Süddeutschland neutral bleiben; inzwischen blieb Oesterreich neutral und Süddeutschland ging mit dem Feinde. Esel von Gesandten haben mich zu Grunde gerichtet!

So wird er achselzuckend sprechen und wird Recht haben! Nicht der Rechtsbruch, nicht der verletzte Eid, nicht das beleidigte öffentliche Gewissen, nicht der Liberalismus, nicht die Demokratie, weder die blaue noch die rothe, nicht Gambetta, nicht Rochefort und die Laterne — alle diese Eisenfressereien — Eisen mit Butter bestrichen! — haben keine Knöchelchen von ihm aufgefressen: schlechte Gesandtschaftsberichte haben's gethan.

Nein, es ist nicht wahr, wenigstens nicht in allen Fällen wahr: Wer den Schaden hat, hat den Spott. Wenn dieser Krieg der Sturz Napoleons ist, so hat der Liberalismus den Spott davon, der ihn mit zwanzigjähriger sittlicher Entrüstung nicht gestürzt hat.

So hat auch der Papst den Schaden, aber er hat nicht den Spott davon, sondern der österreichische Liberalismus hat ihn. War das doch ein Geächze und Gedrucksе zehn lange Jahre lang, und das Konkordat blieb immer Konkordat. Wir brauchten erst das liberale Ministerium Schmer-

ling, dann das noch liberalere Ministerium Giskra, — aber das Konkordat blieb immer Konkordat. Wir lesen, daß die Mongolen Sibiriens durch den Genuß des Fliegenpilzes, eines heftigen Narkotikums, in einen sonderbaren burlesken Rausch sich versetzen, welcher ihnen Wahnvorstellungen erzeugt, wodurch ein auf dem Wege liegender Strohhalm als ein furchtbares und mit aller Kraft zu überspringendes Hinderniß gesehen wird. Da die Extreme sich berühren, so scheint der kolossalste Rausch und die mattherzigste Nüchternheit die gleichen Wahnvorstellungen zu erzeugen, denn das burleske Kerlchen, der Schmerling- und Giskra-Liberalismus, hielt das Konkordat, das jedem Pitt oder Bismarck ein Strohhalm gewesen wäre, für einen entsetzlichen Balken, sprang im zehnjährigen wiederholten Anlauf über den Strohhalm nicht hinüber, und ging endlich im weiten, vorsichtigen Bogen der konfessionellen Gesetze dem fürchterlichen Strohhalm rücksichtsvoll aus dem Wege. Dieses Schauspiel erbarmte und ekelte endlich den alten Herrn in Rom, da zündete er sich die Opferflamme seiner Unfehlbarkeit an und verbrannte den bilateralen Strohhalm eigenhändig daran. Nicht die kleinen Seelen haben das Konkordat aufgehoben, sondern Rom, das allzeit großartige, welches den kleinen Seelen, fast mitleidig, einen kleinen Vorwand lieh. Das Konkordat fiel nicht durch den Liberalismus, sondern durch die armselige Advokaten-Distinktion vom „veränderten Rechtssubjekte".

Wir sagen diese harten Dinge dem Liberalismus in seiner Eigenschaft als Scheinliberalismus, damit er sich bessere. Man züchtigt, was man liebt. Wir wollen den Scheinliberalismus zu einer Wahrheit, den Knaben, welcher die Schule schwänzt, zu einem Manne erziehen!

Schicksalsworte.

25. Aug. 1870.

Die Natur wird sich lange anstrengen müssen, um den Dichter hervorzubringen, der einst das Recht sich herausnehmen darf, die Napoleons-Tragödie des Jahres 1870 zu dichten.

Nichts kann tragischer, nichts kann pathetischer sein, als wenn das Schicksal, anstatt dem Sinne des Helden entgegenzuwirken, scheinbar in seinem eigenen Sinne wirkt, seine eigenen Worte ihm nachsagt. Gewöhnlich glaubt die Tragödie zwischen dem Helden und dem Schicksale einen Konflikt setzen zu müssen; nein: die höchste, die schauerlichste Tragödie ist es, wenn das Schicksal dasteht, wie eine demüthige Magd, gehorsam wartet auf die Parolen, welche der Held ausgibt, die Parolen getreulich ausrichtet, Punkt für Punkt, wie der Knecht im Eisenhammer, und den Helden an seinen eigenen Parolen stürzt, nicht durch Widerspruch, sondern durch Zustimmung und Uebereinstimmung.

Man kann sich nicht mit einem Leichnam alliiren, rief der tragische Held im Juli 1866 nach Oesterreich hinein; man kann sich nicht mit einem Leichnam alliiren! antwortet ihm sein tragisches Schicksal aus Oesterreich, aus ganz Europa im August 1870 zurück. Er findet keinen Alliirten. Fürchterlich einsam wandelt er seine Straße; den schauerlichen Leichenkondukt von Weißenburg nach Metz begleitet Keiner der lebt. Die Straße gehört dem Kaiserleichnam allein.

Die infamen Verträge von 1815 müssen zerrissen werden, verhieß der Usurpator seinen Galliern, um mit der Aussicht auf fremden Raub, — dem Schlüssel zu jedem gallischen Herzen! — seinen inneren Raub zu heiligen und zu taufen. Die infamen Verträge von 1815 müssen zerrissen werden! donnert ihm der Sieger ins Ohr und — nimmt Elsaß und Lothringen. Ja, sie waren

infam auch für Deutschland. Die deutsche Nation hatte ihr Recht an das alte deutsche Land in den Befreiungskriegen mit ihrem Blute besiegelt; es war ein großes, begeistertes Volk von freiwilligen Kriegern, welches dieses Recht sich erkämpft, und so klar war es, daß selbst das fühle, blasirte Volk der Diplomaten es anerkannte und im Wiener Kongresse den Heimfall des Elsaß für etwas Selbstverständliches hielt. Da that ein Machthaber Einspruch, welcher nicht Freiwillige, sondern Knechte geführt, der große und ritterliche Alexander, welcher großmüthig und ritterlich war auf Deutschlands Kosten, und das deutsche Land blieb von Neuem bei Frankreich! So wollten's die Verträge von 1815. Sie waren infam und sie müssen zerrissen werden! König Wilhelm ist mit Kaiser Napoleon einig darüber!

Der Kaiser ist der Nation persönlich verantwortlich, proklamirte der schlaue Despot, um die konstitutionelle Minister-Verantwortlichkeit nicht proklamiren zu dürfen. Das persönliche Regiment nannte er arglistig die persönliche Verantwortlichkeit. Das Wort sollte eine seiner zahllosen Lügen sein, aber das Schicksal, das blinde, ehrliche Schicksal, welches keine Lüge, sondern nur die Wahrheit kennt, verbindet mit jedem Worte seinen genauen Begriff. Du bist verantwortlich: verantworte Dich! O, wie glücklich wäre jetzt dieser Mensch, wenn ihn eine Minister-Verantwortlichkeit deckte! Wenn der Emser-Handel durch die Debatte eines constitutionellen Parlaments gegangen, wenn die Kriegserklärung von einem verantwortlichen Ministerium kontrasignirt wäre! Es ginge jetzt weiter nichts um ihn vor, als daß eine konstitutionelle Partei sich zersetzte, eine parlamentarische Majorität sich auflöste und die neue ein neues Kabinet bildete. Aber hoch über den Wolken der konstitutionellen Minister-Verantwortlichkeit, in welchen es donnert und blitzt, würde der Kaiser und seine Dynastie unerschüttert, in ruhiger Luft thronen! Freventlich ist er

herabgestiegen in die Gewitter-Region dieser Verantwortlichkeit, weil er die Blitze und Donner, die darin herrschen, selbst zu beherrschen vermeinte. Der Kaiser ist der Nation persönlich verantwortlich — sagte er in den Tuilerien; der Kaiser ist der Nation persönlich verantwortlich, sagt sein Schicksal — aber sagt es in Metz!

So kommt das Schicksal über diesen Mann nicht wie schnaubende Furien, nein, wie ein Echo. Kalt, gelassen, monoton, wie ein Automat mit seiner Wachsmaske, gibt es ihm jedes seiner Worte zurück, und jedes seiner Worte erdrückt ihn!

Redensarten.

I.

Der „Verzweiflungskampf."

12. Aug. 1870.

Was ist ein Verzweiflungskampf?

Ich kämpfe, so lange ich hoffe zu siegen.

Diese Hoffnung kann endlich auf jenes Minimum zusammenschwinden, wo es schon richtiger ist, sich so auszudrücken; nicht: ich hoffe zu siegen — sondern blos: ich zweifle noch, ob mein Untergang unvermeidlich ist.

Das also wäre ein Zweiflungskampf.

Was ist aber ein Verzweiflungskampf?

Die Verzweiflung ist das Gegentheil der Hoffnung und fängt da an, wo die letzte Spur von Hoffnung, wo sogar der Zweifel selbst — schon aufgehört hat.

Welcher Narr kämpft also einen Verzweiflungskampf? Wir sagten es: ein Narr! Entweder ein Narr, oder ein verruchter Bube, welcher aus Bosheit und Muthwillen sich nutzlos ins Verderben stürzt um den Preis des Ver-

gnügens und der Rache, daß er auch eine Handvoll seiner Gegenkämpfer noch mitreißen wird.

Wer es anders definiren kann, der trete auf.

Nicht eine andere Definition finden wir für die Logik des Verzweiflungskampfes, sondern blos eine andere Zeit und andere Verhältnisse.

Die Zeiten des Alterthums und die Verhältnisse der Barbarei.

Im Alterthum war das Kriegsrecht grausam bis zum Extrem.

Die besiegte Nation verlor in der Regel den Inbegriff ihrer geistigen Güter, die Nationalität.

War der Krieg in höheren Graden erbittert gewesen, so verlor sie auch ihr nacktes leibliches Dasein. Sie wurde ausgerottet. Der größte Theil der Männer wurde mit dem Schwerte vertilgt, der Rest und die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Ihr Dasein war von der Erde verschwunden.

Unter diesen Verhältnissen hatte der Verzweiflungskampf einen Sinn. So kämpften Verzweiflungskämpfe: Numantia, Karthago im dritten Kriege, die Juden unter Titus und Hadrian.

Der Verzweiflungskampf war demnach ein Massen-Selbstmord von Solchen, welche im Falle der Besiegung Mann für Mann die gewisse Ermordung ohnedies zu erwarten hatten.

Ist das Letztere modernes Kriegs- oder Völkerrecht?

Wer will eine moderne Nation ermorden, ausrotten und in die Sklaverei verkaufen?

Welchen Sinn hat also ein „Verzweiflungskampf" bei modernen Völkern? Wir bitten um Antwort!

Maske herunter! Was Ihr Verzweiflungskampf nennt, ist ein bestialischer, zweck- und zielloser Rachekampf.

Die Nation, welche besiegt worden ist, findet diesen

Gedanken so unerträglich, daß sie sich selbst unabsehbar größere Uebel zufügen will, als ihr das milde moderne Siegesrecht zufügen würde; daß sie diese Uebel auf sich nimmt, nicht in der Hoffnung des Sieges, an dem sie verzweifelt, sondern mit dem Durst der Rache an dem Siegervolke. Die Verzweiflung der knabenhaftesten Eitelkeit und der eingefleischtesten Selbstüberschätzung, gepaart mit starken, bestialischen Instinkten: das ist der moderne Verzweiflungskampf.

Wer es anders weiß, der sage es. —

Inzwischen kämpft in Frankreich noch Niemand den Verzweiflungskampf, als die Familie Bonaparte, welche den Nationalkampf des Volkes niederhält, in der Verzweiflung ihrer Selbstsucht. Sie wirft Paris, die Wiege zweier Republiken, einem allgemein verabscheuten Raubthiere, dem Grafen Palikao, zwischen die Zähne, und wird es eher zermalmen, als loslassen.

Am Ende erleben wir's noch, daß die Deutschen als Befreier in Paris einziehen und als Befreier bejubelt werden!

Der Teufel ist groß und ein Bonaparte ist sein Proset!

II.

Das „europäische Gleichgewicht."

17. August 1870.

Welcher Schelm war es doch nur, der dieses Trugwort erfunden hat? Wahrscheinlich Talleyrand, der Erfinder der „Legitimität." Kurz, ein Schelm war's.

Mir ist, als säh' ich die Schelmenszene mit Augen. Hätte ich Kaulbachs Griffel, ich würde sie zeichnen. Nach

Tische wars, sie hatten gut gegessen und getrunken, die Diplomaten, und sehnten sich nach ihrem Verdauungsschläfchen. Diesen Augenblick wählte Reinecke Fuchs und demonstrirte dem schläfrig-satten Gethier, wie folgt:

„Seht her und paßt auf! Ich mache hier einen Kreis, der soll groß sein — sagen wir 10,000 Quad.-Meilen. Jetzt mache ich auf der andern Seite einen Kreis, der ist genau eben so groß und hat auch 10,000 Quad.-Meilen. In den ersten Kreis setze ich eine Bevölkerung — sagen wir — von 30 Millionen. In den zweiten Kreis setze ich genau die nämliche Anzahl, nämlich auch 30 Millionen. Es sind zwei Wagschalen, welche einander vollkommen das Gleichgewicht halten, welche nie ins Wanken und Schwanken gerathen können, welche daher die Ruhe Europas für ewig verbürgen. Nun seht, das ist das europäische Gleichgewicht."

Ja, ja, das ist das europäische Gleichgewicht, sagte das schläfrig-satte Gethier und fing zu schnarchen an.

Aber Meister Reinecke schnarchte nicht, sondern wachte. Und er nahm die Karte Europas's und vertheilte auf dem Wiener Kongresse die Länder und Völker nach dem „europäischen Gleichgewichte."

Dieses Gleichgewicht aber hatte folgendes Loch!

Es ist nicht ganz dasselbe, ob auf 10 Quad.-M. 1000 Wildkatzen wohnen, oder auf 20 Quad.-M. 2000 Pferde und Stiere, welches doch starke und gewaltige Thiere sind. Aber es sind Thiere mit friedlichen Instinkten, und ihr Reich kann ohne Gefahr doppelt, ja zehnmal so groß sein, als das Reich der Wildkatzen. Dagegen ist es eine immerwährende und die höchste Gefahr, wenn das Reich der Wildkatzen nun ganz so groß, ja es ist schon eine Gefahr, wenn es auch nur halb so groß ist, wie jenes, und wäre selbst in diesem Falle noch handgreiflich zu groß für ein wahres und wirkliches Gleichgewicht. Denn die Wildkatzen sind Thiere mit blutigen Instinkten, und ihr Lebensathem ist Schnau-

ben und Wüthen. Europa schläft ruhig, wenn das Reich des preußischen Landwehrmannes zehnmal so groß ist, als das Reich des Zuaven und Turko.

Hat doch dieser preußische Landwehrmann zwanzig Jahre lang zugesehen, wie das winzige Dänemark an Schleswig-Holstein frevelte, bis es ihm endlich zu arg wurde. Man denke sich ein ähnliches Nachbarländchen z. B. die Schweiz oder Belgien hätte an zwei französischen Herzogthümern das Gleiche gethan, und nicht zwanzig Tage, nicht zwanzig Stunden hätte der Turko gewartet, mit seinem Wildkatzensprung sich dem kleinen vermessenen Frevler an die Gurgel zu werfen.

Man berechne demnach das europäische Gleichgewicht nicht mechanisch und geistlos nach Quadratmeilen und Einwohnerzahl, sondern nach der geistigen Natur der Völker. Nie hätte im Interesse des europäischen Friedens die Thesis verkannt werden sollen:

So lange Frankreich eine Macht ist, ist es auch eine Uebermacht!

Dasselbe Machtgebiet der Kriegerischen, Ehrgeizigen, Ruhmsüchtigen, Lebhaften, Unruhigen, Nervösen, Prickelnden, Aufgeregten, gibt ein ungeheueres Uebergewicht über das gleiche und nämliche Machtgebiet der Friedlichen, Bescheidenen, Ruhigen, Langsamen, Phlegmatischen, an literarischen und häuslichen Freuden sich Vergnügenden.

Dieses Frankreich war nie größer als Deutschland, aber hat immer die Macht gehabt, in Deutschland etwas zu suchen und zu holen, hat immer die Macht gehabt, zu necken, zu schaden, zu beunruhigen; bald diesen, bald jenen Nachbar zu berauben; bald nah, bald fern in die Häuser zu fallen. Von Heidelberg bis Peking, vom Mordbrenner Melac bis zum Raubknechte Palikao stand ihm immer fremdes Gut zu Gesichte. Der große Nationalkönig Ludwig XIV. bestahl Belgien um seine werthvollsten Grenzgebiete, damit es, entmannt und verstümmelt, der große Nationalkaiser Napoleon

ganz und gar stehlen konnte. Ludwig XIV. nahm die Vogesengrenze, Napoleon I. nahm die Rheingrenze. Napoleon III. hatte noch Unendliches zu nehmen in petto, als er sich die Finger verbrannte; nahm aber mit unverbrannten Fingern doch Savoyen und Nizza. Sie haben immer zu nehmen. Und was das Lächerlichste ist, während sie immer nehmen nach auswärts, wollen sie Deutschland entschädigen nach innen und an seinem eigenen Gute. Mit einer Eskamotage der Begriffe Preußen und Deutschland entschädigen sie Preußen, wobei Deutschland noch um kein Dorf größer geworden, wohl aber um sämmtliche deutsch-österreichische Länder kleiner. Und das nennt man in Frankreich Entschädigung! Mir scheint, Aesops Affe hat den Käse so getheilt. Aber es ist doch zu dumm, daß ein Aesopischer Spaß nach dreitausend Jahren europäischer Waffenernst werden muß!

Wenn Viktor Emanuel um Lombardo-Venezien größer wird, so muß Frankreich Savoyen und Nizza haben — des „Gleichgewichts" wegen. Aber um Lombardo-Venezien ist Oesterreich kleiner geworden; was gibt Frankreich an Oesterreich heraus des „Gleichgewichts" wegen? Der reinste Aesop! Der Käse wird kleiner bald hier, bald dort: der Affe scheidet einmal aus dieser, einmal aus jener Wagschale einen Bissen ab und stopft Alles in's Maul — des „Gleichgewichts" wegen!

Wahrlich, hohe Zeit ist's, daß diese „europäische Gleichgewichts"-Affenpolitik endlich zu Ende geht.

Aber noch ist sie nicht zu Ende. Es würde ein gehöriges Geschrei geben, wenn beim bevorstehenden Friedensschluß etwa der Affe seine Käsebissen herausgeben sollte. An Italien: Savoyen und Nizza, wohl auch Korsika; an Deutschland: Elsaß und Lothringen, an Belgien den Raub des l'état c'est moi-Königs. Unmöglich! das geht zu weit! Ein fürchterliches Unrecht an Frankreich — wenn es unrechtes Gut nicht behalten dürfte! Frankreich kann nicht leben,

wenn es nur — Frankreich hat und nicht auch die Länder seiner Nachbarn! Ein so verstümmeltes Frankreich wäre unfähig, seine europäische Mission zu erfüllen!

Nun! dieses „verstümmelte" Frankreich wäre genau das Frankreich Richelieu's, und war dieses Frankreich nicht stark, nicht mächtig, hat es nicht laut und vernehmlich in Europa mitgeredet, hat es nicht schön seine europäische Mission erfüllt — den Protestantismus zu knicken und zu verstümmeln, ihn, der die französische Revolution überhaupt verhütet und überflüssig gemacht hatte?!

Europäische Mission! Das ist auch so ein Wort, welches auf die Klinik der „Redensarten" gehört.

Ist es die Mission Frankreichs, mit ewig kasernirten und schlagfertigen Afrikanerbanden zu stehlen, zu rauben, zu plündern und zu morden, so hole der Teufel diese Mission. Ist es aber die Mission Frankreichs, geistreich und liebenswürdig zu sein, Ideen zu haben und im guten Geschmack zu exzelliren, so bleibt zu wissen — daß Athen diese Mission unverwüstlich erfüllt hat, nachdem es schon längst unter mazedonischer und römischer Herrschaft stand!

III.

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Selten hat ein Volk einen solchen Haupttreffer in der Lotterie gemacht, als die Franzosen mit der Erfindung dieser Parole. Man rechnet sie ihnen als ihr spezifisches Verdienst um Europa und als ihr Ehrendenkmal in der Weltgeschichte an. Wenn man fast bei allen Gelegenheiten sorgfältig unterscheidet zwischen den schlechten Regierungen der Franzosen und den Franzosen selbst, (obwohl Splint und Rinde Ein Stamm), so geschieht es mit dem Respekt

vor den Erfindern der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, etwa als erkenne man diesen einen privilegirten Gerichtsstand zu, eine Art Isolirschemel von Unverantwortlichkeit, auf welchem sie über Alles, was ihr Nationalboden Schlechtes und Schuftiges hervorbringe, wie über Dingen, die sie nichts weiter angingen, hoch erhaben ständen, gleich unbetheiligten und unschuldigen Zuschauern dieser Dinge. Daß es die Franzosen selbst so betrachtet wißen wollen und diese vortheilhafte Anschauungsweise leidenschaftlich für sich in Anspruch nehmen, ist bekannt genug.

Und doch sagt nur der germanische Angelsachse „self governement", was die wirkliche Freiheit bedeutet; der celtische Franzose dagegen sagt „gouvernement fort", worin wenig Freiheit dagegen viel Tyrannei steckt. Das eigentliche Herzensideal jedes Franzosen ist die Concentration von möglichst viel Gewalt in den regierenden Händen. Ueber Alles liebt er die Handhabung, Ausübung und Anwendung dieser Gewalt; seine ganzer Naturtrieb ist: Hang zur Gewaltthätigkeit!

Wie reimt sich das mit der Freiheit?

Als wir in Oestreich die Freiheit gründeten, so theilten wir unser Bischen Armuth auch mit Denjenigen, welche die Freiheit augenblicklich gegen die Freiheit kehrten. Läge Böhmen oder Tirol anstatt in einem deutschen, in einem celtischen Machtgebiete, so wäre jedes dieser Länder schon längst als eine Vendee behandelt, mit Blut überschwemmt, mit Feuer und Schwert vertilgt worden, und zwar Alles — im Namen der Freiheit!

Was ist das für eine Freiheit?

Es wäre ungerecht, sie einfach für Heuchelei zu erklären, denn für die Freiheit, wie sie der Franzose versteht, gibt er sein Blut. Aber das wird nun wenigstens wahr sein: der Franzose muß die Freiheit völlig anders verstehen als der Deutsche; sie muß ihm ein Ausdruck nationaler Bedürf-

nisse und Prämissen sein, welche eben — national sind, aber nicht allgemein giltig, nicht cosmopolitisch.

Und freilich sind wir damit auf der rechten Spur.

Die Franzosen sind ein erobertes Volk: Die celtischen Romanen sind Besiegte, Unterjochte, Rechtlose; die Franken sind die Sieger, die Gewaltherren, die alleinigen Rechtsinhaber.

Dieses Verhältniß erklärt die französische Revolution und erklärt denn auch den französischen Sinn des Wortes Freiheit. Natürlich ist dieser Sinn nicht transportabel; es gibt keine Propaganda für ihn und noch weniger ein Verdienst dieser Propaganda.

Als die Deutschen die römischen Provinzen eroberten, fanden sie ein Volk von Sklaven vor, ein entsittlichtes, entnervtes, waffenscheues Volk, das sie verachteten und zu verachten Grund hatten. Auch die Franken fanden kein anderes in Gallien. Die Verachtung des fränkischen Adels gegen das Volk (populus, peuple, Pöbel!) muß auf dieser Wurzel gesucht werden.

Die Deutschen eroberten nun die römischen Provinzen zwar in der christlichen Zeitrechnung, aber noch standen alle Sitten und Meinungen des heidnischen Alterthums aufrecht. Und Kriegssitte des heidnischen Alterthums war es: der Besiegte hat an den Sieger sein Leben verwirkt; wenn er es behält, so kann er es nur zurückerhalten durch die Gnade des Letzteren. Für diese Gnade kann natürlich ein Preis verlangt werden, und da das Leben selbst der höchste Preis und der Preis aller Preise ist, so kann für das Leben eigentlich kein Preis zu hoch sein. Der Begüterte gibt ein Drittel seiner Güter her; der Unbegüterte leistet was er nur kann und was der Sieger nur will. Der Sieger kann ihn mit Pferd und Ochs vor seinen Pflug spannen; er kann von seiner Tochter, wenn sie heirathet, das Recht der ersten Nacht verlangen, kurz, er kann Alles. Auch findet der Besiegte das Alles in der

Ordnung, denn im Falle seines eigenen Sieges hätte er das nämliche Siegerrecht ausgeübt; es gibt keine andere öffentliche Moral. Die Herrenrechte des französischen Adels müßen auf dieser Wurzel gesucht werden.

In Parenthesi haben wir freilich zu bezeugen daß sich Herrenrecht und Leibeigenschaft nicht einzig aus dem Rechte der Eroberung entwickelte; auch bei den uneroberten und stammesgleichen Völkern erzeugte die Ungleichheit des Güterbesitzes Herren und Knechte. Ganz besonders hat der Besitz der unbeweglichen Güter, der Grundbesitz, die Fähigkeit dazu, und wenn städtische Bürger, welche fünfzigmal mehr oder weniger als ihre Mitbürger haben, den Unterschied fast nicht bemerken und noch als Gleiche neben einander leben können, so wird schon ein Bauer, wenn er nur das Zehnfache seiner Mitbauern besitzt, fast unwillkürlich ein Herr von Verhältnißen, welche die Letzteren in Abhängigkeit und ihn selbst an die Spitze bringen. Aber dem Herrenrecht, das nicht aus Eroberung sondern bloß aus anwachsenden Gelegenheiten des bäuerlichen Egoismus entsprungen, fehlt die giftigste Essenz der Herrschaft: die Abstoßungskraft zwischen Fremden, der Racenhaß und die Racenverachtung. Es kann in kleinstaatlichen Krähwinkel-Residenzen wohl noch heute erlebt werden daß ein Junker in der überreifen Blüthe seiner junkerlichen Bornirtheit plötzlich aus der Quadrille tritt, weil er gehört hat, daß sein Visavis eine Bürgerliche; wenn aber in den unmittelbaren Vorjahren der französischen Revolution, in den Tagen Rousseau's und Franklin's, in den Tagen der Philosophie und der Aufklärung, welche Mode, guter Ton, allgemeiner Anspruch der Bildung waren, die scheußliche Thatsache möglich war, daß die Noblesse der Logen ins Parterre hinab auf die Köpfe spuckte, so fühlen wir augenblicklich: das ist bösartiger als ständische Ueberhebung, das ist die Erhebung des Siegers über den Besiegten, des Franken über den Celten. Zwar waren die Franken längst selbst schon celtoromanisirt und

zu Franzosen geworden, wußten längst selbst nicht mehr, woher ihr Herrenübermuth und ihre Volksverachtung: aber nur um so schlimmer. Das Alles war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, war ihre Natur geworden. Die Wunde, außen geschlossen, eiterte blutvergiftend nach innen. Die Racen hatten sich nicht versöhnt; ihr Gegensatz war als nationale Erinnerung todt, aber als Gewohnheit lebendig, ja verewigt. Frankreich hatte eben nicht das Glück, wie England, die fremde Herrscherrace gemüthlich aufzusaugen und wahrscheinlich darum nicht, weil die Sauggefäße untauglichere. Was in England das normannische Siegerherz schließlich vermenschlichte, das war eine germanische Volksmajorität; was in Gallien das Nämliche hätte thun sollen, das war eine celtische Ueberzahl — und die Celten sind bekanntlich eine wilde und grausame Race. Sie konnte ihren fränkischen Ueberwinder nicht gemüthlich überwinden; ja wenn der Franke selbst, der ja ein Germane war, den Gemüthston anschlug, so war in Gallien das deutsche Gemüth die Minderheit wie in England die Mehrheit und wurde von der celtischen Majorität wahrscheinlich mißverstanden, vielleicht noch verhöhnt und verlacht, was ja in der Fremde so regelmäßig das Loos des deutschen Gemüthes ist. In England vermenschlichte, in Frankreich verwilderte der Sieger mit dem Besiegten.

Es mochte nun freilich die richtige Antwort gewesen sein, daß am großen Guillotinen-Sabbath das bespuckte Parterre zu den spuckenden Logen hinaufstieg und sich die Logenköpfe von ihren Rümpfen umgehend herunterholte. Aber was geht das uns an? „Nieder mit den Aristokraten" hieß bei den Franzosen: nieder mit unsern Eroberern! bei uns hieße es nur: nieder mit uns selbst! denn wir sind eben nicht erobert. Ein unerobertes Volk regulirt seine Adelsrechte, aber es massacrirt seinen Adel nicht, wie der Negersklave seinen Massa, der Celte seinen Franken. Der deutsche Bauernkrieg befleckte sich nicht zum hundertsten

Theile, wie die französische Revolution, mit dem Blute der Edlen, und war doch eine Zeit der Barbarei, der Rohheit, der Sittenwildheit in Mord- und Gewaltthaten. Die französischen Gräuel dagegen spielten auf dem Gipfel der Cultur, in der Blüthe der menschlichen Verfeinerung und Bildung. Wie bedeutungsvoll ist das! Wie beweiskräftig für unsere Kritik! Denn freilich — wer war gebildet? Im stammesgleichen Volke verbreitet die Bildung sich allgemein; der Kultur der höheren Stände folgt schrittweise die Hebung der Volksschule. Aber was kann auffallender sein, als daß die französische „Gesellschaft" vom vierzehnten bis zum sechszehnten Ludwig die Gipfel der verfeinertsten, ja einer europäisch-tonangebenden Bildung erklimmen konnte, ohne an die Volksschule nur zu rühren, vielmehr es als selbstverständlich betrachtend, daß die Bildung ihr „Privilegium" und die Volksmasse davon auszuschließen sei! Was ist das anders als der Instinkt eines fremden Waffenadels, welcher Gleichgiltigkeit, ja Abneigung gegen die Hebung der unterworfenen Sklavenmasse empfindet? Wie gesagt, er hat seine Fremdheit längst vergeßen, und die Sklavenmasse mit ihm, — aber die Natur hat es nicht vergeßen. Und plötzlich schlägt die Stunde dieser Natur, — nach dem Maße des Menschenlebens spätest-verjährt, aber nicht so nach dem Maße des Naturlebens. Und diese Stunde heißt: „Schreckensherrschaft" für die Franken, aber „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" für die Celten.

Gleichheit, und ihre wärmere Begriffsbestimmung, Brüderlichkeit, drückt den nämlichen Sinn wie Freiheit, nur am entgegengesetzten Punkt seiner Axe aus. Wie bei einem eroberten Volke „Freiheit" stillschweigend heißt: Freiheit von den Eroberern, so heißt: „Gleichheit" — falls Jenes radikal undurchführbar und ungouillotinirbar sein sollte, — wenigstens Gleichheit mit den Eroberern. Auch das verliert, wenn es die Propaganda zu stammesgleichen Nationen tragen will, seine messianische Zweckabsicht. Diese

Nationen nämlich haben schon Gleichheit; sie sind gleich mit sich selbst.

Im Gegentheile; was bei den letztern die Natur erstrebt, das ist just die Ungleichheit. Denn die Natur, in ihren zarten, sinnvollen Trieben beständig sich rundend und bildend, baut jede Seite symmetrisch nach der anderen Seite aus, corrigirt sich überall an ihren eigenen Gegensätzen. In einem Racen-gemischten Volke ruht und rastet sie nicht, bis sie, herabziehend oder emporhebend, das Ungleiche gleich gemacht; bei einer stammesgleichen Nation geht sie auf lauter Gliederungen, Abstufungen, Standesunterschiede — kurz, Ungleichheiten aus. Vom submissest Ersterbenden bis zum Wohlgebornen, Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Hochedelgebornen, bis zur Exzellenz, zur Erlaucht und Durchlaucht besäet sie das Niveau, das flach wie ein Teller ist, mit tausend kleinen Unebenheiten: hier nivellirt sie nicht, sie erhöht und vertieft. Sieht das das Nachbarvolk, welches sein Nivellement, wie einen kostbaren Schatz, soeben mit Gut und Blut sich errungen hat, so macht es sich eiligst auf die Beine und denkt: submissesten Knechten will ich von meiner funkelneuen Gleichheit doch auch etwas zukommen lassen. Recht gut gemeint, aber herzlich flach!

Das Beste was man haben kann, ist überall ungeschrieben, es ist die Natur. Man schreibt ihre Rechte so wenig, als man den Frühling vorladet, oder der Rose jour fixe gibt. Es ist mit unsern „allerhöchsten Herrschaften" und „submissest Ersterbenden" gar nicht so ernst gemeint, wie Jeder inne wird, der tiefer blickt, der feiner und lauschiger hört.

Als Johann Reinhold Forster, der Vater unsers berühmten Georg, nach seiner Weltumseglung mit Cook Friedrich dem Großen vorgestellt wurde, huldigte er diesem Monarchen in folgender Anrede: Majestät, ich habe in meinem Leben zwölf Könige gesehen: sieben wilde und fünf zahme, aber Sie sind der größte.

So lange die Welt steht, wird die französische Gleichheit keinen französischen König so anreden, und das war doch vor der messianischen Gleichheitsperiode.

Noch drastischer ist folgendes Histörchen. Im Jahre 1848 passirte Kaiser Ferdinand auf seiner Flucht nach Innsbruck das Duxerthal in Tirol und die Duxer hatten ihm Schildwache zu stehen. Schildwach stehen und Wein trinken heißt das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und so ergab sich der Posten just einem urtiefen Zug aus der Weinflasche, als der Monarch aus der Thüre heraustrat. Da rief ihn der Duxer Naturgardist an: He du, wenn du der Kaiser bist, so muß ich präsentiren; aber halt' mir derweil die Flasche. Der Kaiser lachte herzlich und hielt geduldig die Flasche, der Posten aber machte seine ernsthafteste Amtsmiene und präsentirte ihm das Gewehr. —

Alle Bände Voltaire's geben noch keine Seite Shakespears und alle Guillotinen Frankreichs können nicht so viel Gleichheit fabriciren, als die Deutschen schon längst und beßer hatten, wenn man ihr Volksgemüth in solchen Zügen belauschen will. —

Ich schrieb da nur ein Feuilleton, aber es muß eine ganze Literatur werden, eine ganz neue Literatur, die das sagt. Wir haben weiter nichts zu thun als unsre Geschichtsliteratur der französischen Revolution zu Asche zu verbrennen und eine neue und vernünftigere zu schreiben. Wir waren lange genug die guten Narren der messianischen bösartigen Narren.

Champagner-Toast.

3. September 1870.

Durch Blut zum Wein!

Bis an die Knöchel im Blut sind unsere heldenmüthigen Deutschen von Sieg zu Sieg ins Innere des feindlichen Landes vorgedrungen. Ihr Horizont lichtet sich jetzt. Die Schatten der Wasgauer Berge und der rauhe Argonnerwald umdunkeln sie nicht mehr; die Sonne der Champagne bescheint sie. Moussirende Düfte erfüllen die Luft. Die Traube reift und wird süß. Abgeschnallt! Ausgeruht! Hier ist gut Hütten bau'n! Wir sind im klassischen Weinlande der Welt. Die blutenden Helden erquicken sich. Die Einen durchstreifen die warmen Falten der Rebenhügel und brechen die Traube vom Stocke, die Anderen vertiefen sich in die kühlen gährenden Keller und schlürfen sie wonnig vom Fasse. Und wenn im Jahre 1871 alle Weinkarten aller Kneipen Europas nach wie vor ihren Champagner-Tarif angesetzt haben, so wird noch der letzte preußische Landwehrmann seinen Nachbar anstoßen und lachen: Kick mal, Bennecke, die wollen Champagner haben! Wofür waren denn wir da? Mir däucht, wir hätten voriges Jahr mit guten ehrlichen Gurgeln die Champagne ausgetrunken, bis auf die Nagelprobe!

So trinkt, fromme deutsche Zecher! Nie war ein Trunk besser verdient. Jeden Weintropfen habt ihr mit Blutstropfen bezahlt. Die ganze haute volée dieser Erde zahlte nie ihren Champagner so nobel als Du, tapferer Berliner Schneider und Du, handfester baierischer Holzknecht!

Aber hört, Landsleute. Zu einem guten Trunk gehört ein guter Trinkspruch. Was soll Euer Toast sein?

„Infam ist's geworden und Narrenwerk ist's geworden, von einem deutschen Verzicht auf Elsaß und Lothringen zu reden!"

Recht so! Das war ein gutes Wort. Eine offene Sprache aus einem ehrlichen deutschen Herzen heraus.

Haben uns doch die Zähne geklappert, als das perfide Judaswort umschlich: Deutschland will keine Eroberungen; es will sich nur vertheidigen, als der angegriffene und beleidigte Theil.

So? Will keine Eroberungen? Gegen einen Feind, der immer Eroberungen will', will es keine Eroberung? Mit anderen Worten: Du warst in der Geschichte von jeher nur da, armes deutsches Opferlamm, um geschoren zu werden; fällt aber die Scheere Dir selbst zu, so scheere beileibe nicht wieder, sondern sei großmüthig in diesem Falle.

Sehr ritterlich — wenn es nicht sehr dumm wäre! Denn wisset, ihr Herren von der diplomatischen Großmuth: Eine Million Schneider und Schmiede, die eine Milliarde Erwerb aufgeben, sind eben nicht Ritter. Es sind ernsthafte Bürgersleute, welche von Ritterfaxen nichts wissen. Das mögen zwei einzelne Menschen thun: auf die Mensur treten, sich eine Verbeugung machen, die schön polirten Klingen kreuzen, sich den Arm ritzen, die Verbeugung hierauf wiederholen und zum würdigen Schluß der Komödie auf ihre „satisfaction" und „reparation d'honneur" eine Flasche Veuve Cliquot knallen lassen. Zu solchen Faxen einer blasirten Höflichkeit schickt man nicht eine Million Männer in den Tod, welche zehn Millionen Weiber, Bräute, Mütter, Schwestern und Töchter hinterlassen. Mögen zwei einzelne Ritternarren sich foppen; eine ganze Nation foppt man nicht!

Wie, so oft den Celten die Neugierde anwandelt: wer von uns beiden der Stärkere, müßten wir ihm den Gefallen thun, Hobel und Hammer hinlegen und mit seinen Afrikanerhunden uns katzbalgen? Aber wir haben besseres zu thun, als die Afrikanerhunde! Die Partie ist nicht gleich, denn der Deutsche ist ein höheres Wesen als der Celte. Es ist der wirkliche Pionnier der Kultur, was das verlogene Gaskogner Schandmaul bloß sich anmaßt und was

ihm ein paar Jahre lang ein paar alte Weiber geglaubt haben.

Aber weiter! „Wer von uns beiden der Stärkere" entscheidet sich in einem Völkerkampfe nicht scheines- und ehrenhalber, wie auf der Mensur, wo zwei Ritternarren welche sich gegenseitig die Arme geritzt, sich gegenseitig als die zwei Stärkeren bekomplimentiren; sondern es entscheidet sich im grimmigen Ernste. Und wäre der Celte der Stärkere, wißt ihr nicht, daß er mit beiden Händen die Rheingrenze packte? Ist's aber der Deutsche, wißt ihr nicht, daß er die Maasgrenze haben muß, um der Stärkere ganz einfach zu bleiben? Eroberung! Nennt es Sicherung! Wären wir Narren genug, als die Stärkeren hinter unsere schwachen Grenzen zurückzugehen und das Ausfallthor der Vogesen hinter uns offen zu lassen; wißt ihr nicht, daß der Tanz demnächst wieder vom Neuen losginge? Vengeance pour Waterloo! krähte der gallische Hahn ein halb Jahrhundert lang; Vengeance pour Varsovie! hat er nach der polnischen Freiheit gekräht, aber die römische Freiheit hat er bombardirt und massakrirt; Vengeance pour Sadowa! krähte er, als es ihn bei Gott und Welt nicht das Mindeste anging, und bis zum Bersten würde er krähen: Vengeance pour Visemboug! Vengeance pour Woerth! Vengeance pour Marslatour! Vengeance pour Gravelotte! Vengeance pour Sedan! denn diese cholerische Bestie hat immer ein Dutzend Vengeancen in Vorrath.

Von der Lauter bis an die Maas liegt unter jedem Fußtritt Erde ein deutscher Mann begraben, von Weißenburg bis Sedan ist jede Scholle mit deutschem Blut überschwemmt, als hätte es Wolkenbrüche von Blut geregnet. Und dieses Land sollten wir aufgeben mit der gewissesten Aussicht, die Chiliaden von Leichen noch einmal einzuscharren, die Ströme von Blut noch einmal zu vergießen, die ganze lange Todesstrafe zum zweiten, zum dritten Mal zurückzulegen, so oft es dem Raufbold drüben gefällig ist,

eine seiner Vengeancen zu nehmen? Auf keinem Galgen hängt ein Schuft, der schuftig genug wäre, in keinem Narrenhause steckt ein Narr, der wahnwitzig genug wäre, diesen freiwilligen Selbstmord eines Siegervolkes zu fordern! Höchstens kauert irgendwo ein superfeiner diplomatischer Klugmaier dritten Ranges hinter seinem bestaubten grünen Tisch, ein schlotternder Junker Zitterich v. Bleichwang, welcher zu stottern wagt: Nun ja — Ihr hättet schon Recht — aber bedenkt doch — die Mächte! . . .

Wisse, trauriges Wichtlein: wer in Paris den Frieden diktirt, ist eine Macht; den werden die Mächte wohl respektiren. Der Singular bedeutet hier mehr als der Plural.

Und die Mächte, wenn wir nicht irren, sind ja so friedliebend! Sie wollen und wünschen ja alle mit einander Nichts als den lieben Frieden! Nun, daß sie belogen und betrogen waren mit der nichtswürdigen Phrase: „Das Kaiserreich ist der Friede", das dürfte ihnen endlich mit Chassepots- und Mitrailleusen-Pulverdampf in die blöden Augen gebeizt haben. Und jene andere Bubenphrase: „Europa ist ruhig, wenn Frankreich befriedigt ist", dürfte wohl auch der letzte Hund eines europäischen Fürsten noch als eine tödtliche Impertinenz empfunden haben, abgesehen, daß es ein logischer Schnitzer ist, denn Frankreich ist nie anders befriedigt, als eben durch die Beunruhigung Europa's.

Zu fürchten, daß Deutschlands Anwachs durch Elsaß und Lothringen eine Gefahr des gestörten Gleichgewichtes und eine Friedensgefahr sei, kommt mir völlig so komisch vor, als fürchtete man, daß die Zähne, die ich aus einem Wolfsrachen breche, eben so gut auch in meiner Hand zu beißen fortfahren werden. Deutschland kann sich auf seine ganze Geschichte berufen, daß es mit der größten Macht noch friedliebend ist, gegen Frankreich aber zeugt seine ganze Geschichte, daß es mit mäßiger Macht noch immer friedstörend gewesen. Straßburg und Metz, aus dem französi-

schen Wolfsrachen gebrochen, macht Frankreich unschädlich, aber Deutschland nicht schädlich.

Liebt Ihr demnach wirklich den Frieden, so zeigt es und laßt Deutschland gewähren. Schreibt Euch für Euere bankerotten celtischen Frasen in den europäischen Kalender Wahrheiten, und zwar folgende Wahrheiten:

Die deutsche Lothringer Grenze ist der Friede!

Ein befriedigtes Deutschland ist die Ruhe Europa's!

Ein Tollhäusler mehr.

17. September 1870.

Viktor Hugo marschirt rüstig an der Spitze der französischen Drehkrankheit und ist endlich auch verrückt geworden. Siehe seinen „Aufruf an die Deutschen." Eine kostbare Idee, 700,000 Sieger von den Wällen der Feindeshauptstadt — hinwegzuschnattern! Der alte Gänserich nimmt seinen Schnabel voll — ich glaube sämmtliche Gänse des Kapitols haben sich kürzer gefaßt. Aber freilich, die Liebe ist beredt, und Frankreich liebt uns, nach Viktor Hugo. Es hat den Palm geliebt, es hat den Andreas Hofer geliebt und die Kriegserklärung vom 17. Juli war eigentlich eine Liebeserklärung. Wahrscheinlich ist auch die Rheingrenze, diese vagina gentium, nichts anderes als — ein Schooß der Leda, welchen Frankreich inbrünstig liebt. Liebe, Liebe, lauter Liebe! Wir deutschen Bären mißverstehen nur die französische Liebe. Was für ein liebevolles Herz war der bourbonische Elsaßräuber! Was für ein zärtlicher Amoroso war der korsische Rheinräuber! Wird doch die Liebe erst durch Unterpfänder süß und wenn Frankreich liebt, so liebt es ganz besonders die Unterpfänder der Liebe.

Schade nur, daß die Liebesgeckerei eines alten Mannes

in der Regel so ekelhaft ist. Heilige Scham kennt nur die schüchterne Jugend, der verliebte Alte ist gewöhnlich unverschämt. Viktor Hugo, der, wie jeder Liebhaber, auch Drohungen hat, droht so schamlos, daß seine Muse entweder ein Hund oder ein Schwein war. „Paris liebt euch, aber es wird gegen euch kämpfen. Ihr werdet zu einer entsetzlichen Arbeit verdammt sein. Paris wird fürchterlich sein. Ihr findet die zur Mine gewordene Kloake, welche ganze Straßen in die Luft sprengt." Auf deutsch: traut uns nicht, wir sind Hundsfötter. Ehrliche Soldaten, — pah, Meuchelmörder sind wir!

Es ist wirklich ein Studium, wie der Celte so gar keinen Begriff von Ehre hat. In seinen guten Momenten ist er ein liebenswürdiges Kind, in seinen bösen ein rasendes Weib, aber niemals ist er ein Mann. Welcher Mann könnte die kaltblütige Niederträchtigkeit heraussagen: ich werde kratzen und beißen wie eine Katze, weil ich kein Löwe sein kann?!

Man sieht, es schwebt ihm etwas vor wie der Verzweiflungskampf. Er denkt an Carthago, Numantia, Jerusalem, Saragossa. Aber all diese Städte haben es nicht früher gewußt, daß sie verzweifeln werden und haben ihre Verzweiflung nicht stylistisch ausgearbeitet zu einer deklamatorischen Schulstudie. Daß der Verzweiflungskampf, poetisch als Gottergriffenheit, eine hündische Gemeinheit ist als literarisch angesagte Keilerei, diesen Unterschied fühlt der Celte nicht in seiner naiven Ehrlosigkeit.

Wie Scipio wohl gelacht, oder auch ausgespuckt hätte, wenn ihm ein Schwätzer aus Carthago den schwungvollen Wink zukommen ließ: Charthago wird fürchterlich sein. Unsere Frauen werden ihr schönes Haar zu Bogensehnen drehen und Tod wird euch kommen von den Ringellocken der Liebe. Sehr schön! Aber wisse, Schwätzer, das sagt man nicht, man thut es. Die Verzweiflung hat kein gedrucktes Programm. Sie weiß von Moment zu Moment nicht, was ihr

der nächste eingeben wird. Hat denn das Mädchen von Saragossa etwas Schriftliches hinterlassen? Hat denn das Mädchen von Orleans einen „Aufruf an die Engländer" in die Druckerei geschickt?

„Wir haben Vercingetorix, ihr habt Arminius gehabt." Das ist ein Einlaßbillet in jedes Tollhaus der Welt. Unser Arminius hat die Römer auf's Haupt geschlagen, Euer Vercingetorix ist selbst von den Römern geschlagen und schließlich enthauptet worden. Ein kleiner Unterschied, Herr Hugo! Deutschland hat sich durch alle Jahrhunderte gegen die Römer behauptet; Euer Gallien war in zehn Jahren besiegt, eine römische Provinz, seiner Nationalität auf ewig verlustig. Wieder ein kleiner Unterschied. Euer Vercingetorix, anstatt sich für einen langen und zähen Nationalkampf zu sparen, was allerdings nie Euere Sache war, setzte mit echt celtischem Leichtsinn seine ganze Karte auf Alesia, und als er darin erdrückt wurde, übergab er seinen Degen — ungefähr wie Euer Louis Napoleon in Sedan. Wir haben in Deutschland kein Alesia, kein Pavia, kein Sedan. Wir verbitten uns Euren Vercingetorix.

Daß Sie eine Geschichte von 2000 Jahren nicht wissen, das ist das gute Recht der französischen Unwissenheit; Ihr Leute lernt ja nichts in Euren Schulen. Aber stark ist's, Herr Hugo, daß Sie auch eine Geschichte von 20 Jahren nicht wissen, welche Sie doch mitgelebt haben. Sie beschwören uns, Herr Hugo, Paris nicht zu bombardiren, weil Paris eine wunderbar ehrwürdige Stadt sei, ungefähr eine Art Rom. Aber wer hat denn vor 20 Jahren Rom bombardirt? Mich dünkt, Herr Hugo, es war ein gewisser Oudenot, General einer gewissen französischen Republik. Sie sollten sich der Sache noch dunkel erinnern können, Herr Hugo. Ich wenigstens, selbst wenn ich auch einst verrückt würde, wie Sie, ich glaube, ich könnte es in der tiefsten Nacht des Wahnsinns noch nicht vergessen: Eine römische Republik gemordet von einer französischen Republik! Fran-

zösische Bomben auf die Götter und Göttinnen Roms! Wie kommt's, Herr Hugo, daß Ihr Aufruf, welcher so laut ist über die preußischen Bomben, so mäuschenstill ist über die Bomben der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche Paris so brüderlich nach Rom warf? Sie wissen von Attila und Alarich zu erzählen, von Omar, welcher Bibliotheken verbrannt, von den Hunnen, welche das Kapitol geschleift, von den Türken, welche das Parthenon bombardirt, und sind sichtlich so gütig, diesen Herrschaften demnächst auch die Preußen anzureihen; aber warum sind Sie nicht mehr so gütig, Herr Hugo, uns auch ein Bischen Ihr französisches Geleite zu geben und von den französischen Republikanern zu reden, welche ihre römischen Brüder mit Bomben und Granaten in die Barbarei des heiligen Moloch zurückgepeitscht? Hören Sie, Herr Hugo, Republikaner, französische Republikaner waren es! Ihr konntet Euch damals noch nicht auf den „Cäsarismus" ausreden, den beliebten Sündenbock Euerer eigenen Sünden, ihr könnt es überhaupt nicht, denn ein Cäsarismus fällt ja nicht vom Himmel, sondern wer ihn hat, der hat ihn auch verschuldet und hat ihn auch zu verantworten.

Seit das Wasser von der Erde abgeflossen und trockenes Land ist, gab es noch keine so schmachvolle Republik, als wie die Republik der Herrenlosigkeit, Euere heutige. Hättet Ihr Euerm Herrn vor zwei Monaten gesagt: wir lieben Deutschland, wir geben Dir keinen Sou für Deinen albernen Krieg, so wäre es etwas gewesen. Hättet Ihr Euern Herrn vor einem Monat abgesetzt, umgehend nach Weißenburg und Wörth, so wäre es auch etwas gewesen. Aber nachdem wir selbst es waren, die Euch von Euerem Tyrannen befreiten, indem wir ihn kriegsgefangen nahmen, sagt Ihr jetzt mit der Stirn einer eisernen Frechheit: „Kommt dieser Krieg vielleicht von uns her? Das Kaiserreich hat ihn gewollt, es ist todt; wir haben nichts gemein mit diesem Leichnam."

Hat man je eine solche Lügenbande gesehen? Die Nation redet sich auf den Kaiser aus und der Kaiser redet sich zu Bismarck auf die öffentliche Meinung der Nation aus, die ihn zum Kriege gezwungen habe. Es ist ein Grad von Dummheit, der jeder menschlichen Vorstellung spottet: mit dem Kaiserreich die Rheingrenze zu wollen, aber wenn sich der Spieß umkehrt und der Gendarm den ergriffenen Dieb um die Moselgrenze pfändet, zu sagen: Ich bin ja gar nicht der Dieb; ich heiße nicht Kaiserreich, sondern Republik. Ein Wiener Witzblatt nennt diese saubere Republik den betrügerischen Bankerottirer, welcher im Augenblick der Exekution das Haus auf die Frau schreiben läßt. Und freilich ist so viel richtig; in jedem Setzerkasten liegen Buchstaben, welche zusammengesetzt das Wort „Republik" geben. Wahrlich, die Welt wäre herzlich schön, wenn jeder Setzerlehrling Schuld und Strafe mit bloßen Buchstaben aus der Welt schaffen könnte.

„Paris ist fürchterlich. Ihm ist jede Umwandlung möglich. Sein Erschlaffen giebt euch den Maßstab seiner Energie." Nach dieser Logik gibt ein Schnorrer den Maßstab für einen Rothschild, und die Prostitution den Maßstab für jungfräuliche Tugend. Gewiß, der arme Alte ist toll geworden.

„Sagen wir das, um Euch einzuschüchtern? Nein, man schüchtert Deutsche nicht ein. Eure Soldaten sind der unsrigen würdig. Preußen hat den Sieg, Frankreich den Ruhm (!!) davongetragen."

In Allem enttäuscht uns doch dieses heutige Frankreich. Nicht einmal das Lächerliche fürchtet es mehr, was es sonst doch am meisten gefürchtet. Wenn der Sieger dem Besiegten seine Kameradschaft anbietet, um ihn zu trösten, so ist das männlich und ritterlich. Aber wie sieht es aus, wenn Einer am Boden liegt, der Andere setzt ihm das Knie auf die Brust, bindet ihm die Hände auf den Rücken, und der Liegende sagt: „Du machst Deine Sache ziemlich gut;

Du bist meiner würdig; ich möchte Dir fast die Ehre anthun, Dich Freund zu nennen?!" Ihr sagt, die Gehirnerschütterung des Darniederwerfens hat ihn wahnsinnig gemacht. Aber ach, das reicht hier nicht mehr aus; hier ist mehr als ein Gehirnfehler: ein Charakterfehler. Das Lächerliche dieser Anmaßung liegt nur in der Form; aber wie verächtlich, wie ehrlos-bettelhaft ist die Sache selbst! Eine schimpfliche Reihe von Niederlagen mit der schimpflichsten Waffenstreckung der Weltgeschichte beschließen und dann hingehen und dem Heldenkreis der Sieger als Schmarotzer sich anbiedern, auf die Gefahr hin, daß sie den Schneider hinauswerfen: wer das vermag, der hat nie einen anderen Athemzug gethan, als in der Luft der Gemeinheit. Wer das vermag, der verleugnet nicht etwa die Ehre, nein, er hat sie nie gehabt, nie ihren Namen gehört, nie die zarten Regungen der Scham in einer Männerbrust gespürt.

Aus Barmherzigkeit möcht' ich mir einbilden können, das ist ein alter, verächtlicher Narr, der vereinzelt und auf eigene Hand solche Nichtswürdigkeiten von sich gibt. Dem Komödianten schwebte der Shakespeare'sche Herold vor, der von den Festungswällen herab zu den Feinden spricht, und flugs benützt er das große Nationalunglück, um sich selbst zu diesem Herold aufzuwerfen, und bei der schönen Gelegenheit des allgemeinen Zusammensturzes sein werthes Ich in Szene zu setzen. Ich bin Euer Freund, fängt er an; Ich habe Euch gewarnt, hört er auf: es soll Alles ein Ich-Fest sein. Aber leider ist es doch anders. Spricht denn der Mann wirklich vereinzelt und blos auf eigene Hand? Und die eselgrauen Dummheiten Edmond Abouts? Und die gewissenlosen Schwindeleien Palikao's und das Lügen, Schimpfen und Prahlen von Mann zu Mann durch's ganze Land? Nein, das ist nicht individuell, das ist national! Aber welch' ein Volk, dem solche Kost gekocht werden muß! Wenn ich einen Kinderbrei tragen sehe, glaube ich nicht, das ist für einen englischen Stahlarbeiter; wenn ich Träbern aufschütten sehe,

glaube ich nicht, hier soupirt eine Hofdame; was muß ich nun glauben, wenn ich diese Verlogenheit in Permanenz sehe, dieses elende Fressen von Prahlen, Schwindeln, Lügen, Täuschen, Betrügen, das die moralische Kost eines ganzen Volkes ist? Ein Volk von Gauklern, Gaunern und Gecken, ein Volk von Weibern und Schwächlingen muß es sein, dem man so kommen darf, ja, dem man so kommen muß, um gehört zu werden. Ich sage, von Schwächlingen; werft nur Eueren alten Aberglauben über die Franzosen hinweg. Nennt Ihr es denn anders als Schwächlinge, wenn man einem Volke sein ausschweifendstes Uebermaß vorschwindeln muß, damit es nur sein natürliches Maß erfülle; wenn man es in die höchste Aufregung versetzen muß, damit es leiste, was ein anderes in seiner höchsten, männlichen Ruhe leistet?! „Preußen hat den Sieg, Frankreich den Ruhm!" Ein getreuer Abklatsch nach Michelet: „Bei Crecy erscheinen die Franzosen schöner durch ihre Niederlage als die Engländer durch ihren Sieg." Diese Gecken müssen immer den „Ruhm" haben; ohne diese Luft in der Schweinsblase fällt die Schweinsblase zusammen. Als Deutschland sein Jena und Austerlitz hatte, da war es nicht schwach genug, sich „Ruhm" weiß machen, sondern es ging in sich und hatte hierauf seinen Stein und Gneisenau, seinen Scharnhorst und Blücher, die es sich männlich verdient hatte.

Wahrlich mehr als alle französischen Niederlagen beweist diese sittliche Mißgeburt Viktor Hugo's, wie viel in dem celtischen Staate faul ist und wie rechtzeitig die Wohlthat kommt, daß er unter die heilsame Zuchtruthe eines Männervolkes geräth. Wenn man sich über die Korruption des Cäsarismus republikanisch erheben will, und dabei kein Wort denkt, spricht und empfindet, das nicht korrupt wäre und aus einem eitlen cäsarisch-verlogenen Herzen käme; wenn in der feierlichen Stunde des Weltgerichtes, wo von Jeremias bis zu Fichte's Reden an die deutsche Nation, noch

jedes lebensfähige Volk am bitteren Tranke der Wahrheit zu gesunden trachtete, eine Nation wie die französische noch immer am Falschen und Eitlen — nicht sich belebt, sondern sich krampfhaft galvanisirt: so ist dieses Volk fertig und zu Ende mit den eigenen Mitteln seiner sittlichen Wiedergeburt. Sie können ihm nur noch von außen gebracht werden, wie sie den verlotterten Römern durch die Germanen und den abgefaulten Byzantinern durch die Araber gebracht wurden. Ob es nicht schon zu spät ist? Die unverbesserliche Herzenseitelkeit Viktor Hugo's ist ein böses Symptom! Fast fürchten wir, diese Menschen können an der gesunden Berührung mit Deutschland nicht mehr erstarken, sondern nur um so rascher zu Grunde gehen. Fast fürchten wir, sie sind reif für die Sichel der Weltgeschichte.

Aber sei dem wie ihm wolle. Sprengen Sie inzwischen Ihre Kloaken, Herr Hugo, lassen Sie Ihre strategischen Kothkünste spielen und diese Kloaken, wie die Chassepots bei Mentana ihre schandbedeckten Wunder thun; Paris wird wahrlich nicht am ärgsten stinken, wenn seine Kloaken sich erbrechen und in die Luft zurückspeien: Paris hat längst die Welt durchpestet mit dem ärgeren Gestank des französischen Selbstlobes!

Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige.

10. October 1870.

Bei besonders feierlichen Veranlassungen in der katholischen Christenheit ertheilt der römische Papst einen hundertjährigen vollkommenen Ablaß.

In der weltlichen Menschheitsgeschichte kennen wir keine Veranlassung, welche größer und feierlicher wäre, als die deutschen Siege des Jahres 1870.

Wir wissen, was wir sagen.

Die wenigsten Kriege besitzen in ihrem Boxerleib eine Seele; den wenigsten Kriegen vergönnt es der Weltgeist, eine Idee und eine Wahrheit auszudrücken. Was bedeutete der Riesenkrieg des Xerxes gegen Griechenland? Nichts! Konnte er hoffen, den Altar des Zeus zum Fußschemel eines Satrapen zu machen? Den Altar, auf welchem ein Phidias und Sophokles opfern sollten; den Altar, auf welchem die höchste Leuchte der damaligen Menschenkultur loderte — konnte er hoffen, diese Leuchte mit einem Hauche auszublasen aus dem Munde verschnittener Sklaven? Nein! Was bedeutete der Riesenzug Alexanders quer durch Asien an die Ufer des indischen Ozeans und an die Grenzen der damaligen Welt? Nichts! Konnte er hoffen, die Kultur des winzigen, in sich zerrissenen und schon sinkenden Griechenlands hundert Millionen asiatischen Nomaden zu bringen? Konnte er hoffen, assyrische Schafhirten und träumerische Brahmanen für Hektor und Achilles zu begeistern? Nein! Was bedeutete der kolossale Napoleonszug gegen Moskau? Nichts! Konnte er hoffen, das uralte Scythenland, hundertmal größer als Gallien, in die gallische Machtsphäre zu reißen? War das Reich dreier Welttheile, das Reich, dessen Bivouacfeuer das Nordlicht und dessen Wall und Graben das eisgepanzerte Polarmeer, Material für eine französische Präfektur? Nein!

Greift hinein in die Weltgeschichte, wo sie am größten und blutigsten ist, sie ist sinnlos! Was bedeuten die ungeheuern Kriegszüge der Eroberer und Helden? Nichts! nichts! und hundert Mal nichts!

Das ist das ewig-Schöne und schlechthin-Einzige des Krieges vom Jahre 1870: er hat einen Sinn! Er ist ein vernünftiges Wesen. Er realisirt eine Wahrheit und eine Gerechtigkeit.

Die Wahrheit ist die uralte Wahrheit, daß die Germanen das Haupt Europa's und die Gerechtigkeit ist die wiederhergestellte Anerkennung dieser Wahrheit.

Seit der Gothe Theodorich der Große den Thron des römischen Weltreiches bestieg, war es die anerkannte Wahrheit zweier Jahrtausende: daß die Kulturführung Europa's von den Lateinern auf die Germanen übergegangen.

Seit jener fünfte Karl, weltmüde und nicht sehr ehrbar krank, sich in ein Kloster schlich, war es ein Mißverständniß blos der letzten drei Jahrhunderte, daß in diesem frömmelnden Siechling die Kraft der deutschen Nation abgedankt habe. Und jetzt, erst jetzt wagte von dem zertrümmerten Römerreich, das die Deutschen physisch und moralisch überwunden, ein einzelnes Trümmchen, die römische Provinz Gallien, sich auf ihr Zwergfüßchen zu stellen, ihr schnippisches Köpfchen aufzuwerfen und ein mäckerndes Weibergeschrei anzustimmen, daß es auch etwas sei, ja daß es eigentlich Alles sei. Mit deutschen Landsknechten haben sie ihre mittelalterlichen Schlachten geschlagen, mit deutschen Rheinbundstruppen haben sie ihren großen Napoleon groß gemacht, zu geschweigen, daß sie ihre besten Truppen schon längst aus den deutschen Ländern Elsaß und Lothringen gezogen; mit deutschen, als den einzig brauchbaren Kolonisten, verwerthet sich ihr Algerien; mit deutscher Arbeit und deutschem Handel haben sie ihrer Industrie den Weltmarkt erobert, wie denn unter unsern Augen Dame Gans, die Franzosennärrin, ihren geschmackvollen Pariser Schmuck — aus Hanau und Pforzheim trägt, und da sie nichts weiß, auch nicht weiß, daß ihr geschmackvoller Pariser Federn- und Blumenputz in Erfindung und Ausführung ein Produkt deutscher Mädchenhände. Von ihren messianischen Köchen, Barbieren, Friseuren und Tanzmeistern, bis zu ihrer messianischen Guillotine, auf welcher die edle Tochter einer edlen deutschen Kaiserin verblutet, haben sie ihre Kleinigkeiten groß gemacht und ihr Großes — uns kurzweg gestohlen. Der wirklichen Befreiung und Erlösung Europas aus der Nacht zum Licht, deren sich die germanische That der Reformation berühmen darf, gegründet

durch den sächsischen Geist Luther und befestigt durch das angelsächsische Schwert Cromwell, berühmte sich zudringlich-überlaut ihre französische Revolution, dieser blutige Parasit, dieser grausame Landsmann der Bartholomäusnacht. Was ihren Ansprüchen an Billigkeit fehlte, ersetzten sie an eiserner Ausdauer der Verlogenheit, Zudringlichkeit und unverschämtesten Anmaßlichkeit. Im Privatleben wirft man Jeden aus einer Gesellschaft hinaus, welcher sich nur zum hundertsten Theile so ungezogen benimmt, als es der französische Anspruch eines „berechtigten Uebergewichts" thut, diese kolossalste Flegelei gegen die ganze europäische Mitgesellschaft.

Ist schon Jemand aus einem ekelhaften Traume erwacht und hat mit Entzücken das schöne Morgenlicht und seine geordnete Häuslichkeit und die lieben Gesichter der Seinigen erblickt? Dieser Jemand ist heute Europa.

Es war ein häßlicher Traumeswahn, daß in dem germanisch verjüngten Europa das greisige Celtenvolk mit verdorbenem Römerblut in den Adern befruchtend an unserer Seite liegen könne. Was haben sie? Was sie Römisches haben, schöpften wir im römischen Recht und in den Studien unserer Humanisten aus der Originalquelle und was sie von Burgundern und Franken Deutsches haben, das haben wir selbst auf der Wurzel. Nichts Neues und Jugendliches in Gallien! Ihr Napoleon ist Catilina, ihr Louis Blanc Gracchus, ihr Sozialismus die lex agraria, die Beulen der unmöglich gewordenen Republik und die Beulen des allzumöglichen Cäsarismus: Alles, womit Rom abgewirthschaftet hat, ihr findet es in der römischen Provinz Gallien wieder. Sie ist vom verwesten Römerreiche das am schlechtesten verwese Glied. Unfähig, Rom auszustoßen, unfähig, Deutschland aufzunehmen, ist jeder ihrer Versuche, zu leben, ein Fieber und eine Gewaltthat, — eine Revolution! Aber Europa sollte so dumm sein, diese romanischen Revolutions-Krämpfe noch für Großthaten

zu halten und sie nachzuahmen; ja es war so dumm! Nur immer gelogen! unverwüstlich und eisern gelogen! Hundert Jahre lang das Schwarze für Weiß und das Gift für Balsam ausgeschrieen und das Maul aufgerissen und geprahlt und geschrieen zum Platzen! Zuletzt kommt doch eine Mehrheit von Narren zusammen, die es glaubt!

Die große Etappe für den historisch-politischen Narrenmarsch ist nämlich folgende: Ein Gemeinwesen, das seinem Begriffe nach unmöglich und lebensunfähig ist, wird nicht aufhören, einzelne Personen zu erzeugen, welche klassisch sind und welche den gesundesten Organismen zur Zierde gereichten. Man verwechsle nun das Ganze mit dem Einzelnen, führe das Einzelne als einen Beweis für das Ganze an, lasse vor Allem auch die Weiber mitschreien, diese Virtuosen des Details, — und die Narrenetappe ist fertig. Jetzt ist auch der Byzantinismus gesund, weil er einen Helden wie Belisar hervorgebracht; der Ultramontanismus, weil seine Lenden einen Riesen, wie den Jesuiten-Orden erzeugt; ja auch die Pest ist eigentlich ein Zustand der Gesundheit, weil denn doch nicht Alle sterben, sondern die Mehrzahl noch am Leben bleibt. Jetzt schreie man nur recht unermüdlich: Was! die Nation eines Montaigne und Bayle, eines Voltaire und Rousseau, eines Mirabeau, Cuvier, Arago . . . denn mit einzelnen Namen läßt sich jedes beliebige Ganze beweisen. Zwar ist das Beweisende der Bauer und der Schulmeister, der Bergmann und der Matrose, zwar ist es die durchschnittliche Volkstüchtigkeit und nicht der Monarchismus der „großen Geister" — der übrigens gleichfalls für die Germanen spräche, was aber hier unverrechnet bleiben soll; — deßungeachtet steht der große Geister-Beweis fortwährend in Ehren. Und doch beweisen die zeitgenössischen großen Geister Shakespeare und Cervantes just das Entgegengesetzte, denn seit Shakespeare ging es mit den germanischen Engländern fortwährend aufwärts und seit Cervantes ging es mit den romanischen

Spaniern unaufhaltsam abwärts. Hören wir heute aber die Furcht aussprechen, als könnte Frankreich zu Spanien herabsinken, so scheint uns das noch zu schmeichelhaft, denn in der Celtenrace steht der spanische Celtiberier fraglos höher als der französische Gallier. Frankreich, wenn es einmal sinkt, scheint uns nicht blos zu Spanien sondern zu den spanisch-amerikanischen Republiken herabsinken zu sollen, deren Wege es zwischen Anarchie und Militärdiktatur eigentlich seit hundert Jahren schon wandelt, und wo die Agonie des Romanismus am klinisch-belehrendsten verläuft. Wäre Deutschland dagegen von den Hohenstaufen bis heute in gradliniger Proportion fortgeschritten, so hätte sich Frankreich neben Deutschland nie anders dargestellt — als Irland neben England!

Ein Wort für Alle: Dem Deutschen ist nichts verschlossen, dem Franzosen ist vieles verschlossen. Das ist die Formel zwischen den beiden Völkern. In jedem Augenblicke stößt ein Franzose auf ein Etwas, das er nicht begreift, das ihm nicht zugänglich, das ihm nicht verständlich ist. Die Frau Staël — gewiß ein bester französischer Typus — kann in ihrer Allemagne einen ganzen fünften Band über Philosophie schreiben, aber pag. 78 sehr naiv sagen: sie begreife nicht, warum die Philosophen Alles auf ein Prinzip, sei es Geist oder Materie, zurückführten; ob Eins oder ein Paar, das sei gleichgiltig und erkläre die Welt nicht besser!! Ein Volk, welches mit einem solchen fast thierischen Mangel an Organen für Idealismus und Methaphysik überhaupt Ansprüche macht, und sogar die höchsten, müßte dann wenigstens, wie die alten Römer, welchen diese Organe gleichfalls versagt waren, den Heldenmuth des Realismus, d. h. der Wirklichkeit und der Thatsache haben. Wenn wir aber soeben mit Ekel erleben, daß kein Franzose der Wirklichkeit und der Thatsache ins Auge schauen kann, wenn sie nicht schmeichelhaft für seine Eitelkeit ist, so fragen wir billig: Was hast Du denn

also, wenn Du intellektuelle Tiefe nicht hast, aber moralische Stärke auch nicht? Arroganz! Und was sich die Arroganz angemaßt hat, das hat ihr die Denkfaulheit eingeräumt. Die Pyrenäen, welche es nicht mehr gibt, das mittelländische Meer, welches ein französischer See ist, der Staat, welcher „moi" ist, die erste Nation, — die größte Nation, — Alles!

Wahrlich, man möchte eben so gerne 200 Jahre lang Zahnschmerzen haben, als seit Ludwig XIV. die Geschichte Europas ertragen!

Der erste Tag, an welchem sie erträglich und leserlich geworden, war der 6. August 1870. Dieser Tag hat das Außerordentlichste gethan, nämlich aus Weiß weiß und aus Schwarz schwarz gemacht! Denn so fest ist die Welt in der Hand der Narren, daß das Natürlichste immer das Außerordentlichste ist.

Seit diesem Tage ist die celtische Armuth und die deutsche Ueberlegenheit wieder Stil der Geschichte. Die Armuth, zusammengehalten von der Konzentration, die Ueberlegenheit, zersplittert von der Föderation, ja vom Individualismus, hat die Narren der letzten sechs Generationen über die wahren Machtverhältnisse mit schimpflicher Blindheit geschlagen. Seit jenem Tage ist die Blindheit wieder sehend geworden. Der erste Tag, wo auch Deutschland einig auftrat, hat das längst geeinigte Gallien in seinen alten romanischen Staub geworfen. Was die gothischen Amaler angefangen, was die schwäbischen Hohenstaufen fortgesetzt, das durften die märkischen Hohenzoller vollenden. Es ist der dritte logische Geschichtstag seit zweitausend Jahren. Der Romanismus gehört unter die Füße des Germanismus, wie der Dünger unter die Saat. Und wenn heute die römische Provinz Gallien zu den Füßen eines deutschen Königs liegt, so braucht dieser nichts als einen einzigen Vers unseres Nationaldichters zu sagen:

„Ihr seid an Eurem Platz, Lady Maria!"

So empfinden wir die historische Größe und Würde dieser Zeitläufe, und wenn unser zweites Jahrtausend vom dritten einst abgelöst sein wird, so soll jenes dritte wissen, daß der große Moment kein kleines Geschlecht gefunden, sondern daß Moltke's Schwert Menschen gefunden, welche die Vernunft und die Seele des Schwertes begriffen haben.

In diesem großen und feierlichen Momente also, in einem jener hohen Momente, wo der römische Papst, wenn sie in der Kirche eintreten, sein Bestes thut und einen hundertjährigen vollkommenen Ablaß ertheilt, können wir nichts Geringeres thun, sondern ertheilen wir all' jenen elenden Kothseelen, welche an ihre nicht geruchlosen Schreibtische stürzten, um unser deutsches Herz mit den Ausleerungen ihrer Dummheit und Gemeinheit zu überschütten, hiemit eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige!

Seit ein Preßbengel arbeitet, ist ein solches Wort in der Oeffentlichkeit vielleicht nicht erhört worden. Es ist aber auch nicht erhört worden, daß jeder anonyme Schurke, daß jeder zwischen Zuchthaus und Narrenhaus taumelnde Bube mit seiner Presse, wie mit einer Kuhmagd sich zu sprechen erdreistet. Es ist dieselbe Presse, welche für die Freiheit einen Becher und Jellinek in den Tod gesendet; es ist dieselbe Presse, welcher noch heute alle Kerkerthüren offenstehen, wenn sie im Kampf für ein systematisch und altverwahrlostes Volk ein wenig zu warm wird. Dieses Volk, welches unseren Kampf versteht, ihn unterstützt, ihn möglich macht, haben wir zu schützen vor seiner eigenen Hefe, vor seinem eigenen Auswurf, ja vor Elementen, welche es sein eigen zu nennen sich überhaupt verwahren wird. Ein Gesindel, wie es zu uns gesprochen, gehört keinem Volke an: es ist vogelfrei.

Wahrlich, mit entschuldbaren Graden von Rohheit wüßten wir nachsichtig zu sein, denn wir tragen nur allzu mitfühlend die Gründe, die wir dazu haben, am Herzen.

Wir schreiben unter einem Volke, welchem spanische Jesuiten-Tyrannei die deutsche Bildung zweier Jahrhunderte unterschlagen. In jenen zwei Jahrhunderten, wo sich die Kulturerziehung des deutschen Volkes vollzog, in jenen zwei Jahrhunderten von Luther auf Kant, wo Deutschland Alles that, was hat Oesterreich gethan, was durfte es thun? Nichts. Während sich die immense Literatur Deutschlands entwickelte, schrieb Oesterreich — Beichtzettel, Traumbücher und Linzer Kochbücher! Jeder Einzelne mußte auf eigene Hand und für sich selbst die Bildung von vorne anfangen, denn es floß kein Strom, aus dem alle schöpften, durchs Land, und selbst jene deutschen Klassiker, welche mit einer unwiderstehlichen Popularität unsere chinesischen Mauern einraunten, gelangten in die Hände des armen betrogenen Volks nur durch die Hand einer Zensur, deren Blödsinn das vierfüßige Vieh überbot! Wahrlich, wir wüßten nachsichtig zu sein.

Es gibt aber eine Sorte von Dummheit, welche mit einem viel böseren Gifte versetzt ist, eine Dummheit, für welche kein Polizei- und Jesuitenstaat entschuldigend spricht, eine Dummheit, welche auch dem besten und freiesten Staate die Schmach ihrer Existenz zufügen würde, weil sie existiren und unverbesserlich bleiben will. Die Dummheit, welche sich selbst will, die Willensbosheit der Dummheit, die ist's, welche wir ohrfeigen.

Man ahnt, was wir meinen.

In den pöbelhaften Zuschriften dieser mit Bosheit vereinigten Dummheit sind wir regelmäßig mit preußischem Gelde bestochen. Es liegt auf der Hand, daß die einfache und ehrliche Dummheit nicht dumm genug zu einer solchen Anschuldigung wäre, denn sie würde sich noch immer Folgendes sagen: Der preußische Gesandte geht mit einem Geldsack herum und korrumpirt die Wiener Presse. Gut. Aber was thut denn inzwischen Frankreich, der Erzvater der Korruption? Könnte der französische Gesandte nicht

auch mit einem Geldsacke herumgehen und die Wiener Presse bestechen? Ja, noch mehr. Die Czechen, die Ungarn, die Polen, fürchten den Aufschwung der deutschen Macht und sind mit lichterloher Rage französisch gesinnt. Gingen vielleicht nicht auch die Czechen, die Polen, die Ungarn in den Redaktionen der wichtigen Hauptstadt mit Geldsäcken herum? Heissa, Geld wie Mist! Drei, vier Geldsäcke, aus welchen die Wiener Presse schöpfen konnte, wenn sie französisch werden wollte! Warum ist sie deutsch und zieht das preußische Angebot allen übrigen Angeboten vor? Da stehe ich also vor einer Wahl und einer Neigung des Herzens; aber siehe da, wozu brauche ich jetzt noch den schmutzigen Umweg über die Korruption? Wenn ich schließlich doch wieder nur bei einer Herzensneigung ankomme, so giebt mir ja die Herzensneigung auch schon den Ausgangspunkt der Erklärung, welche ich suche. Die Wiener Presse ist deutsch aus natürlicher Herzensneigung.

Dieser graden Linie, zu schließen und zu folgern, wäre zur Noth noch der Einfältigste mächtig; wir schmeicheln uns nicht, ein verwickeltes Problem der Logik erfunden zu haben. Nur der vorgefaßte böse Wille kann die grade Linie mit der krummen, kann die natürliche Erklärung mit einer gemachten und hergeholten vertauschen. Niemand braucht den Glauben an fremde Schlechtigkeit, wenn nicht zur Harmonie mit eigener Schlechtigkeit.

Eine Redaktion erträgt jeden Widerspruch, aber auf einen setzt sie eine Ohrfeige: wenn Du nicht meiner Meinung bist, so bist Du kein ehrlicher Mann.

Diese Ohrfeige sei dem anonymen Schimpfgesindel hiemit solennniter ertheilt. Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige, — eine Ohrfeige, woran es hundert Jahre genug haben mag!

Es ist keine einzelne Hand, welche so schwer niederfällt, es ist die Wucht eines Prinzips. Mit dem Kothe, womit man uns zu bewerfen den anonymen Muth hat, —

wir wissen es nur zu gut — bewirft man jeden unserer Kollegen, welcher deutsch gesinnt ist; und wer ist es denn nicht? Gott sei Dank, sie sind es Alle, die ganze Wiener Presse ist es — mit zwei oder drei Ausnahmen, welche überhaupt nicht zum Publikum sprechen, sondern in ihrer Druckerei blos aus einer Ecke in die andere. Was jenes gallische Frevlervolk erfährt, soll. auch sein Wiener Affe erfahren, daß deutsche Hiebe nicht sanft sind. Deutschland straft, Deutschland, das sich in der volkreichsten deutschen Stadt nicht ungestraft beschimpfen läßt!

Ein Straßenköter mag mit angeborener tückischer Lust einem rollenden Wagen nachkläffen; er wird aber längst in sein Hundeloch gekrochen sein und nach Athem schnappen, der ihm ausgegangen, denn die Wagenreihe ist unabsehbar und fünfzig Millionen Sieger sitzen darin!

Das Rad der deutschen Nationalgröße ist im Rollen und was heißt es anders, die Größe empfinden, als sie mit Stolz empfinden? Das stolzeste Wort ist das erlaubteste! Die französische Zunge in Ehren, die uns den Stolz, als letzten Schliff unserer sittlichen Vollkommenheit, angerathen hat! Sehr mit Recht sagt die Frau Stael von uns Deutschen: Ce sont les seuls hommes peutêtre, auxquels on pouvait conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs. *)

Ein guter Rath, und bei Gott, wir befolgen ihn! Wir haben ihn heute, diesen Stolz, der den deutschen Charakter verbessert!

---

*) Das sind vielleicht die einzigen Menschen, denen man anrathen möchte, stolz zu werden, als ein Mittel um noch besser werden.

„Monsieur mon Frère."

10. November 1870.

Nicht ohne Grausen kann man sich dem Gedanken überlassen, was wohl geschehen wäre und welche Opfer Deutschzu bringen gehabt hätte, wenn — der König von Preußen in französische Kriegsgefangenschaft gerathen wäre? Für die Auslösung dieses Gefangenen hätte sein Volk mit Land und Leuten, mit seinem letzten Blutstropfen, mit dem letzten Pfennig seiner ärmsten Witwe einzustehen gehabt. Seine Auslösung wäre die Pflicht und die Ehrensache von vierzig Millionen gewesen.

Es kommt umgekehrt, und der Kaiser der Franzosen geräth in deutsche Kriegsgefangenschaft. Was thut hierauf „sein" Volk? „Sein" Volk sagt einstimmig: Fort mit dem Hallunken! Danken wir Gott, daß wir ihn los sind! Wir kennen ihn nicht, er kümmert uns nichts, er geht uns nichts an. „Der Mann von Sedan" hat nichts gemein mit uns, wir sagen uns los von ihm.

Und mit diesem Manne hat man sich auf den Fuß der Gleichheit begeben! Die legitimen Erbfürsten von Gottesgnaden und der Mann von Sedan waren unter einander — Monsieur mon Frère.

Als Konsequenz davon steht jetzt der Sieger in einer Verlegenheit da, die ohne Beispiel ist in der Weltgeschichte. Er hat den Zweck jedes Krieges und Sieges erreicht, seine Aktion ist nach allen Regeln der Kunst und nach allen Gesetzen der Vernunft reif zum Frieden, aber die Hand, welche den Krieg erklärt hat, ist verschwunden zur Unterzeichnung des Friedens! Es war die Hand — nicht eines Fürsten, welcher das Recht hat, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, sondern die Hand eine Spielers, welcher blos die Erlaubniß hatte, zu gewinnen, nicht aber zu verlieren. Als er verlor, wurde er schimpflich verleugnet, preisgegeben, abgesetzt!

Und von diesem Spieler hat man sich überhaupt Krieg

ankündigen lassen! Diesen Spieler haben die Legitimen als Ihresgleichen, ja als den Ersten unter ihnen gelten lassen, weil er vor zwanzig Jahren eine Republik über den Haufen warf, den scheinbaren Feind des legitimen Gottesgnadenthums! Aber daß das Verbrechen, ein Staatsgrundgesetz umzustürzen, auch wenn es ein republikanisches wäre, niemals der Legitimität dienen kann, daß für das Legitimitätsprincip ein böseres Rattengift als der Name Republik doch noch der Name Eidbruch und Verfassungsbruch ist, das bedachte es schon nicht mehr, das legitime Gottesgnadenthum!

Es nachträglich zu bedenken, wäre vielleicht jetzt die gute Gelegenheit.

Möchte man nicht von einer Strafe Gottes reden, wenn man jetzt einen ruhmgekrönten Sieger vom legitimen Fürstengeschlechte in der fast komischen Verlegenheit dastehen sieht, den Frieden, den er sich zu seiner höchsten Ehre erkämpft hat, — nicht nach Hause bringen zu können?! Man hat in diesem Kriege viel von einer Vorsehung Gottes und von einer Fügung Gottes gesprochen, und wenn sich Andere darüber moquirt haben, so war das just nicht nach meinem Geschmacke, denn die Kirche des Atheismus sollte nicht so intolerant sein, wie sie es sonst an den Pfaffenkirchen getadelt. Statt dem frommen Jargon die Toleranz zu versagen, möchte es leicht das bessere Stratagem sein, ihn beim Worte zu nehmen und seine eigene Sprache zu sprechen. Hat euch die Fügung Gottes und die Vorsehung Gottes den Sieg verliehen, so ist es offenbar die Strafe Gottes, wenn euch nach dem Siege der Frieden versagt bleibt, — die Strafe dafür, daß ihr das Gottesgnadenthum so sehr vergessen und einen „Bruder" genannt habt, was die bürgerliche Moral einen „Verbrecher" nennen durfte.

Diese Betrachtung wäre, genau genommen, legitimistisch; denn der reine Legitimist, der theoretisch-strenge und fanatisch-ehrliche Ultra hat allerdings gleich vom Anfange her

mit der Konsequenz seiner Narrheit ganz richtig gefordert: die Thatsache des Kaiserreiches nicht anzuerkennen. Der 2. Dezember, der sich in den Besitz der Macht setzte, das allgemeine Stimmrecht, welches Bäh und Mäh dazu sagte, das ganze illegitime Treiben sollte nach dem Wunsche der Ultra-Legitimisten mit einer Intervention bekämpft werden.

Aber haben *wir* das gefordert, *wir* das gewünscht? Natürlich nicht. Und hier ist es, wo unsere Reflexion, die auf ein Haar legitimistisch aussah, die demokratische Wegscheide betritt und just die entgegengesetzte Nutzanwendung zieht. Wir sagen nämlich umgekehrt: *weil* es Narrheit gewesen wäre, die Republik, den Staatsstreich, das Kaiserreich mit einer Intervention zu bekämpfen, *weil* es heutzutage öffentlicher Verstand ist und festester Grundsatz des öffentlichen Verstandes, jedes Volk sich regieren zu lassen, wie es will: *deshalb* steht das Regentenmetier überhaupt außer dem Begriff der Legitimität und der Gottes-Gnade, sondern ist eine simple menschliche Thatsache wie jede andere. Daß purpurgeborene Erbfürsten einen Verbrecher als „Monsieur mon Frère" annehmen müssen, daß Kaiser und Könige einen Kaiser als Kollegen annehmen müssen, welcher eigentlich kein Kaiser ist, sondern ein hergelaufener Parvenü auf Kündigung: das Alles schmeckt herzlich wenig nach einer Gnade Gottes, — viel eher nach einem Schabernak des Teufels.

Und das ist der eigentliche Sinn der Situation, die wir jetzt sehen. Ein König erhält von einem Kaiser eine Kriegserklärung, er zieht in den Krieg gegen ihn aus, überwindet ihn, will Friede mit ihm schließen, und — der Kaiser verduftet ihm unter den Händen! Er purzelt die ganze Stufenleiter der Würde herab, vom Kaiser zum gemeinen Abenteurer, welchen alle anständigen Menschen einen Gauner nennen! Der König steht jetzt da und muß warten, bis in die Löwenhaut, aus der ein geprügeltes Thier herauskroch, irgend etwas Anderes hineinkriechen will. Das ist peinlich!

Welcher Reflex fällt damit auf die Legitimität und das Gottesgnadenthum selbst!

Es wundert mich, daß noch kein einziges demokratisches Organ die vielbesprochene „Unmöglichkeit, Frieden zu schließen", aus diesem Gesichtspunkte besprochen hat. Ist es doch das Beißendste, das Vernichtendste, was der Zufall erfinden konnte, um die Menschen über den Nimbus des Gottesgnadenthums aufzuklären. Man wird künftig keinen einzigen Beweis gegen diesen asiatisch-veralteten Anspruch brauchen als — die Friedens-Schwierigkeit von 1870.

Stimmungs-Ebbe.

Der Krieg hat angefangen, die Gemüther mürbe zu machen. Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, sagt Luther, ein Wort, das Einem täglich hundert mal einfällt. Und „das trotzige Ding" der Franzosenfreunde hat gelegentlich schon sehr hoch geschlagen und das „verzagte Ding" der Deutschgesinnten macht einen kleineren Puls. Und wer dabei links und rechts zu kurz kommt, das ist, wie immer, — die Wahrheit. —

Die Franzosenfreunde fordern mich auf, „die zähe Ausdauer" oder wohl gar „die heldenmüthige Widerstandskraft", ihrer Lieblinge zu bewundern. Ich kann ihnen diesen Gefallen nicht thun. Wenn der Franzose Pflug und Hobel einmal verlassen hat, so verwandelt sich Niemand leichter als er — in den militärischen Bummler. Das wußte ich längst. Sein ganzer Naturtrieb ist communistische Gleichheit und seit ein classischer Ausdruck derselben — die Mönicherei — aufgehört hat, ist ihm der wahre Himmel des Communismus — die Soldaterei. Jeder in gleicher Uniform, Jeder in gleichem Solde, über dem Ganzen die confessionslose Vorsehung, die Kriegscassa, — ah quel plaisir

d'être soldat! Hinter sich die verhaßte Arbeit, vor sich das Abenteuer, der Tod ungewiß, die Löhnung sicher — nichts ist französischer. So kenne ich den Celten seit zweitausend Jahren. Wenn es Leute giebt, die das überrascht, so überrascht sie eben Alles, was aus dem Quell der Natur auf die Oberfläche hervorkommt. So haben sie das Wort Ethnographie zwar gehört, aber jede einzelne ethnographische Erscheinung ist ihnen eine Ueberraschung und ein Wunder.

Das Soldatwerden des Franzosen imponirt mir demnach nicht im geringsten. Noch weniger imponiren mir seine Heldenthaten. Ich frage nämlich: wo sind sie? Und siehe da, Niemand kann sie mir zeigen. Selbst die der berühmten Loire-Armee nicht. Die Sache ist kurz und gut diese: Wo sich bisher deutsche und französische Heere begegneten, wurden die französischen augenblicklich geworfen. Die Loire-Armee wurde von Orleans auf Blois und Le Mans ein wenig langsamer geworfen, aber auch geworfen. Das ist Alles.

Auch das kann ich nicht anstaunen, daß die Franzosen, nachdem sie 300,000 Mann in die Kriegsgefangenschaft verloren, überhaupt noch Armeen aufstellen. Die Franzosenfreunde stellen sich, als müßte man darüber außer sich vor Bewunderung sein, während ich nichts bewundere, — als den Schwindel dieser Bewunderung. Habe ich doch immer gehört, daß Frankreich und Deutschland je eine Million Streiter aufstellen können. Wie sollen sie also beim ersten Drittel schon zu Ende sein? Positiv ist nur eins: 300,000 Mann in die Kriegsgefangenschaft zu verlieren, ist nach allen militairischen Begriffen der größte und unauslöschlichste Schimpf, ein Schimpf, von welchem in allen Geschichtsbüchern der Europäer und Asiaten nicht einmal annäherungsweise ein ähnliches Beispiel vorkommt und welchen die Franzosen ganz allein und zuerst auf sich geladen. Daß sie diesen Schimpf wett gemacht hätten, durch Nachschieben einiger schwächlicher und zerfahrener Armeecorps,

kann nur derjenige behaupten, welcher gewohnt ist, lebensunfähige Behauptungen viel sorgloser in die Welt zu setzen, als ein Insect seine Eier. — Im Grunde kann man sagen, das große und kriegerische Frankreich kämpft gar nicht mit der deutschen Invasion, welche fest gebannt vor Paris liegt, — sondern blos mit jenen Bruchtheilen derselben, welche für den Landkrieg entbehrlich sind, und selbst mit diesen kämpft es noch immer erfolglos. Wer das bewundert, der will eben bewundern, —

Und doch hat die Betrachtung dieser ärmlichen Dinge das deutsche Gemüth herab gestimmt und kriegsmüde gemacht, — was ihm freilich zur Ehre gereicht, denn es beweist eben die friedlichen Instincte des Deutschen, jene milde und sittliche Natur, welche, wenn ihr der Krieg aufgedrungen wird, zwar kriegerisch sein kann, von Haus aus aber es nicht ist und das Blutvergießen nicht liebt.

Aber jede Tugend ist vor ihrem eigenen Uebermaß zu warnen. Deutschlands Ueberdruß am Kriege ist eine Schönheit seines Gemüthes; wir wünschten nicht, daß ein Fehler seines Denkens daraus würde. Und der gangbarste Denkfehler wird schon dadurch gemacht, daß man überhaupt bedenken will, was man beruhen lassen sollte. Wie der Orientale durch seinen Fatalismus die Natur allzu sehr ehrt, weil er ihr den Menschengedanken zu schüchtern entgegensetzt, so beleidigt sie der Europäer, indem er mit seinem unaufhörlichen Denkkitzel und Denkreiz an ihren Thatsachen zerrt, und Gründe und Ursachen sucht, und wie es so und anders und besser sein sollte, auch wenn es auf der Hand liegt, daß sie nur so und nicht anders sein kann und daß nichts weiter übrig bleibt, als sie mit Bescheidenheit anzuerkennen.

Wenn irgend eine, so ist der gegenwärtige Krieg eine solche Thatsache der Natur. Wir wüßten nicht, was daran zu ändern wäre und an welchem Punkte ihres Verlaufes

sie zu ändern gewesen. Denn wenn kriegsmüde Deutsche z. B. sagen: man hätte nach Sedan Frieden schließen sollen, so ist das eben ein Denkfehler schwersten Kalibers, unverzeihlich und unbegreiflich. Man hätte nach Sedan Frieden schließen sollen! Wer ist dieser „man"? Zum Frieden schließen gehören zwei; hat Frankreich den Frieden nachgesucht? Und hätte ihn König Wilhelm ungebeten verschenken sollen? Was für einen Preis hätte Frankreich für den Frieden bezahlt? Kriegscontribution! „Nicht für ein Stück Geld haben wir den König auf der Wahlstatt gelassen", läßt unser hochherziger Schiller seinen Wrangel sagen; und nicht für ein Stück Geld habe ich mein Volk auf der Wahlstatt gelassen, hätte Deutschland gesagt. Die 40,000 Deutsche, welche von Wörth bis Vionville die Schlachtfelder bedeckten, hätten doch eben so schwer wiegen wollen, als der Eine Gustav Adolf. Also Schleifen der Festungen! Gut daß inzwischen die Pontusfrage eintrat, denn wir wissen nun, was solche Verträge werth sind. Der erstarkte Feind baut nach einigen Jahren die geschleiften Festungen auf. Das ist freilich ein Vertragsbruch, aber er *will* auch den Vertrag brechen. Er bekennt sich offen dazu. Er fordert heraus, und der Herausgeforderte muß den Kampf zum zweiten mal aufnehmen. Gilts aber einen zweiten Krieg mit Frankreich, so ist doch nichts simpler, nichts selbstverständlicher, als daß sich Deutschland bei der gewissen Voraussicht eines solchen Kampfes, so lange es selbst das Heft in der Hand hatte, wenigstens in die menschlicherweise sicherste Verfassung dagegen zu setzen wünschte. Das aber ist der Besitz der erhaltenen Festungen, welcher den Kampf um geschleifte Festungen von selbst ausschließt.

Diejenigen, welche einen Frieden auf Kriegscontribution und geschleifte Festungen befürworten, verhehlen sich übrigens selbst nicht, wie materiell werthlos ein solcher Friede gewesen wäre und lieben es dafür den Ton auf den moralischen Gewinn zu legen, welchen Deutschland durch die

Großmuth einer solchen Friedensgewährung fett und lecker davon getragen hätte. —

Dieser moralische Gewinn kommt mir aber nicht nur nicht fett vor, sondern wäre ein herzlich magerer, zäher und unverdaulicher Bissen gewesen, ein elender Brocken in jeder Beziehung. Erinnern wir uns nämlich, wie sehr die Seele aller Südländer der Vortheil ist und wie sie ein freiwilliges Verzichten auf einen Vortheil absolut nicht begreifen, wenigstens nicht als Großmuth begreifen, sondern einfach als Schwäche, Demuth und nebelköpfige Tölpelei der nordischen bruta bestia. Die ganze Literatur des Verkehrs zwischen Nord- und Südländern bezeugt mit einer überwältigenden Uebereinstimmung diesen ethnographischen Satz. Hinter dem ersten Grenzstein der romanischsüdlichen Zone hört die Großmuth auf, eine Tugend zu sein und wird eine Narrheit. Sie imponirt nicht, sie macht lächerlich und verächtlich. Sie erweckt nicht Dankbarkeit, sondern blos den Kitzel des Mißbrauchs. Gebt nach dem Tage von Sedan den Franzosen einen großmüthigen Frieden und seid heilig versichert, sie schreiben in all' ihre Geschichtsbücher: Schon der bloße Name der Republik scheuchte die nordischen Söldnerheere von unserem geheiligten Boden. Jenes Zauberwort, vor dessen schrecklicher Majestät die Könige erblassen . . . ꝛc. ꝛc. Nicht aus Großmuth machten die Deutschen dann Frieden, sondern sie gaben das Fersengeld eines panischen Schreckens — vor der Republik, vor Jules Favre und Victor Hugo! Das würde Dogma für jeden Franzosen geworden sein. Die französische Selbstüberhebung, diese permanente Kriegsgefahr für Deutschland, erhielt eine neue üppige Nahrung und für die Zukunft bliebe, ja stiege die Gefahr. Der Franzose hätte die deutsche Großmuth noch weniger ertragen, als den Verlust von Elsaß und Lothringen. —

Wie empfindlich man heute, wo der Krieg überhaupt für abstellbar gilt, ganz besonders gegen Cabinetskriege ist!

Aber wenn der König von Preußen einen Frieden schloß, welcher zwischen Deutschland und Frankreich nicht reinen Tisch machte, einen unpolitischen Großmuths-Frieden, welcher kaufmännisch zu reden, unter seinem Preise verschleudert war; hätte das den Krieg nicht wirklich zu einem Kabinetskrieg herabgewürdigt? Wäre es nicht thatsächlich ein bloßes Degen-Duell zwischen zwei großen Herren gewesen, wenn mit der Uebergabe des Degens von Sedan die Sache aus war? Das bedenke man doch! Man bedenke es ernstlich und mit ganzem Gewissen, denn heute kann man selbst Demokraten so reden hören, als ob ein übereilter Großmuths-Frieden nach Sedan das Rechte gewesen wäre. Ich kann mich nicht genug wundern! Entgeht es denn den Demokraten, wie sie dadurch einen Krieg, der auf deutscher Seite als geheiligter Volkskrieg gemeint war, zu einem ihrer schlecht beleumundeten Cabinets-Kriege und Herren-Duelle ausarten lassen? Ja, und ist es vollends demokratisch, einen solchen Königsfrieden, der doch ganz und gar kein Volksfrieden gewesen wäre, nur für möglich zu halten? Nicht den Selbstherrscher aller Reußen, nicht den Großkhan der Tataren, geschweige einen deutschen Fürsten, möchte ich mir so mit absolutistischer Machtvollkommenheit ausgestattet denken, daß er es in seinem großmüthigen Belieben hätte, den populärsten Krieg mit dem unpopulärsten Frieden zu beendigen. Heute, wo nach dem Tage von Sedan noch so viele Opfer nothwendig geworden, wo auch die Zukunft noch nicht ihre Früchte sondern blos ihre Forderungen neuer Opfer zeigt, heute mögen schwache und sorgenbeladene Seelen freilich gestimmt sein, Alles aufzugeben und im Stiche zu lassen, was sie bis Sedan geopfert. Aber war denn das immer so? Ist es zu viel verlangt, daß ein Mensch im December sich an den August erinnere? Dieser Krieg hatte mit Leipziger- und Borodino-Schlachten gleich angefangen! Die Nation hatte ein volles Recht, von der Schlacht bei Wörth bis zu den drei mörderischen Schlacht-

tagen bei Metz ihre Leistungen mit dem höchsten Preis zu taxiren und die höchste Meinung zu hegen von der Ausgiebigkeit des Ersatzes, den sie dafür beanspruchen dürfe. Getragen von dieser Meinung hätte jeder deutsche Heerführer Sieg und Siegespreis verfolgen müssen, auch wenn er nicht von dem verfehmten Geschlechte der Könige war, welche die armen Völker auf die Schlachtbank führen. Nichts war populärer als die Schlachtbank und nichts war unmöglicher als ein Frieden ohne Eroberung. Ja es war ein Eroberungskrieg, aber auch ein Volkskrieg. Und müßte es denn immer der Ehrgeiz des Großen sein, welcher erobert? Kann nicht auch ein Volk durch lange Mißhandlungen eines bösen Nachbars zu der Einsicht gedrängt werden, daß es erobern muß, um seine Ruhe, seine Zukunft zu sichern? Deutschland stand auf der Höhe dieser Einsicht, als es, mit dem unerhörtesten Uebermuth angefallen, in beispielloser Kriegsbegeisterung aufflammte und den Kampf augenblicklich in seiner wahren Natur erkannte, als den längst vorhergesehenen und erwarteten Entscheidungskampf zwischen der germanischen und romanischen Race. Nie war ein Kriegsprogramm schneller formulirt und allgemeiner angenommen als der Ruf: Elsaß und Lothringen! Er bedeutet das Principat der germanischen Race, wie die „Rheingrenze" die Hegemonie der lateinischen bedeutet. Daß der Kampf auf diese Spitze gestellt sei, diese Erkenntniß war augenblicklich das Gemeingefühl der ganzen Nation. Der König von Preußen kommandirt in Wahrheit einen Nationalkrieg und handelt im Auftrag eines demokratischen Gedankens. Diese Wahrheit darf nicht veralten. Ich möchte ihre demokratische Natur darum nicht mißverstehen, weil zufällig das demokratische Fabrikzeichen daran fehlt.

Für männliche Herzen giebt es demnach nur die Eine Parthie: den Krieg ohne Murren und ganz besonders ohne Querreden mit Standhaftigkeit auszudauern. Denn freilich ist es keine Kunst, im Glücke mit sich einig zu sein; aber

schön ist es, bei der Wahrheit zu bleiben und ihr die Ehre zu geben, auch wenn sie nicht mehr die Züge der Schmeichlerin, sondern ernstere Züge zeigt. —

Zufälle.

17. December 1870.

Wer kann es dem Volke verdenken, wenn es nicht an den Zufall, sondern an den Zusammenhang der Dinge glaubt, — welcher Glaube, wo der Zusammenhang nicht nachweisbar, einstweilen Aberglaube heißt.

Es ist nur ein Zufall, daß im Jahre 1870 Voz und Dumas gestorben sind, die zwei beliebtesten Erzähler Europas. Aber wie richtig wählten sie das Jahr ihres Todes! Wo Chassepot und Krupp reden, haben Roman und Novelle zu schweigen. Das ist klar. Wenn das Ohr des Publikums der Kanonier besitzt, so kann es nicht das Heimchen im Wandschrank besitzen. Straßburgs Ruinen sind keine Illustration zu Litle Doritt und die Gascogner in Tours und Bordeaux wissen noch viel schöner zu lügen, als der phantasievolle Gascogner Dumas. Es ist geschmacklos, überflüssig zu sein, und die zwei angenehmsten Plauderer Europas hatten den guten Geschmack zu verstummen. Die Lectüre voll Effekt, voll Sensation und fieberhafter Spannung lieferte — das Telegramm in drei Zeilen; was sollte da der spannende und effektvolle Sensationsroman in drei Bänden? Der Roman starb, als die Wirklichkeit seine Funktion übernahm. Voz und Dumas starben im großen europäischen Kriegsjahre 1870, und wenn es ein Zufall ist, so ist es ein merkwürdiger Zufall!

Im Jahre 1770 wurde Beethoven geboren und im Jahre 1870 wird das deutsche Reich geboren. Wieder

ein Zufall! In welchen Zusammenhange steht es, daß heute ein Musikant geboren wird und heute über hundert Jahren seine ganze Nation wieder geboren wird? Natürlich in keinem! Es ist ein Zufall — aber ein merkwürdiger Zufall!

Bei der neunten Symphonie und bei dem Trauermarsch der Eroica kann Jedermann Alles oder Nichts denken. Beethoven hat niemals gesagt: Jeder Zoll ein König! Beethoven hat niemals über die Pforten der Hölle geschrieben: Laßt alle Hoffnung draußen, die ihr hier eintretet! Beethoven hat das Erhabene nicht gesagt, sondern empfunden. Beethoven redet nicht durch seine Ideen zu uns, sondern durch sein Gemüthspathos. So können wir auch von ihm nicht in der Begriffssprache reden, sondern in der dunklen und stummen Sprache der Bilder und der Umschreibungen.

Aber was immer für eine Sprache wir haben, wir kennen genau die Größe des Mannes. Seine Mitmenschen bewundern ihn, sie sollten mit einer Art Staunen und Grausen erschrecken. Er ist ein Wunder, er ist eine Erscheinung. Er ist nicht von dem Geschlechte der Millionen, er ist von dem Geschlechte, das die Natur langsam zählt — eins, zwei, drei, in tausend Jahren! Selbst das vulkanische, ewig fruchtbare und thaten-schwangere Italien hat nur zwei solche Menschen hervorgebracht: Dante und Michelangelo. Den dritten zeugten die Insel-Germanen in Shakespeare. Den vierten die Kontinental-Germanen in Beethoven.

Im Jahre 1770 war Deutschland leer, langweilig und philisterhaft. Der Spiritus des siebenjährigen Krieges war fort und der Spiritus der Weimarer Literaturperiode noch nicht da. Eine Nation, die in ihrer schlechtesten Stunde ihre Besten erzeugt, in ihrer kleinlichsten Stimmung ihre Kühnsten und Gewaltigsten — wen wundert es, daß sie hundert Jahre später sich die Krone der Hohenstaufen

auf's Haupt setzt? Und umgekehrt; wenn sie aus Ohnmacht, Schwäche, Zwietracht, Bürgerkriegen und Parteihader plötzlich herausschreitet mit dem breiten majestätischen Schritt der alten Kaiser-Gangart — wird sie nicht Vorläufer vor sich hergeschickt haben? Wird das Szepter Karls des Großen, das sie von Neuem ergreift, nicht seinen Schatten geworfen haben? Eines Tages ergriff ein löwenmähniger Mann einen Taktirstab und gebot damit — den Geistern der Eroica. Kein unwürdiges Sinnbild jenes Szepters!

Aber, wie gesagt, beweisen kann ich einen solchen Zusammenhang nicht. Er muß geahnt und geglaubt werden. Das Volk hat seine „Zeichen", der Gebildete hat sein Lächeln darüber. Manchmal aber thäte der Gebildete gut, nicht zu lächeln — sondern selber zu glauben.

Größen-Schauer.

Herr, ich stottere mit der Zunge. Herr ich bin der Rede nicht mächtig. Herr, schicke meinen Bruder Aaron.

So wehrte sich Moses gegen Gott — im Schauer des Menschen vor seiner eigenen Größe. Als jener räthselhaft ungeheure Mann den Gedanken faßte, ein Volk von Sklaven aus der Mitte eines größern geordneten Kriegerstaates heraus in die Freiheit zu führen, da schwellte nicht Ehrgeiz seine Brust, da begeisterte nicht Heldenruhm seine Seele, nichts von alledem. So französisch und theatralisch ging es nicht zu; es ging wahrer und menschlicher zu. Die Kniee schlotterten ihm, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne und die Zähne klapperten ihm. Durch alle Fugen seiner Seele riß das schmerzliche Wachsen ins Ungeheure; er hätte sich gerne die Kraft, die ihn zu sprengen drohte,

verleugnet. In tausend Ausflüchten widerspricht er seinem Gott; — aber aus allen Ausflüchten hören wir heraus: du bist der Mann und kein Anderer, der die That thun wird. Nicht wer zu der Größe sich drängt, sondern wer vor der Größe schaudert, ist ein Weltheld.

Vater, wenn Du willst, so laß' diesen Kelch an mir vorübergehen, betet Christus am Oelberg. Am Vorabend jener geheimnißvollen That, wodurch der „wahre Mensch" sich für Millionen von Gläubigen als „wahrer Gott" legitimirt, überkommt ihn die Angst dieser That. Er bebt zurück vor dem großen Schritt, welcher aus den Grenzen der Menschheit herausführt. Er bricht zusammen. Ein Engel des Himmels muß ihm zu Hilfe kommen, um den Verzagenden aufzurichten.

Der große Befreier Europa's, der Erderschütterer Luther, der allein die That einer ganzen Menschheit thut, schreibt an Kaiser Karl mitten aus seinen Blitzen und Donnern heraus, die rührenden Worte: „Für meine Person hätte mir nichts Lieberes widerfahren können, was ich auch vom Herzen begehrte, denn daß ich in meinem Winkel oder meiner Zelle hätte verborgen sein und bleiben können."

Und Cromwell, jenes feurige Heldenschwert, dem wir es einzig danken, daß in Europa ein Musterbild und ein Modell der Freiheit noch übrig geblieben, seufzt weder feurig noch heldenhaft, sondern wie ein friedlich umgrünter Landjunker, aus dem Innersten seiner Seele: „O hätte ich Flügel gleich einer Taube, daß ich hinwegflöge und irgend wo Ruhe fände! Ich würde lieber einen Schäferstab nehmen, als das Protektorat!"

Daß uns die Schriftsprache diese vier Zeugnisse aufbewahrt hat, gehört zu den glücklichsten Ereignissen der Menschengeschichte. Ich wüßte nicht, wie groß und zahlreich die Bibliothek sein müßte, welche mehr und Tieferes sagen wollte, als diese vier Worte sagen.

Und ist es ein Zufall, wer sie sagt? Zwei dieser Stimmen gehören den Juden und zwei den Germanen. Also den seelenhaftesten Völkern der Erde! Jenen zwei Völkern, welche vor allen übrigen die Mission hatten, den Spiritualismus und den Idealismus durch diese Welt der Materie zu tragen. In dem wehmüthigen Brüten des Achilles und in seiner Antwort, welche er den weissagenden Rossen gibt, klingt ein leiser verwandter Ton auch bei den metaphysisch-angehauchten Griechen an, dagegen keine Spur mehr davon bei den Römern, diesen brutalen Virtuosen der materiellen Begierde. Noch weniger bei ihren Mestizen, den Romanen. Sie lieben die Größe, aber nie hat sie die Größe durchschauert. Was Moses, was Jesus von Nazareth, was Luther und Cromwell empfunden, als sie in ihren größten Lebensmomenten ihre kleinlautesten Worte gesprochen, das hätte nie ein Lafayette, ein Mirabeau und Napoleon empfinden und sprechen können. Jene erhabene Trauer, die sich auf den Helden herabsenkt, wenn ihm die Natur versagt, was sie Allen gewährt, das liebe mütterliche Band der Gewohnheit, das ihn vor Sturz und Schwindel bewahrend, treu ans Bekannte bindet; jenes weinende Weh, das ihn beschleicht, wenn er zu ahnen anfängt, er fällt aus der Kette der Menschen ins Uebermenschliche hinaus; was er hat, ist nicht für ihn, wie der Löwenmuth für den Löwen; die Natur bezweckt mit ihm nicht seinen Lebensmoment, sondern die Ewigkeit: er wird weniger Ruhe und Glück haben, als der Geringste, weil er der sturmvolle Stammvater für Ruhe und Glück von Millionen ist und seine Kräfte nicht seiner Selbsterhaltung, sondern der Welterhaltung gehören; dieser Schauer der Größe ist nicht romanisch. Romanische Heldengröße bezieht sich ja just auf den Ichzweck und auf den Lebensmoment, auf die Person und ihr Glück. Sie ist wie das Genie des Schauspielers, welches augenblicklich belohnt wird, nicht wie des Dichters oder Philosophen, wirkend ins Unbegrenzte. Kann man

doch „wirken“ und „zeugen“ in romanischen Sprachen kaum ausdrücken! Sie sagen tausendmal eher „faire“, als sie ein einziges Mal „naître“ und „croître“ sagen. Romanisch ist das Machen, nicht das Wachsen und Werden. Aber das Machen ist auch das Mechanische. Das Machen macht vor allem Freude. Da es nicht ewig ist, sondern endlich, so liegen Anfang und Ende nahe beisammen, vollkommen faßlich, handlich, übersehbar, — ein Fertiges, ein Erfolg! Das Werden und Wachsen macht vor allem Schmerz. Nicht im Herbst, sondern im Frühling stirbt von den Pflanzen, was sterblich ist. Nur das Urgesunde und Wurzelgerechte hält den Werdeschmerz aus, aber Schmerz ist es immer und hätten die Bäume Stimmen wie die Thiere, so hörten wir im Frühling ein Seufzen und Schreien, daß uns das Herz erblaßte! Hören wir doch eine Ceder, wie Moses, seufzen: ach, wär' ich nicht Moses, sondern mein Bruder Aaron! Hören wir doch eine Eiche, wie Cromwell, erschauern: ach, wär' ich eine Taube! —

Wohlan, meine Herren, wie machen wir die deutsche Einheit? Könnten wir sie nicht in Reden machen, die wir in Frankfurt halten? oder in Reden, die wir in Stuttgart halten? oder in Reden, die wir in Erfurt halten? Könnten wir nicht eine weiße Kravatte vorbinden, ein Blatt Velinpapier kalligraphisch beschreiben und zum König von Preußen sagen: da hast Du die deutsche Kaiserkrone?

Eine weiße Kravatte, ein schwarzer Frack, gelbe Handschuhe, ein Blatt Velinpapier, ein Kalligraph, und nicht zu vergessen, ein Schwur, vor Allem und ganz besonders ein Schwur: das sind in der That die ausreichenden Ingredienzien zu einer Verfassung — in romanischen Landen. Aus verschiedenen Gründen reichen sie im Deutschen nicht aus. Um nur den ersten und letzten Grund zu nennen, so sagt die deutsche Sprache bei weitem nicht so oft „machen“, als die französische „faire“ sagt. Desto öfter

sagt sie: entstehen, zeugen, werden, wirken, wachsen, ja sie sagt sogar das wunderbare Wort „walten", was ihr in der ganzen Welt kein Mensch mehr nachsagt. Hätten die Eichelfresser, welche mit nackten Armen und Beinen das marmorene Rom zerstörten, nichts weiter gehabt, als eine Sprache, in welcher man „walten" sagen kann, sie hätten damit allein ihr Recht legitimirt, das marmorene Rom zu zerstören. Der alte Attinghausen sagt: sie sind begraben Alle, mit denen ich gewaltet und gelebt; aber auch das Gesangbuch sagt: wer nur den lieben Gott läßt walten. Wer waltet also? Der Mensch und der Gott! Waltend werden Mensch und Gott Mitarbeiter an einem gemeinsamen Werke. Walten liegt auf der Grenze der Menschengeschichte und der Naturgeschichte. Walten macht die Menschenthat zu einem Naturwerk, walten verbindet die Zeit mit der Ewigkeit, die Erde mit dem Himmel. Walten ist ein Baum — der einzige Baum, der wirklich in den Himmel wächst. Und der Baum ist ein Deutscher!

Darum haben wir die deutsche Einheit nicht gemacht, als wir eine weiße Kravatte vorbanden und eine Adresse auf Velin überreichten, welche wir die deutsche Kaiserkrone nannten. Das wäre allerdings sehr leicht, sehr lustig gewesen, aber es wäre auch gemacht gewesen, d. h. romanisch und nicht deutsch. Nein, wir haben die deutsche Einheit nicht gemacht. Das Schicksal waltete. Aus jenem Lande, wo das Unrecht für Ruhm und die Gerechtigkeit für Dummheit gilt, aus dem Lande der ewig begehrenden Gier nach des Nachbars Hausfrau und nach des Nachbars Gut, erscholl eines Tags die Raubbrunst nach der Rheingrenze unter der Formel: Krieg den Preußen, es leben die Deutschen! Die Deutschen stutzten. In unserem Haushader sagen wir dergleichen wohl selbst, wenn es aber Der drüben sagt, so bedeutet es sicherlich: divide et impera. Aber wir wollen nicht dividirt sein! Und jetzt wurde die deutsche Einheit. Wer hat sie gemacht? Niemand. Sie wurde.

Also wäre der Menschenwille nichts? Er ist Alles! Die Willkür ist nichts. Die Dinge, welche Dauer verbürgen sollen, werden und entstehen im besten Sinne dann, wenn eine organisch-chemische Verbindung eintritt zwischen einem Schicksal, welches außer und über dem Menschenwillen liegt, aber den Menschenwillen entzündet. Willst Du Frankfurt? willst Du Stuttgart? willst Du Erfurt? willst Du einen österreichischen Reichsverweser? willst Du einen preußischen Kaiser? So lange Du so hin und her wollen kannst, bist Du schicksalslos, bist Du im Zustande der Willkür. Zeugend wird der Wille dann, wenn er keine Wahl hat. Der Wille welcher wollen muß, zeugt. Fällt ein Fremder Dein Haus an, so mußt Du einig sein wollen, einig unter demjenigen Hausgenossen, welcher das wuchtigste Schwert hat. Die menschliche Begeisterung, entzündet von einem großen Schicksals-Motiv, das schafft. Schaffen, sagen wir, nicht machen.

So war die deutsche Einheit vom Schicksal geschaffen, nicht vom Faiseur gemacht. Und kraft dieser Göttergeburt war sie in der Geburt schon ein Riese wie Herkules, der Sohn des Zeus. In der Wiege und in der ersten Woche ihres Lebens zerwürgte sie schon die Schlange des zwanzigjährigen, sich unüberwindlich dünkenden Cäsarismus. Auf den Gipfel der Macht und der Siege mit einer einzigen Flutwelle gehoben, konnte sie ruhig wieder zurückrollen.

Wirklich? Vielleicht! Vielleicht; wahrscheinlicher aber, doch nicht. Der Gang von Mainz nach Sedan war freilich um Vieles ernsthafter und positiver, als der Gang von Frankfurt nach Berlin in der weißen Kravatte und mit dem Velinpapier. Aber, — militärisch zu sprechen, — leicht und lustig war er doch auch. Es war ein rascher und brillanter Erfolg — und das ist romanisch. Deutsch ist die langwierige und harte Arbeit. „Hat mich zum Manne nicht geschmiedet die Zeit

und die eherne Noth?" sagt der Prometheus unseres erzdeutschen Goethe.

Und in dieser Schmiede ist jetzt die deutsche Einheit. Eine Prometheus-, eine Titanen-Schmiede!

Und wie fühlt sich dabei der Prometheus, der Titan? Er trauert, er klagt. Er sehnt sich mitten aus seinen Siegen nach dem Frieden heim. Wir hören ihn seufzen: Herr, schicke meinen Bruder Aaron! Vater, laß diesen Kelch vorübergehen! Für meine Person bliebe ich am liebsten in meiner Studierzelle! O wäre ich eine Taube oder hätte ich einen Schäferstab!

Dreimal heiliges, deutsches Herz! Sei gesegnet, sei angebetet! Tänzeltest Du zu Deinen Siegen, wie der Celte an die Pyramiden, an den Ebro, nach Moskau tänzelte, so würden wir bangen unter all' Deinen Siegen. Aber Du siegst mit dem Frieden im Herzen, mit der Sehnsucht nach dem häuslichen Herde, der Quelle aller Menschencultur. Du liebst Deine Siege nicht, Du schauerst vor Deiner Größe. Jetzt ist sie Dir gewiß. Es ist die Größe, nicht des Moments, sondern der Ewigkeit. So walle hin, deutsches Siegervolk, und siege — nicht für den Ruhm, wie die Ichmenschen, sondern wie die Gott-Menschen für den göttlichen Zweck aller Siege — für den Frieden und für die Sicherheit des Friedens!

Das Schwert.

In seinen Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung sagt Thomas Carlyle bei Gelegenheit Mahumets eines seiner goldensten Worte:

„Viel ist darüber gesprochen worden, daß Mahumet seinen Glauben mit dem Schwerte verbreitete. Es ist

ohne Zweifel viel edler, was wir von der christlichen Religion zu rühmen haben, daß sie durch das Wort und die Ueberzeugung friedlich empor kam. Jedoch wenn wir das als einen Beweis für die Echtheit oder Falschheit einer Religion ansehen wollen, so irren wir gründlich. Das Schwert freilich! aber wo euer Schwert hernehmen? Jede neue Meinung befindet sich bei ihrem ersten Auftreten in einer Minorität von Eins. In eines einzigen Menschen Kopf allein, nur da ist sie vorerst. Von der ganzen Welt glaubt sie ein Einziger; hier heißt es: Einer gegen Alle. Daß dieser Eine ein Schwert ergreife und versuche, seine Lehre damit zu verbreiten, wird ihn wenig fördern. Ihr müßt euch euer Schwert erst verschaffen. Im Ganzen muß eine Sache sich verbreiten, wie sie eben kann. Aber auch bei der christlichen Religion finden wir nicht, daß sie immer das Schwert verschmähte, nachdem sie eins hatte. Carls des Großen Bekehrung der Sachsen geschah nicht durch Predigen. Und das Schwert der Kreuzzüge? und das Schwert gegen die Albigenser? gegen die Indianer? Ich kehre mich wenig an das Schwert; ich will es jeder Sache anheim geben, in dieser Welt für sich zu streiten — mit dem Schwert, mit der Rede, wie sie kann. Wir wollen sie predigen, wollen sie pamphletiren und fechten, wollen sie ihr Aeußerstes versuchen und mit Klaue und Schnabel thun lassen, was sie nur immer vermag; sind wir doch sicher, daß sie auf die Länge nicht erobern wird, was nicht verdient hätte, erobert zu werden! Das Bessere als sie, das kann sie nicht verdrängen, sondern nur das Schlechtere. In diesem großen Zweikampf ist die Natur selbst Schiedsrichter und kann nicht unrecht thun."

„Du nimmst Weizen um ihn in den Schoß der Erde zu werfen. Dein Weizen mag mit Spreu, Häckfel, Kehricht, Staub und allen möglichem Abfall gemischt sein — einerlei; du wirfst ihn in die gütige gerechte Erde, sie läßt den Weizen wachsen, allen Abfall aber nimmt sie stille zu

sich, deckt ihn zu und läßt sich nichts weiter drum merken. Der goldene Weizen wächst auf, alles Uebrige verschweigt, die gütige Erde, hat in der Stille auch das Uebrige sich zu Nutze gemacht, hat dem Kehricht gethan, was des Kehrichts ist: ihn zu Dünger verarbeitet; aber dem Weizen gethan was des Weizens ist: ihn aufgehen und Frucht werden lassen." —

„So geht die Natur zu Werke überall. Sie ist wahrhaft und keine Lüge, sie ist groß und gerecht und mütterlich in ihrer Wahrhaftigkeit. Das innerliche Echte, das Wesenhafte, das Gehaltvolle vergeht nie. Daß es echt sein, ein Krafttrieb aus der mächtigen Tiefe der Natur, darauf kommt es an vor dem Richterstuhle der Natur. — Was wir rein oder unrein nennen, ist schließlich bei ihr nicht die Frage; nicht: wie viel Spreu in dir ist, sondern ob du auch Weizen hast. Rein? könnte man auch zu Manchem sagen; ja wohl du bist rein: rein genug; rein wie dürrer trockner Sand. Dein Wesen ist unaufrichtiges Vermuthungswesen, Nachbeterei, leere Formalität; du warst gar niemals in Berührung mit dem großen Herzen der Welt; du bist eigentlich weder rein, noch unrein; du bist nicht; mit dir hat die Natur nichts zu schaffen."

Ob Mahumed mit dem Schwerte, oder Christus mit der Rede erobert hat, dieser Unterschied ist's, wie man sieht, welchen Carlyle mit Recht aufhebt. Er sagt nicht: entweder das Eine oder das Andere; er sagt: sowohl das Eine als auch das Andere. Dem Schwert muß jedenfalls eine Idee vorausgegangen sein, und der Idee wird über kurz oder lang ein Schwert nachfolgen. Wenn Arnold Ruge hübsch genug gesagt hat: Auch die Kanonen sind mit Ideen geladen; so ist es ja nur die umgekehrte Lesung des nämlichen Satzes: Auch die Ideen bedienen sich der Kanonen als Werkzeuge. Es kommt viel darauf an, in dieser Weise die Frage richtig zu stellen, denn gewöhnlich fällt man in den Irrthum, die Eroberungen der Kultur und

die Eroberungen des Schwertes einander gegenüber zu stellen, wie Bejahung und Verneinung, wie Rechtes und Verkehrtes, wie Segen und Unsegen, kurz wie Gegensätze, wovon der Eine den Andern ausschließen soll. Aber nicht Gegensätze sind's, die sich ausschließen, sondern Vorder- und Nachsätze die sich folgen.

Sprechen wir nur gleich, um das nächstliegende Beispiel anzuziehen, dasjenige, welches allen Zeitgenossen zuerst einfällt, von den Eroberungsverhältnissen zwischen Deutschland und Frankreich.

Als die Cultur des vierzehnten Ludwig in Sitten, Trachten, Baukunst, Gartenkunst, Sprache, Literatur unser Deutschland friedlich erobert hatte, wurde die gewaltsame Wegnahme des Elsaß alsbald der sichtbare Leib und die concrete Gestalt dieser Eroberungen. Als die Freiheitsideen der Französischen Revolution die zweite friedliche Eroberung an Deutschland machten, wurde die Wegnahme der Rheingrenze und das Französische Königreich Westphalen, mitten auf der deutschesten Erde und auf dem Boden der Teutoburger Schlacht, eben so folgerichtig der rauhe kriegerische Körper dieser idealen Thatsache.

Mit großer politischer Unschuld sagte daher der Franzose Rénan zu unserm Landsmann David Strauß: Wie schade daß ihr mit Schwertern und Spießen kommt, während wir mit den Herzen zu euch kommen. Wie schade, daß den schönen Literatur-Austausch, ein Austausch von Kugeln unterbricht! Was wollt ihr nur, ihr Teutonen? Wir waren ja ohne dies auf bestem Wege, uns friedlich und geistig von euch erobern zu lassen. Seit Schiller und Goethe hat uns eure Poesie, seit Beethoven eure Tonkunst erobert; Kant und Hegel haben uns gezwungen, Deutsche Philosophie, und Du selbst David Strauß, hast mich gezwungen, Deutsche Theologie zu studiren, denn ohne dein „Leben Jesu" gäbe es mein „Vie de Jésus" nicht.

Sehr wohl, Freund Rénan! Aber eben deshalb! Just

weil seit fünfzig Jahren der Deutsche Geist Eroberungen in Frankreich gemacht hat, muß sie jetzt auch das Deutsche Schwert machen. Wieder hat die Natur zu einer geistigen Thatsache einen sichtbaren Leib gesucht, zu einem Vordersatze den logischen Nachsatz.

Es ist nicht anders. Entweder das Schwert erobert und dann muß die Cultur behaupten; oder die Cultur erobert und dann folgt das Schwert nach, wie der Magnet das Eisen anzieht. Wie lehrreich ist z. B. die erobernde Stellung Rußlands in der Welt! Die Rußische Cultur war längst zu den Steppenvölkern Nord- und Ost-Asiens vorgedrungen und ist diesen entschieden voraus; Folge: leicht und im größten Maßstabe fällt ihr auch die materielle Eroberung derselben zu. In Europa dagegen, wo das Schwert vorausgehen müßte, geht es nur langsam vorwärts, weil die Natur ein besseres Gewissen hat als alle Czaren und wohl fühlt, daß hier die Schwert-Eroberung Lufthiebe macht, eine erobernde Cultur weder vorausgeht, noch bewahrend, behauptend und sanktionirend nachfolgt. Die belangreichsten Eroberungen Rußlands in Europa, Polen und die Baltischen Lande, wird kein normaler Europäer in seinem Herzen je für gesichert halten, auch wenn der factische Besitz noch länger verjähren sollte. Wie lange war er bei Elsaß und Lothringen verjährt! Die Wunden der Unnatur brechen oft spät auf, aber was ist spät im großen Naturleben? Wenn der Gletscher seinen erratischen Block der Erde, der er entnommen, zurückgegeben hat, fragt kein Mensch, wie lang er ihn behalten hat. Die Natur thut wirklich, was die Menschenmoral thun zu sollen blos einsieht: sie duldet kein ungerechtes Gut.

Abstimmungs-Schwindel.

Die Reptilien von Wien und Hitzing, die östreichischen Zuaven und Turcos, Kabylen und Franctireurs, kurz die k. k. Republikaner, welche neben dem Franz Josephs-Orden auch den Orden der goldenen Ehren-Guillotine tragen würden, wenn ihre geliebten Franzosen ihn schon erfunden hätten; das ganze pseudo-germanische, austro-slavische Narrenhaus ist durch den Elsäßer Keller in eine demokratische Transspiration gerathen und applaudirt dem Antrag dieses liebenswürdigen Deutschen, womit er die National-Versammlung zu Bordeaux anbettelte, — die allemanische Volkskraft seines deutschen Vaterlandes zu wälschem Ruhme, unter wälschen Fahnen und für wälsche Zwecke, nöthigenfalls auf wälschen Guillotinen auch fürderhin allergnädigst verbrauchen zu wollen, was er „in guten wie in schlimmen Tagen beisammen bleiben" nennt. Ueberhaupt sehen die undeutschen Oestreicher-Deutschen in den undeutschen Elsäßer-Deutschen ihr sprechendstes Ebenbild, nur mit dem Unterschiede, daß die Elsäßer wenigstens mit Franzosen beisammenbleiben wollen, während die Oestreicher — mit weichen Herzen und abgehärteten Nasen — auch schon ihre alte Brüderschaft mit den Uskoken, Morlachen, Serežanern, Krivoscianern und sonstigen ungeseiften Völkern im guten Geruche behalten. Der erzundeutsche Antrag Kellers war daher Opferduft in Wien und vierundzwanzig Stunden lang schwirrte wieder einmal das demokratische Prinzip, die Volkssouverainetät, der Volkswille, das freie Selbstbestimmungsrecht der Völker durch alle Salons der republikanischen Hofräthe und demokratischen Juden-Barone von Beusts Gnaden — und ihren Gegen-Gnaden!

Sagte man diesen naiven Liebhabern und zärtlichen Vätern der Selbstbestimmungs-Comödie: aber hat denn Ludwig XIV. die Elsäßer gefragt als er sie nahm; warum sollen wir sie fragen, wenn wir sie wieder zurücknehmen?

so antworteten die Reptilien fast mit dem Verstande der höheren vierfüßigen Wirbelthiere: Ludwig XIV. war denn auch Tyrann; aber das 19. Jahrhundert, der politische Fortschritt und das demokratische Prinzip . . . . Padauz! das trifft! Dagegen läßt sich nichts einwenden. Ist man denn nicht selbst Demokrat? Der Staat bin ich — pfui, fort damit! Ueberlebter Absolutismus! Aber — „die Kugel welche entscheidet, ist nicht die Kugel von Heldenregimentern in dreiundzwanzig Schlachten, sondern die Abstimmungskugel hinter'm Ofen", das läßt sich schon eher hören! Das klingt doch staatsmännisch! Die ganze Majestät der modernen Fortschritts-Vernunft imponirt in diesem Grundsatz!

Ich beeile mich daher die Abstimmung von Elsaß-Lothringen vernünftig zu finden. Wenn es sich um die wichtigsten Grenz-Beziehungen zwischen Völkern handelt, welche zusammen siebzig Millionen Menschen ausmachen, so ist nichts so vernünftig, als daß man bei einem kleinen Grenzvölkchen von anderthalb Millionen unter den Weißgärbern und Rothgärbern, Leimsiedern und Seifensiedern herumfrägt, wie ihnen diese Beziehungen gefällig sind und was ihr souveränes Belieben darüber ist. Und sollten die Weißgärber und Rothgärber, die Leimsieder und Seifensieder menschlicherweise etwa bloß ihre alten Gewohnheiten, Liebhabereien und Vorurtheile, ihre Kundschaften und Sippschaften von Kirchthurm zu Kirchthurm im kurzsichtigen Auge haben, und an die wichtigen Grenz-Beziehungen der siebzig Millionen gar nicht denken, so wäre deßungeachtet den Weißgärbern und Rothgärbern, den Leimsiedern und Seifensiedern der anderthalb Millionen zu gehorchen, selbst auf die Gefahr hin, daß alle Schlachten noch einmal geschlagen, alle Festungen noch einmal belagert, alle Milliarden noch einmal verausgabt werden müßten, denn das alles wäre Pappenstiel, aber Hauptsache wäre und bliebe nur Eins: das demokratische Princip.

Man kann mit diesem Worte aus mir machen was

man will. Wenn ich das Wort „demokratisches Prinzip" höre, so bin ich selbst ein viel zu guter, alter Demokrat um nicht augenblicklich beide Augen zu schließen und dem Worte blindlings nachzugehen, „sicut cadaver", ganz wie es die Jesuiten verlangen, — und Jesuit ist ja jedes „Prinzip!" Ich werde mich von den demokratischen Prinzipien unsrer französisch-republikanischen Hofräthe und Juden-Barone wahrhaftig nicht überholen lassen! Im Gegentheile; ich schmeichle mir, ich habe es diesen frisch-rothen Herrschaften an guter alter 48ger Röthe, (wo sie noch Denuncianten und Hundsfötter waren), immer ein wenig zuvorgethan und so will ich es ihnen auch heute zuvorthun. Verlangen sie für Elsaß-Lothringen eine Abstimmung, so ist mir eine Abstimmung noch zu wenig und ich verlange deren gleich zwei.

Ich denke nämlich so.

Als die östreichischen Schlesier an Preußen abgetreten wurden, hätten sie wie Ein Mann gestimmt, (wenn damals das demokratische Prinzip schon erfunden gewesen wäre): wir wollen östreichisch bleiben und nicht preußisch werden. Wenn man sie heute wieder fragte, so würden sie ditto wie Ein Mann stimmen: wir wollen preußisch bleiben, aber nicht östreichisch werden. In diesem Sinne meine ich nun, man lasse die Elsäßer und Lothringer heute ihr voraussichtliches Votum abgeben: wir wollen französisch bleiben und nicht deutsch werden; — nehme sie aber ruhig. Hierauf lasse man sie nach hundert, nach fünfzig, nach fünfundzwanzig Jahren — mir ist nicht bange — ihr zweites voraussichtliches Votum abgeben: wir wollen deutsch bleiben aber nicht französisch werden — und behalte sie ruhig.

Probatum est! So geschieht dem demokratischen Prinzipe sein Recht und doch auch dem Verstande, — zwei Dinge welche nicht immer das Nämliche sind. —

An der Schwelle des Hängemonats.

Wenn der November ins Land kommt, Mittags um zwölf Uhr die Gaslichter brennen, die Atmosphäre „luftförmiger Koth" wird, wenn man sich den Nebel förmlich aus den Zähnen stochert, die ganze Welt vom zähesten Nebelleim triefst und jede Thürklinke wie eine feuchtkalte Kröte sich anfühlt: in dieser comfortabelsten aller Jahreszeiten hüllt sich dann der Engländer, der zu leben weiß, recht dicht — in seinen Strick und hängt sich auf. „Hängemonat" nennt er seinen November, zum Zeichen, daß es ihm Ernst damit ist. Noch nie ist ihm der Strick gerissen oder der Haken aus der Wand losgegangen; Haken und Nägel sind so gut befestigt — wie unsere Rettungskähne im kleinen Donau-Kanal, also der Tod gar nicht zu verfehlen.

Im Allgemeinen ein Verehrer englischer Sitten, wäre ich nun nicht übel geneigt, anstatt ein Feuilleton zu schreiben, mich gleichfalls aufzuhängen; aber ich will es nicht besser haben als meine Leser, und fahre also zu schreiben, wie sie zu lesen fort. Freilich wäre der Spleen in einer Halsschlinge besser am Platze als in einem Feuilleton, und den Spleen habe ich leider! Einen so soliden englischen November-Spleen, daß er den November nicht einmal abwartete, denn ich bekam ihn schon im October und noch mitten im Kranze der lachendsten Kärntener Alpen.

Das ging so zu. Auf einer Station der Drau-Bahn — ich werde den Unglücksort nie vergessen — fiel mir nach einer langen Reihe von schönen, zeitungslosen Tagen, die ich dankbar ins Herz gegraben, wieder ein Wiener Blatt in die Hände. Unvorsichtigerweise warf ich Blicke hinein, las, und las den Prozeß Hajek. Das hätte mir nicht passiren sollen! Dieser neueste Defraudant hatte nämlich sehr compromittirende Geständnisse — von sich? nein, von Oesterreich zu machen. Der reuige Sünder sagte

in aller Unschuld aus: er habe sich wollen fangen lassen, aber sein Vertrauen in die Polizei habe ihn schmerzlich getäuscht. Er wußte in ganz Oesterreich seinen Steckbrief verbreitet, er wußte auf allen Eisenbahn-Stationen seine Photographie und fuhr deßhalb wohl auf und ab, er fuhr ums Morgenroth, er fuhr um's Abendroth, er machte Hunderte von Meilen mit cis- und transleithanischem Dampf, er suchte leidenschaftlich die gehoffte Unsicherheit, aber er blieb hoffnungslos sicher. In Prag ging er zwei lange geschlagene Tage auf dem Straßenpflaster spazieren, eigens zu dem Zwecke, um entdeckt zu werden, aber er wurde nicht entdeckt. Der ewige Jud hätte ebensogut den Tod suchen können, als der wandernde Defraudant die Arretirung. Seiner Geduld mit der Polizei riß endlich der Faden und er rannte dem Löwen selbst in die Höhle, aber siehe da, es war ein schlafender Löwe! Und der schlafende Löwe wollte nicht geweckt sein. Er schnauzte ihn an, er möge morgen Früh wieder kommen, ein ordentlicher Defraudant lege sich auf's Ohr, wie eine ordentliche Polizei, denn es sei jetzt nachtschlafende Zeit für all' sündhaft Vieh und Menschenkind. Nur mit Mühe drängte sich der zudringliche Sträfling seiner Strafbehörde zuletzt doch noch auf, aber es hätte wenig gefehlt und ein steckbrieflich Verfolgter, der sich selber stellte, wäre nicht einmal angenommen worden.

Als ich das gelesen, verließ ich meinen Drau-Bahnhof wieder und ging ins hohe Gebirge zurück. Ich hatte droben sehr viel zu thun — nämlich mich zu schämen. Noch wimmelten die Eisenbahnen alle von Fremden, wie hätte ich als ein Angehöriger dieses Landes und Volkes vor ihnen die Augen aufschlagen mögen? Was weiß so ein Fremder vom gemüthlichen Oesterreich? Schlafen und schlafen lassen! Und schließlich wozu wäre der Spaß da, wenn man solche Dinge ernsthaft nehmen wollte? Aber auch das versteht ein Fremder nicht, was über Oesterreich lacht, nämlich der ewig lachende Jux-Himmel, die Sonne

der Mord-Hetz, die „alleweil fidele" Indemnität sämmtlicher großer und kleiner Haus-, Hof- und Staats-Peccadillen von Oesterreich-Ungarn! Der interne Juxbruder lacht, wie er immer lacht, und reißt seine Witze darüber. Wir Wiener sind noch weiser als die Nürnberger, die Keinen hängen, sie hätten ihn denn; wir hängen auch die nicht, die wir haben und die sich selbst auf die Leiter stellen. Was ist denn das weiter? Blos eine neue Aera! Sonst hat die Polizei die Verbrecher verfolgt, was langweilig wurde; jetzt suchen die Verbrecher nach der Polizei, was sehr fesch ist. Der gute Hajek war nur etwas unbeholfen; er hätte sich viel Schweiß und Mühe und unnöthige Reisestrapazen ersparen können, wenn er seinen Polizeimann nicht persönlich gesucht hätte, sondern mit Hilfe eines Steckbriefes. Nun, die Verbrecher werden das auch noch lernen. Man wird künftig Steckbriefe lesen: „Der unterzeichnete Defraudant verfolgt einen ihn nicht verfolgenden Polizei-Agenten. Haare blond, Zähne gesund, Statur und Intelligenz unter Mittelmaß; besondere Kennzeichen: der graue Staar auf beiden Augen."

Leider bin ich auch schon zu viel in der Fremde gewesen, und angesteckt „von diesen trockenen Deutschen", nahm ich die saftige Hajek-Hetz fürchterlich ernsthaft. Ich verbarg mich im wilden Wald, lebte bei Trotteln und Hochquellen und nährte mich von Wurzeln und patriotischen Seufzern. Glückloser Mann! — auch in den wilden Alpenwäldern konnte ich mich nicht ausseufzen, denn der erste Trottel, der mir beim Viehhüten aufstieß, sang mir das ebenso bekannte als anzügliche Schnaderhüpfl zu:

Ein Oestreicher bin ich
Aus dem Oestreicher Land,
Das ist zwar kein Unglück,
Aber doch is 's a Schand.

Das war der Mangel der vormärzlichen Censur, daß sie sich zu wenig unter's Vieh mischte und die Gesänge der

„Halterbub'n" nicht überwachte. Ich trug eine tiefe Wunde davon!

Inzwischen habe ich mich im wilden Wald doch nicht gehängt; ich wollte das meinen geliebten Edeltannen nicht anthun und sie mit einem Pendel verunzieren, das weiter nichts als ein verzweifelter Oesterreicher war. Ich stieg auf der andern Seite des Waldes wieder herab und kroch mit der Frühgeburt meines November-Spleens noch unter dem schützenden Mantel einer Octobernacht in einem verschwiegenen Eisenbahnwagen, wo mich kein Mensch sehen konnte, nicht einmal das Coupé-Lämpchen, das sich selbst nicht sah. Und im Morgengrauen des 28. October war ich wieder im trauten Heim, in der Haupt- und Residenzstadt des geistreichen Fischerliedes.

Der Föderalist im Auslande.

Brief eines Ausgewiesenen.

29. August 1871.

Raufe Dir nicht das Haar, lieber Freund, daß ich von Wien ausgewiesen worden. Als sich die erste Nachricht dieser Maßregel verbreitete, beehrte mich das Königreich Matzleinsdorf sofort mit einer schmeichelhaften Einladung, unter dem Banner seiner freisinnigen Institutionen und seiner endlich errungenen glücklichen Unabhängigkeit mein literarisches Asyl in seinen weiten Gauen aufzuschlagen. Kaum war ich daher an die Grenze gebracht, d. h. an die Elisabethbrücke, so empfing mich schon eine Deputation des dreieinigen Königreichs Margarethen, Wieden und Matzleinsdorf, um mich auf seinem freien Boden willkommen zu heißen.

Die Bidassoa-Brücke am Naschmarkt, im europäisch-internationalen Verkehr bekannter unter dem Namen Elisabethbrücke, ist mit einigen Standbildern von Hochverräthern

verunziert, welche man nicht ohne Aergerniß sieht. Da steht Sonnenfels „der Mann ohne Vorurtheil", — ein Narr, der es heute noch weiter als zum Hofrath brächte, wenn er blos „der Mann ohne Urtheil" sein wollte. Da steht Rudolf der Vierte, „der Gründer", wie ihm seine Schranzen schmeichelten, aber als ich fragte, von welcher Bank? wurde ich ausgelacht. Da steht Graf Guido Starhemberg, ein Grobian, welcher auf die Türken geschossen hat, anstatt seinen „Ausgleich" mit ihnen zu machen. Und doch saßen damals die Türken noch in Ofen und in halb Ungarn und Kaiser Leopold war gewählter König von Ungarn. Es ist demnach klar wie Hohenwart: die Türken waren österreichische Staatsbürger und Kara Mustapha so gut ein wahrhafter Oesterreicher, wie Kara Rieger und Kara Clam-Martinitz.

Ich fand das Königreich Matzleinsdorf in einer wichtigen Krisis. Aus finsteren mittelalterlichen Zeiten besteht hier noch der Brauch, daß die Parteien ihren Hausherren einen „Zins" zahlen müssen. Das Drückende und Ungerechte dieser Maßregel wurde längst empfunden, aber Abhilfe ist schwer. Man fürchtet den Namen Revolution und Kommunismus; das Programm der Gemäßigten möchte sich mit einer bloßen Ablösung dieser Robot begnügen. Die Frage ist nur, wer soll die Kosten tragen? Das Königreich Matzleinsdorf ist arm, dagegen die Krone Wieden verhältnißmäßig reich. Die Tendenz der aufgeklärtesten Patrioten geht nun dahin, daß den Zins in Matzleinsdorf die Krone Wieden bezahlen soll. Meine berühmte Feder, wie man sie nennt, scheint dem Königreich Matzleinsdorf ein willkommener Sukkurs und die einflußreichste Partei des Matzleinsdorfer Landtags hat mich bereits mit der Führung dieser delikaten Angelegenheit mehr als mir lieb ist zu beladen gewußt. Denn ich finde vor den Staatsmännern der Krone Wieden einen harten Stand. Gesetzt, sagen sie, wir bezahlen den Matzleinsdorfern ihren Zins wie die gut-

müthigen Deutschösterreicher den Galiziern ihre Grundentlastung bezahlt haben, wer bürgt uns dafür, daß sich Matzleinsdorf von der Krone Wieden eines Tages nicht völlig losreißt und seinen nationalen Verband mit Hundsthurm und Gaudenzdorf sucht? Dann könnten sie uns nur auslachen, wie die Galizier die Oesterreicher auslachen werden, wenn sie eines Tages souveraine Polen sind, aber ihren Grund und Boden durch österreichisches Geld frei haben.

Uebrigens ist der Augenblick schlecht gewählt, denn die Krone Wieden leidet soeben selbst an staatsrechtlichen Kämpfen in ihrem Innern. Die große und die kleine Neugasse werden täglich schwieriger in Bezug auf ihre gemeinsamen Angelegenheiten; namentlich stellt die kleine Neugasse mit Nachdruck die Forderung auf, daß ihre Armee nicht in der großen Neugasse, d. h. nicht außer Landes verwendet werden darf. Auch sie hat sich bereits um meine berühmte Feder beworben, obwohl sie schon jetzt über eine wohldisziplinirte Presse und über die ersten Intelligenzen des Landes, ich ich wollte sagen der Gasse verfügt.

Du siehst also, einen Schriftsteller auszuweisen ist unmöglich. Sein Geist findet überall ein Feld seiner Thätigkeit, seiner berühmten Feder bedarf man in allen Königreichen und Ländern. Du wirst bald wieder von mir hören. Meine glänzenden Staatsschriften zwischen der Krone Wieden und Matzleinsdorf oder zwischen der großen und kleinen Neugasse werden mich der öffentlichen Aufmerksamkeit Europa's bald wieder in Erinnerung bringen und mein berechtigtes Uebergewicht in der Schriftstellerwelt rehabilitiren.

Aber Du begreifst, daß ich Dir nicht viel schreiben kann und meine Privatkorrespondenz überhaupt einschränken muß. Kaum daß ich Zeit finde zu einem kleinen Abendspaziergang an die Landesgrenze. Da halte ich dann auf der Höhe von Spinnerin am Kreuz und denke mit Wehmuth an die Ehrenmänner, die vor mir waren und die

ihren Ausgleich mit fremden Finanzen — — aber immer stört mich der Anblick des Stephansthurms in meinen idyllischen Abendphantasien. Da steht er, wie ein eingefleischter Zentralist, und rings um ihn her liegen mindestens zehn Quadratklaftern, welche noch immer altösterreichischer Boden und eine Art Zentralmonarchie sind. Denn daß auf der Brandstatt der erste und der zweite Stock ihren staatsrechtlichen Ausgleich im föderalistischen Sinne fertig bringen werden, gehört wohl in das Gebiet der utopischen Träume. So weit sind wir leider noch nicht. Dein treuer Freund.

Meine Frau.

Brief an Dr. Leidesdorf in Oberdöbling.*)

Die Mission eines Irrenarztes, geehrtester Herr, fängt nicht selten schon mit der Aufgabe an, den Patienten überhaupt erst abzuholen, und aus seinem Hause zu bringen, denn nie geht er freiwillig und häufig widersetzt er sich der Autorität seiner nächsten Angehörigen. Ich bitte Sie daher, sich einen Plan zu entwerfen, wie Sie meine Frau in Ihre Heilanstalt abholen wollen, eine arme Unglückliche, welche unter folgenden Symptomen den Verstand verloren hat.

Schon am 1. August fing sie an, auf die „Wiener Abendpost" zu abonniren und am 15. kaufte sie sich eine böhmische Grammatik. Diese deutlichen Absichten, sich ein Leid anzuthun, machten mich wachsam und ich beobachtete sie

---

*) Inhaber einer Irrenanstalt.

von diesem Augenblicke an sorgfältiger. Natürlich kenne ich die Regel, einem Geistverwirrten die Aufmerksamkeit auf seinen Zustand zu verbergen und ich verbarg die meinige so gut, daß ich am 22. einen jungen Herrn aus der Gesellschaft Jesu bei ihr überraschte, welcher auf den Knien lag und ihr die Unfehlbarkeit erklärte. Der Unfehlbare ergriff die Flucht bei meinem Anblicke, so daß ich über seinen theologischen Standpunkt jeden Zweifel verlor und meine Frau mit einem schismatischen Blicke vorwurfsvoll ansah. Sie aber blickte dem jungen Kirchenvater nach, seufzte, und murmelte etwas von der Stellung der Kirche in der Familie. Noch konnte ich nicht unterscheiden, ob es die Sprache Zwergers,*) oder die Sprache des Irrsinns oder beides zugleich war.

Leider! das Unglück schreitet schnell, bald wurde mir Alles, Alles klar!

Am 28. fand ich einen Rittmeister bei ihr, einen Kavalier aus einer unserer ersten Feudalfamilien, welcher nicht auf den Knieen lag, sondern — besser! Der Rittmeister muß mich mit Moltke verwechselt haben, denn er begab sich auf einen fluchtähnlichen Rückzug. Ich ließ den Elenden laufen; in diesem Augenblicke wo ich Alles verloren, fühlte ich nur was ich Alles besessen und mein Gefühl war nicht Zorn sondern Schmerz. Ich wurde weich.

Emilie, sagte ich, ist das die Treue, die Du mir vor vier Jahren geschworen?

Sie antwortete: Nun ja, ich bin Dir auch treu, — verfassungstreu.

Jetzt erst wurde ich zornig, denn ich hielt dieses Wort für einen schamlosen Hohn. Weib! schrie ich, in dem Augenblicke, wo ich Deinen Ehebruch — —

Da schnellte sie auf und stand da mit der ganzen Hoheit einer beleidigten weiblichen Würde.

---

*) Fürstbischof in Gratz.

Ich verbiete mir dieses Wort, ich konfiszire es! herrschte sie mich an. Ehebruch! Ich breche Dir die Ehe so wenig, als Graf Hohenwart, Exzellenz, die Verfassung bricht. Es fällt mir nicht ein. Ich bin verfassungstreu über allen Zweifel, ja über den Augenschein selbst hinaus. Was Du gesehen hast, war nichts als eine Revision unserer Ehe-Verfassung. Ich will endlich Frieden mit meinen Anbetern. Jener Abbé wartete schon im Schnee auf mich, als ich noch ins Institut ging, ebenso stand der Rittmeister mit einer Bonbonnière voll Praslins vis-à-vis in der Sackgasse. Es ist hohe Zeit, daß die Herren befriedigt werden. Ich will meinen Ausgleich mit ihnen.

Ihre Augen rollten im Wahnsinn, Nacht umschleierte meine Blicke. Der Kolporteur brachte die „Abendpost." Es war ein fürchterlicher Moment!

Helfen Sie rasch, Herr Doktor. Noch kann ich nicht glauben, daß meine arme Frau für immer verloren. Ihre Gesundheit ist gut, ihre Organe vortrefflich, ihre somatischen Funktionen normal. Am Ende thut's eine bloße Luftveränderung. Was meinen Sie zu Gastein? Oder zum Kaiserbad in Pest-Ofen? Das sind zwei Orte, auf die ich in diesem Augenblicke viel Vertrauen setzen würde. In jener Luft, glaube ich,, könnten noch mehr Narren als meine arme Frau zur Vernunft kommen.

Aber ach, soeben ereignet sich ein Fall, der mich von Neuem beängstigt. In diesem Augenblicke meldet sich ein Herr aus Laibach und wünscht eine „intime Konferenz" mit meiner Frau. Ich frage ihn, was er will; er antwortet: das ist sein Amtsgeheimniß! Aus dem Innern aber ruft meine Frau: Zwonimir, bist Du endlich da? Wo bleibst Du so lange? Komm' in meine Arme! Sie fliegt ihm entgegen — mich aber schiebt sie bei Seite, — winkt mir zärtlich — und sagt: Mann, was thue ich nicht für Deinen häuslichen Frieden!

Am Ende werd' ich noch selbst toll. Verlieren Sie

keinen Augenblick. Es ist Gefahr im Verzuge, eilen Sie, retten Sie!

Ganz ergebenst Ihr . . .

Antwort des Dr. Leidesdorf.

Mein Herr! Ihre Frau ist nicht verrückt, sondern blos eine wahrhafte Oesterreicherin. Sie mißverstehen die Symptome gänzlich. Darf ich Ihnen im Uebrigen einen Rath geben, so wäre es dieser: Brechen Sie die Ehe, scheiden Sie die Ehe, kurz separiren Sie sich auf alle Weise von Ihrer Frau und treten Sie mit jedem Ihrer Schritte in die gehäßigste und ungerechteste Opposition zu ihr. Von diesem Augenblicke an wird Ihre Frau ihren Ausgleich mit Ihnen suchen und Sie mit einer Zärtlichkeit verfolgen, als ob Sie allein und einzig auf der Welt wären. Ich bürge für den Erfolg meines Rathes. Bei allen Narren meiner Anstalt — und meine Praxis ist groß — hat diese Krankheit bei dieser Behandlung immer denselben Verlauf zur Heilung genommen. Sie können meinethalben bis zur Moskauer Knute gehen; — ich weiß, was ich sage, ich spreche von Fällen der Praxis, — wenn Sie dächten, Sie hätten sich aufs Roheste, Gröbste und Unverschämteste gegen sie vergangen, dann bringt es die Natur dieser Wahnsinnsform mit sich, daß Sie sofort der Mann ihres Herzens werden und Jedem in der Welt, der gut artig und sittlich ist, den Rang abgelaufen haben. Dem Patienten, der an dieser Manie erkrankt ist, ist der Barbar immer das Liebste. Ihr

Dr. Leidesdorf.

Vom 7. bis 27.

(October 1871).

Was würden Sie dazu sagen, wenn Ihre Correspondenten Ihnen telegraphirten: Spanien jubelt, weil es nicht in Estremadura aufgeht; — England beleuchtet, weil es der Hegemonie von Wales entgangen ist; — Frankreich gratulirt sich, daß die ständische Verfassung von Guienne und Maine seine Staatsverfassung nicht umgestürzt?! Sie würden denken, Ihre Correspondenten seien plötzlich verrückt geworden. Was haben Sie gedacht, als Sie das große Oesterreichische Freuden-Ereigniß überflutete, daß neun Zehntel der Monarchie wirklich und wahrhaftig nicht vom zehnten Zehntel verschluckt worden sind? Sie mögen gedacht haben, dieses Staatswesen ist entweder verrückt geworden, oder die Verrücktheit ist vielmehr sein normaler, aber latenter Zustand. Wohlan, ich ehre jede Meinung, also auch die Ihrige, wenn Sie das gemeint haben.

Und doch wünschte ich nicht, daß die große Oesterreichische Tragödie von den Zeitgenossen einfach als Narrenspasse classificirt würde, so närrisch und einfältig sie auch auswendig aussieht. Die Seele ist desto tragischer, ja sie ist der eigentliche Musterfall der Tragödie.

Unter den Augen der Zeitgenossen haben folgende Conflicte gespielt und sind folgende Knoten geschürzt gewesen.

Da ist Numero Eins: Habsburg. Vom 7. bis 27. October hat sich Habsburg besonnen — ob es Stuart und Bourbon werden soll! Das und nichts anderes war die Frage zwischen jenem 7. October, wo die Böhmischen Sepoy's ihre pudelnärrischen „Fundamental-Gesetze" abprotzten, und jenem 27. October, wo in der letzten Ministersitzung des Cabinets Hohenwart das lächerliche Geschoß crepirt war. So lang Habsburg lebt und athmet, wird es nie etwas anderes wollen — als die Messe! Was ist ihm nicht alles und von jeher die Messe werth gewesen!

Nicht bloß, wie Heinrich dem Vierten, einen Gang nach Paris, sondern vielleicht und nicht unmöglich dereinst auch — einen Gang aus Wien! Seit Ferdinand II. den Böhmischen Majestätsbrief der Protestanten eigenhändig zerschnitten bis auf Franz Joseph I., der die Böhmischen Fundamentalgesetze der Jesuiten auf ein Haar unterschrieben hätte, ist der Habsburgische Grundgedanke immer der nämliche: ich bin clerical! Nun betrachten Sie aber die grausame Lage. Bin ich clerical, drücke ich die glaubenslosen Deutschen und erhebe die knieerutschenden Slaven, so erfülle ich allerdings das tiefste geneognomische Gesetz meines Blutes, — es ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen! Aber was thun die knierutschenden Slaven, die ich erhebe? Sie erheben nicht nur mich nicht, sondern sie degradiren mich zu einem Präsidenten einer Oesterreichischen Föderativ-Republik. Ja, es ist noch zweifelhaft, ob nur auch ein Präsident übrig bleibt, ob in dieser föderirten Lotterei überhaupt etwas übrig bleibt, was Ansehen, Macht und Executive behält. Was thue ich also? Sein oder nicht sein? Gestehen Sie, eine schöne gestellte Frage! Ein prächtiger Conflikt! Ein Knoten, schon werth einer einzigen Scene, welche zwanzig Tage lang spielt! Vom 7. bis 27. saß das gesammte Haus und hörte athemlos dem Habsburgischen Monologe zu: Sein oder nicht sein?!

Da haben wir Numero Zwei: die Böhmen. Wäre ich Böhmischer Jesuit, ich setzte selbst meinen Kopf darauf, den Deutschen die Gurgel abzuschneiden. Ich finde das ganz in der Ordnung. Der Metzger hat nicht das Kalb zu erhalten, sondern das Kalb den Metzger. Wie machen wir aber das, wenn wir ein kleiner Böhmischer Knirps sind, daß wir dem starken Deutschen Hermel die Gurgel abschneiden? Sehr pfiffig; wir ziehen uns auf einen andern Starken zurück, auf Rußland! Wirklich pfiffig? Laßt sehen. Und ich brauche nicht weit zu sehen, denn dort drüben liegt Polen, wo Rußland den Slavischen Katholi-

cismus auffrißt. Eine verfluchte Geschichte! Ich will also die Deutschen auffressen, aber mit Hülfe Rußlands; und die Russen fressen mich selber auf! Ich drohe den Deutschen mit den Russen, aber die Deutschen lachen mich aus, denn sie sehen mich von meinem Droher selber bedroht. Sie merken's, die Racker, daß ich nicht der Fressende, sondern der Gefressene sein werde. Ich pilgere nach Moskau, aber im Handumdrehen bin ich in Tobolsk. Eine verteufelte Geschichte! Ganz verzwickt und vertrakt! Wer zappelt denn eigentlich in meiner Schlinge? Der Andere oder ich selbst? Und nun sehen Sie wohl, was diese armen, einfältigen Böhmen zu thun haben. Die Geschichte ist gar nicht so dumm, wie sie aussieht. Im Gegentheile, sie ist der erhabenste Trauermarsch der historischen Tragödie. Fallmereyer wenigstens wird niemals erhabener, als wenn er mit lapidaren Griffelzügen von dem einzigen Momente spricht, der ihm in der Geschichte Europa's noch nennenswerth scheint, von dem bevorstehenden Kampf zwischen den beiden Häuptern der Menschheit, zwischen dem Lateinischen und Byzantinischen Papocäsaren. Und das haben die Böhmischen Fundamental-Narren zu thun: diesen Kampf einzuleiten. Lebte Fallmereyer, er sähe in diesen kleinen Böhmischen Intriganten die ersten Tirailleurs seiner großen apokalyptischen Schlacht-Vision. Mit den Waffen für Rom gehen sie nach Moskau, welches Rom auffrißt. Furchtbar! Wahrlich man könnte die Narren beneiden um den großartig tragischen Widerspruch ihrer Situation! Es ist ein tragischer Situationswitz ersten Ranges!

Numero Drei sind endlich die Ungarn da. Den Deutschen helfen, sagt die Ungarische Linke, heißt travailler pour le roi de Prusse. Aber was heißt es, den Böhmen helfen oder auch nur sie zuschauend gewähren lassen? Das heißt dann wieder arbeiten für unsere Croaten, für unsere Slovaken, für unsere Walachen, für unsere Serben, für unsere Ruthenen, sagen wir also kürzer: für unseren Arader

Galgen, an den uns unsere Slaven schon einmal gebracht haben! Die Deutschen sähen wir freilich gern unten, darin sympathisiren wir mit den Slaven; aber die Slaven sähen wir nicht eben so gerne oben, darin sympathisiren wir mit den Deutschen. Was machen wir also? Interesse hüben und drüben, Liebe dort und hier! Aber wer in zwei Richtungen zugleich gehen will, der bleibt stehen, und wer stehen bleibt, der wird überritten und niedergerannt zwischen zwei Kämpfern. Also gehen wir! Und Andrassy geht in Gottes Namen nach Wien, — aber, wohlgemerkt, nur die Hälfte der Ungarischen Nationalseele, denn die andere Hälfte bleibt auf den Bänken der Linken sitzen und interpellirt ihren Andrassy über den großen Nationalverrath, daß er das Vaterland in Wien gerettet und nicht in Felegyháza und Nyiregyháza. Was hat ein echter Ungarsmann in Wien zu thun? Als Görgei nach Wien marschiren wollte, das ihm schon offen stand und wo er Alles zu thun hatte, grauste der Ungarischen Volksseele, daß sie den ungarischen Kirchthurm aus dem Gesichte verlor, und er mußte wieder zurück nach Felegyháza und Nyiregyháza, wo er nichts zu thun hatte als sich henken zu lassen. Aber er mußte zurück ins „süße Vaterland." Und wieder muß sich ein Ungar vor Ungarn verantworten, daß er über den Preßburger Schloßberg hinaus gegangen in das böse, bedenkliche Wien, wo ein echter Ungarsmann in aller Ewigkeit gar niemals etwas zu thun hat. Sie interpelliren ihren Civil-Görgei, warum er sich in „fremde Angelegenheiten" gemischt, wie sich ihr Militair-Görgei der fremden Angelegenheit entschlagen mußte, — in Wien den Frieden zu dictiren und die Revolution zu schließen.

Darum dauert denn die Revolution auch noch heute!

Daß der Aufrührer Jelacic todt ist, daß der Umsturzmann Hohenwart abgetreten ist, hat sie wahrhaftig nicht

geschlossen. Die Personen verdampfen, wie die einzelnen Blutstropfen, aber die Wunde fließt und bleibt offen.

Politischer Allerseelentag.*)

12. November 1871.

Darum stirbt Oesterreich so jammervoll schwer und langsam, weil es nicht einen Geist aufzugeben hat, sondern zwei Geister, weil es nicht eine Seele auszuhauchen hat, sondern zwei Seelen.

Ich kann diese Scene nicht vergessen!

Es war auf meiner Rückfahrt aus den Carnischen und Julischen Alpen, wovon ich „an der Schwelle des Hängemonats" geschrieben. Wir fuhren über den Semmering. Zwei Dalmatiner saßen noch in dem Coupé, worin ich und ein anderer Deutscher saß. Wir boten ihnen gastlich unsere Sitze an, da sie zum ersten Mal über den Semmering fuhren. Sie wissen, von Wien hinauf ist es die linke, von Mürzzuschlag herüber die rechte Seite, welche den Prospect der Semmeringbahn genießt. Rechts aber, auf der guten Seite, saßen wir Deutsche und die armen unwissenden Dalmatiner hatten sichs auf der linken Seite bequem gemacht. Das dauerte uns gutherzige Michel, und so vorsorglich Jeder seine Aussichtsseite besetzt haben mochte, — als die Aussicht wirklich herankam, wurden wir weich und wollten diemal das großartige Schauspiel unsern Oesterreichischen Landsleuten in der Fustanella abtreten, denen es neu war. Wie gesagt, wir boten ihnen unsere Sitze an. Die Dalmatiner aber machten große Augen, schüttelten den Kopf und dankten. Darauf priesen sie einander ihren Latakia, stopften sich die Pfeifen und fin-

*) (Staatskanzler-Wechsel Beust: Andrassy.)

gen an — Karte zu spielen. Und Karte spielend fuhren sie über den Semmering und warfen keinen Blick zum Fenster hinaus!

Es hat in Wien noch keine auswärtige Versammlung von Gelehrten, Künstlern, Sängern und Turnern getagt, welche ihre Tagsatzung nicht mit einer festlichen Fahrt auf den Semmering beschlossen hätte. Der pressirteste Fremde richtet sichs so ein, daß er einen Tag übrig behält, um die Semmeringbahn zu sehen. Von Jenen gar nicht zu sprechen, welche Wien nicht Wiens wegen besuchen, sondern blos der Semmeringbahn wegen. Was für Rhodus der Koloß, für Ephesus der Diana-Tempel, für Athen die Akropolis und für Rom das Capitol war, das ist für Wien die benachbarte Semmeringbahn. Selbst ich und mein Deutscher Nachbar, die wir schon oftmals über den Semmering gefahren, — als nun die Auffahrt über Spital hinausging, lagen wir wie Kinder in dem Fenster und bewunderten die dämonisch packende Gewalt des Schauspiels das „herrlich wie am ersten Tag" war, wieder vom neuen. Wie die Geistererscheinung im Hamlet, wie die Wahnsinnsscene im Lear, wie ein für die Ewigkeit gefügtes Drama übt dieses Werk der Materie eine dramatische Spannung und Aufregung aus, die kein erstes- und zehntesmal kennt, sondern zum zehnten Mal das erste Mal ist.

Aber hier links neben uns lungerten die Dalmatiner in ihren Rauchwolken und spielten Karte!

Heiter blaute der Semmeringhimmel, die Mittagssonne spielte in den grünen Tannen und herbstlich purpurnen Buchen, mich aber überfiel mit Finsterniß ein tiefer patriotischer Nebel!

Welche „gemeinsame Angelegenheit" hat wohl meine Seele mit der Seele dieser „Oesterreichischen Landsleute"? fragte ich mich zähneklappernd.

Aber Tannen und Buchen und Himmel und Erde gaben mir keine Antwort!

Und doch sind wir Landsleute. Wozu? Werden wir in Staat, in Kirche, in Schule, in Justiz, werden wir nicht überall der Gegensatz sein, der wir jetzt sind? Woran sollen wir gemeinsam mitarbeiten? Werden nicht all' unsre Kräfte, wie sie nur den Finger rühren, sofort Abstoßungskräfte sein? Was sind denn Staat, Kirche, Schule, Justiz anders als die große Frage, ob man den Semmering bewundert oder auf dem Semmering Karte spielt? Dieser Bahnwagen ist der Oesterreichische Staatswagen und die vier Personen darin die Völker Oesterreichs! Stünden Gedanken auf der Stirne geschrieben, so bräche ein Bürgerkrieg aus. Was die zwei Deutschen mit der äußersten Verachtung ansehen, hätten die zwei Slaven ein Recht mit äußerstem Haß zu erwiedern. Haß und Verachtung — wohlan, die gemeinsame Angelegenheit der Oesterreicher! Die einzig echte und wahre!

Aber leider, Gedanken sind an der Stirne geschrieben, — wenn nämlich die Stirne Gesetze ausdenken und niederschreiben muß. Und so kommt es, daß die Gesetze Oesterreichs das Schlachtmesser der Oesterreichischen National-Parteien werden. Gemeinsame Gesetze! Gemeinsames Gemetzel.

Und der Föderalist zerreißt sein Oberkleid und schreit verzweifelnd; Beim allmächtigen Gott, das ist wahr! Aber weil es wahr ist, daher mein Programm. Separirt euch im Innern bis zur äußersten Autonomie, aber ein gemeinsames Interesse habt ihr doch; Vertheidigung nach außen.

Leider nein. Wer ist denn das „außen"? Die Türkei und Italien schwerlich, also Rußland und Deutschland. Aber gegen Rußland wird sich die Slavische und gegen Deutschland die Deutsche Seele nicht vertheidigen wollen. Daß man das erst sagen muß! Als ob die Seele ein Inneres und ein Aeußeres hätte. Und hat sie dort, so hat sie auch hier nichts Gemeinsames.

Wieder also wälze ich dem Föderalisten die Frage zu:

Was habe ich Gemeinsames mit der Seele, die auf dem Semmering Karte spielt?

Und der Föderalist senkt sein Auge und schreit nicht mehr verzweifelnd, sondern stottert leise und tonlos: Nun denn, das Haus, das euch zusammengeerbt hat!

Wie ist mir denn? Welche Stimme höre ich plötzlich im Ohre? Ich war ein junger Mann von 24 Jahren. Heute ist mein Bart weiß melirt, aber die Stimme ist frisch geblieben, wie an jenem 3. August 1848, da Ladislaus Teleki in Donnern Folgendes sprach:

„Ein Verräther an Deutschland, auch ein Verräther an Oesterreich ist der Mann, welcher sich weigert, der Vereinigung der Erbländer mit Deutschland entgegen zu treten. Es giebt keinen Oesterreichischen Patriotismus! Ein Oesterreichischer Patriotismus ist so wenig denkbar als etwa ein besonderer Patriotismus auf den verschiedenen Gütern des Fürsten Esterházy. Oesterreich war bis jetzt kein Staat, sondern eine Familie, welche mannigfache Besitzthümer besaß. Man kann dem Hause Oesterreich und den Erbländern keinen größeren Dienst erweisen, als wenn man ihnen Einheit und Centralisation verleiht und ausspricht, daß dort, wo bisher zwischen den einzelnen Ländern kein Band bestand, die Verschmelzung mit dem Deutschen Reiche dieses Band bilden sollte."

Diese goldene Wahrheit heißt heute versilbertes Preußenthum. Aber gleichviel. Die Hauptsache ist, daß es eine Wahrheit ist, um vieles älter in den Köpfen der denkenden Oesterreicher, als die Erfindung der Preußenseuche und des versilberten Preußenthums.

Und sehen Sie wohl zu, wer der versilberte Preuße ist und wer die Preußenseuche hat! Sehen Sie wohl zu! Bei Gott, es ist sehenswerth! Bleiben Sie nicht bei allgemeinen und vagen Eindrücken stehen: Oesterreich ist ein Nebelchaos, — wie es aus der Ferne wohl scheinen mag. Nehmen Sie einen Tubus und lösen Sie den Nebelfleck in

seine Sterne auf. Sehen Sie scharf hin! Es sind Sterne einer tragischen Nacht — über allen Ausdruck erhaben und prachtvoll. Seit der Byzantinischen Tragödie gabs keine so musterhafte mehr, wie die Oesterreichische. Immer besser kommts. In meinem Letzten zeichnete ich noch tragische Grundlinien und Anlagen; was wir heute sehen, gehört schon zum Musterschema tragischer Peripetien. Den Martinitz hat Beust geschlagen, aber den Beust schlägt das Schicksal. So ists recht! Nur in der Philister-Tragödie siegt der Sieger; in der hochpoetischen Tragödie wird auch der Sieger besiegt. Alles fällt: Lapithen und Kentauren, Hektor und Achilles, Hunen und Burgunder. Nichts bleibt übrig als das Schicksal allein.

Selten hat mir Habsburg so gut gefallen, wie dies mal. Ja, ich muß mir den Böhmischen Jesuiten aus dem Herzen reißen! Da habt ihr ihn! Da habt ihr mein Liebstes, mein Einziges! Aber weh über euch! Ich opfere ihn der eisernen Nothwendigkeit; bildet euch nicht ein, ich opfere ihn euch. Im Gegentheile; euch selbst opfere ich auch. Verhaßt war mir der Rath, verhaßt der Rathgeber.

Sehen Sie, das ist tragisch. Solche Gemüthskrisen sind mehr als politisch — tragisch sind sie. Wenn der Böhme fällt, soll der Deutsche nicht steigen. Auch er soll fallen. Trau' ich ihm doch weniger noch als jenem! Er hat ein großes, ruhmvolles Mutterland, dort draußen, wo ich nicht mehr Vater bin. Dieses Glück ist seine tragische Schuld. Umsinge er mich mit allen Harfen seiner Loyalität, greife er die schönsten Accorde seiner Schiller- und Göthe-Saiten, — ich werfe doch den Speer nach ihm, wie Saul nach David!

Hier aber steht mein getreuer Waffenträger, hier steht der gute, biedere Ungarsmann, der kein anderes Mutterland mehr hat, der nichts hat als mich allein. Auf dich allein kann ich mich verlassen. Komm her, trotz Rakoczy und Kossuth. Es ist ein tieferer Sinn, der uns auf einander anweist. Das Schicksal will's. Wir henken einander, wir

entthronen einander, aber wir brauchen einander. Und dem Sachsen Beust folgt der Ungar Andrassy.

Und wird ihm ewig folgen. In allen Gewittern, wo die Habsburgische Magnetnadel irre wird und unruhig hin und her deflectirt, wird sie ihren Ruhepunkt zuletzt immer in der Richtung gegen Ofen finden. Schritt für Schritt und Minute für Minute neigen die Geschicke dorthin.

Aber wer war denn der Mann, der zuerst das Wort gesprochen: den Schwerpunkt nach Ofen verlegen? Mich dünkt, ein Preuße war's; hieß er nicht Bismarck? Wie man ihm folgt!

Oesterreichs asiatischer Pöbel schimpft Männer meines Standpunktes: Bismärckler. Nun, bin ich ein Bismärckler, so bin ich es, — das sehen Sie wohl, — in der allerhöchsten Gesellschaft, die in Oesterreich zu haben ist!

„Asiatisch und Selbstlos."

16. November 1871.

„Es muß etwas in Oesterreich existiren, das für einen Nichtösterreicher absolut unverständlich ist und immer unverständlich bleiben wird", sagt die Breslauer Zeitung von Beust's Entlassung im Augenblick seines Sieges. Darauf beeilt sich die Neue Freie Presse belehrend zu antworten, (Abendblatt, Freitag 10. November): „Das Breslauer Blatt wird Oesterreich verstehen lernen, wenn es sich stets gegenwärtig hält, daß Oesterreich das Land der Unwahrscheinlichkeiten, der Unbegreiflichkeiten, der Absurditäten ist."

Die putzigen Logiker der Fichtegaße — was würde Fichte zu seiner Gaße sagen? — haben die Bresl. Ztg. offenbar nicht klüger gemacht. Das Orakel aus der Fichtegaße zeichnet sich zwar durch eine bewunderungswür-

dige Einfalt der Form und des Inhalts aus, denn man kann das Unbegreifliche nicht mehr einfacher erklären, als wenn man es durch das Reich der Unbegreiflichkeiten erklärt; aber — Alles an seinem Platze! Die Frage ist blos, ob die Breslauer Zeitung in diesem Falle just die Einfalt gesucht hat. Ich glaube, nein!

Ich glaube überhaupt, sie hat etwas Positives gesucht und nicht etwas Negatives. Der Sommer ist nicht der Unwinter und der Tag ist nicht die Unnacht. Mit Un's definirt und erklärt man nicht. Das Unverständliche macht man nicht verständlich mit neuen Un's. Es handelt sich hier offenbar um ein Wort, welches bejaht, nicht verneint; welches Begriffe einschließt, nicht blos ausschließt.

Die Breslauer Zeitung verschmähe meinen guten Willen nicht, ein solches Wort ihr zu nennen. Mein Wort heißt Asien!

Das, was jedem Nichtösterreicher unverständlich, sogar ewig unverständlich an Oesterreich ist und bleibt, das ist das Asiatische in Oesterreich: das Nomadisch-Zerstreute, Schweifende, Fahrige unserer vielen unkultivirten Ost-Völker, welche, kaum seßhaft am Orte, im Geist und Gemüth noch lange nicht ruhen und sitzen gelernt haben, wie das sitzende Städtevolk der Deutschen. Von dieser Seite her kommt das unstäte und unruhige Blut, das ewige Anfangen und Fallenlassen, die ewige Treulosigkeit an allen Vorsätzen und Entschlüssen, der Naturalismus, das Naturkinderwesen, — von Osten her kommt es auch in unsere anders gearteten deutschen Adern: aber da es ohnedies Süddeutsche, d. h. mit altem Celtenblut infiltrirte Adern sind, so ist gleichsam vom Westen her ein elektrischer Draht gelegt, welcher diese Ost-Strömung noch besser und williger aufnimmt, und welcher, wie im letzten Krieg, so immer, die Sympathie-Wellen zwischen Franzosen und Slaven über Oesterreich zusammenschlagen läßt. Auf einem uralten Untergrund celtischen Leichtsinns das Alluvium slavi-

scher und ostländischer Liederlichkeit im lebendig-fluthenden Strom, im täglich-stündlichen Grenzverkehr, im unaufhörlichen Empfangen und Aufnehmen; voilà l'Autriche! Das ist Oesterreich!

Ich begrüßte schon manch' einen Deutschen Bekannten in Wien, welcher seinen ersten Besuch hier machte und sich ausnehmend wohl gefiel. Aufschriften, Denkmäler, Bauart, Straßen und Straßenpolizei, öffentliche Reinlichkeit, Ansprache, Geselligkeit, Theater, Kunst, Industrie, Literatur, — jeder Pflasterstein und jeder Athemzug Deutsch! Nur liebenswürdiger, farbenreicher, lebendiger, kurz charmant! Wie lange bleiben Sie hier? — Ach, ich wollte nur vierzehn Tage hier bleiben, aber es werden wohl vier oder sechs Wochen daraus. — Schön! — Nach acht Tagen begegne ich dem Manne wieder. — Vortrefflich, daß ich Sie sehe; ich wollte soeben bei Ihnen vorfahren und Ihnen Adieu sagen. — Sie gehen schon wieder? — Ja. — Sehr einsilbig! Gefällt es Ihnen nicht mehr in Wien? — Nehmen Sie mir's nicht übel, aber mit Ihnen kann man vorurtheilslos sprechen; ich kenne Sie ja. Mit jedem Tage komme ich mir fremder vor in Eurem Deutschen Wien. Es ist eben Alles anders hier als bei uns. Will ich mich unterhalten, so werde ich überschwemmt mit Genüssen und kann mir in einer Woche Blasirtheit fürs ganze Leben holen, aber will ich Geschäfte machen, so mach' ich in einem Vierteljahre nicht, was ich „bei uns" in einem Tag fertig bringe. Kein Mensch ist zu Hause, kein Mensch hält Wort, kein Mensch erinnert sich heute, was er gestern gesagt hat; worauf ich Schwur und Handschlag habe, das ist vergessen, und was gegen die Abrede ist, das ist geschehen. Wie ich Ihnen sage, es ist Alles anders als bei uns. Was draußen fix und fest ist, das ist hier lose und locker, und was wir leicht und beweglich haben, das rührt sich hier nicht vom Flecke. Es ist ganz anders als in Deutschland! — Wer heißt Sie aber auch an Deutschland denken? Sie können

sich hier auf Schritt und Tritt täuschen und enttäuschen, Sie können Wien arg mißverstehen, ja Sie können dieser Stadt ein wirkliches und unverdientes Unrecht thun, wenn Sie sie an Deutschem Maße messen und als Deutsche Stadt in Anspruch nehmen. Dagegen wird Alles licht und klar, faßlich und verständlich, gerecht und billig, wenn Sie Wien nehmen als das, was es ist, — eine Europäisch-Asiatische Grenzstadt!

Wie Manchen habe ich schon geärgert durch dieses anscheinende Paradoxon, das ihm sein ganzes Concept in Unordnung brachte! Aber regelmäßig sagte oder schrieb mir dann dieser Mancher: Hören Sie, Sie haben Recht! Hundertmal habe ich mich an Sie erinnert . . .

Und wie sollte ich auch nicht Recht haben? Unterstützt mich doch eine gar große Autorität! Denn als ich mein Wort eines Tags einem Manne sagte, welcher Hauslehrer beim Fürsten Metternich gewesen, antwortete derselbe: Sie geben also dem alten Herrn Recht, welcher zu sagen pflegte: Asien fängt auf der Landstraße an! („Die Landstraße" ist die östlichste, in der Richtung nach Ungarn gelegene Wiener Vorstadt.) Es war also umgekehrt, denn der alte Herr gab mir Recht. Und nun muß wohl etwas dran sein, wenn man in der niedrigsten Frosch-Perspective einen großen ethnographischen Fundamentalsatz entdeckt, welchen der langjährige Regent Oesterreichs, hochstehend und weitschauend, noch viel besser in seiner Vogel-Perspective zu erkennen vermochte.

„Unbegreiflich" ist also Oesterreich nicht; man hat es als eine Art Asien zu begreifen. Was aber Europa und Asien bedeuten, das sind sogar sehr scharfe und präcise Begriffe. Europa ist das Gesetz, Asien ist die Willkür. Europa ist die Pflicht, Asien die Laune; Europa ist das streng-Sachliche, Asien ist das rein-Persönliche; Europa ist der Mann, Asien ist das Kind und der Greis ꝛc. ꝛc.

Mit diesem Schlüssel sperren Sie alle Räthsel Oesterreichs auf.

Oesterreich kennt vor Allem kein Muß und kein Soll. Dafür nennt Ihnen der Oesterreicher zwei andere, allerdings nicht Kantische sondern Asiatische Kategorien seines Handelns und Unterlassens: er handelt „weil es ihn halt g'freut" und er unterläßt „weil es ihn nicht mehr g'freut hat."

Hätte ich z. B. einen Rathgeber, der mir bewiese, daß ich neun Monate auf einem Holzweg gewandelt, so würde ich zwar den Holzweg aufgeben, aber — den Rathgeber auch. Warum? „Weil es mich halt nicht mehr g'freut" ein Gesicht zu sehen, das mich an einen Holzweg erinnert. Ob ich das Gesicht brauche, ob es nothwendig ist, ob ich es haben muß, — das Alles wäre Europäisch; Asiatisch ist: „es hat mich halt nicht mehr g'freut."

Denn über allem Dinglichen und Sachlichen steht das Persönliche in Oesterreich-Asien. Alles geht in der persona grata und ingrata auf. Aus der Hand der beliebten Person frißt Oesterreich Gift wie Caviar und aus der Hand der unbeliebten wirft es im heftigsten Fieber das einzig rettende Chinin zum Fenster hinaus.

Das Sachliche aber strebt zum Gesetz und das Persönliche zur Willkür. Jenes ist die schwächste, dieses die stärkste Seite von Oesterreich-Asien. Man könnte den Oesterreicher durch nichts unglücklicher machen, als durch einen Rechtsstaat, durch einen ernsthaften und durchgeführten Rechtsstaat. Was ist denn der starre, Germanische Rechtsbegriff anders als der berühmte „Preußische Ladstock im Leibe", vor dem sich der Oesterreicher, wie vor dem Teufel bekreuzt?! Wenn die Gesetze nicht dazu da sind, daß man durch gute Freunde, Protectionen, Persönlichkeits-Einflüsse eine „gemüthliche" Ausnahmsstellung zu ihnen gewinnt, der Henker möchte dann Oesterreicher sein! Aber Gott sei Dank, dazu sind sie wirklich da. Alle Gesetze

haben zu ihrer Voraussetzung den Ungehorsam; bei vielen wird er sogar gerne gesehen, ja bei nicht wenigen kann man sich ernstliche Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn man sich auf einer sträflichen Achtung vor der Kaiserlichen Sanction betreten läßt. Ich mache mich anheischig, in Oesterreich die gefährlichste aller Revolutionen anzuzetteln, indem ich meuchlings die Gesetze Oesterreichs befolge. Kein Mensch ist dieses Ueberfalls gewärtig, alle Behörden sind in Verlegenheit, die ganze Maschine steht still. Diese Stellung des Oesterreichers zum Gesetze verbreitet jene naive Gewissenlosigkeit, jene gemüthliche Niedertracht, welche die eigentliche ethische Lebenslust seines Daseins, kurz, sein Gewohnheitsrecht ist.

Da keine Leistung und Gegenleistung fest in Oesterreich-Asien, so wird sie von Fall zu Fall erkauft und diese Bedeutung hat das berühmte Oesterreichische Trinkgeld, Asiatisch: Bakschisch. Ich bitte, diese Verwandtschaft der Rollen zwischen dem Trinkgeld in Wien und dem Backschich in Damaskus oder Kairo wohl in's Auge zu fassen: es läßt sich viel dabei denken. Ein anderes Mal, und wenn ich nicht schon so viel Raum consumirt habe, will ich Ihnen eine allerliebste Anekdote erzählen, wie auch einmal der Kaiser Franz, dieser echte Vertreter des Oesterreicherthums „zwei Zwanziger Trinkgeld" eingesteckt hat. Aber daß hinter allen diesen Sätzen tausende von Beispielen liegen, die Einem dabei vor Augen schwebten, das haben Sie wohl ohnedies schon gemerkt. Und so sehr diese Beispiele eine grundlose Asiatische Liederlichkeit charakterisiren würden, nicht wenige würden auch die ganze Liebenswürdigkeit Asiatischer Natur-Kindschaft athmen.

Sagt' ich doch schon: Asien ist ein Kind und ein Greis. Beides auch Oesterreich. Sieht man unsere Menschen, die beweglichen, leichtlebigen, veränderlichen, mit Verve und Grazie an alle Dinge herantanzenden, so ist das ein Anblick wie ein rosiger Kinderball. Aber merken Sie wohl,

wie in all dieser Süddeutschen Beweglichkeit und Slavischen Veränderlichkeit, wie in diesem ganzen raschen Personenwirbel die Sache Asiatisch-starr, träg, conservativ, Sphinxartig-todt und gespenstisch-greisenhaft liegen bleibt und sich seit Bibelszeiten nicht vom Flecke bewegt. Darum sind uns die verwegensten Neuerungen leichter als anderen Staaten, — weil es eben nur neue Namen sind. Preßfreiheit und Confiscationen, Ministerverantwortlichkeit und Verfassungsbrüche, Concordat und Bürgerministerium — wir vertragen Alles! Ueber den Häuptern alter machtstrotzender Feudalgeschlechter plötzlich ein Bürgerministerium Herbst, Giskra und Brestel, — warum nicht? Meinethalben auch ein Bürgerministerium Robespierre, Danton und Marat, wenn nämlich diese Bürger ihren Grafen Clam Martinitz ebenso intact lassen müssen wie jene. Wir könnten sofort den Atheismus als Staatsreligion einführen, aber Cardinal Rauscher würde in der Stephanskirche ein atheistisches Hochamt celebriren!

Inzwischen ist Graf Beust entlassen worden in gnädigster Anerkennung seiner „selbstlosen Hingebung“. . . . Haben Sie gehört? selbstlose Hingebung! Wir Stylisten und Feinschmecker spitzten in unserem Freundeskreise die Ohren, als Kaiser Wilhelm in seinem Handschreiben an Grafen Moltke zuerst den Ausdruck „selbstlose Hingebung“ gebrauchte. Wir fühlten die ganze stylistische und philosophische Kostbarkeit dieses Wortes. Wie eine unmerklich kleine Handbewegung den ganzen Ideencomplex „Freimaurer“ erweckt, so gibt es Wörter, welche ganze Geisteslänber und Gedankenmilliarden charakterisiren. „Selbstlos“ ist ein solches Wort, ja, es ist das prägnanteste dieser Wörter. Der Uneigennützige verzichtet auf einen Vortheil, den er haben könnte; der Aufopfernde entäußert sich eines Vortheils, den er wirklich schon hat; erst beim Selbstlosen ist von mehr, als einzelnen Vortheilen die Rede; es ist die Rede von seiner ganzen Person, auf die

er verzichtet und deren er sich entäußert. „Selbstlos" ist die absolute Herrschaft der Sache über die Person, der Pflicht über den Willen. Also das reinst- und höchst-Europäische! das wahre Schibeloth Europas, der feinste Extract der Europäischen Ethik!

Und sehen Sie, das haben wir jetzt auch. Mag der Kaiser Wilhelm in Gottesnamen Straßburg und Metz erobern; während er Städte einnimmt, nehmen wir seine Begriffe ein und jagen ihm ohne Blutvergießen seine prachtvolle Selbstlosigkeit ab. Sind wir Kerls!

Und was das Merkwürdigste ist: so Europäisch-selbstlos sind wir just in dem Augenblicke geworden, welchen ganz Europa hoch-Asiatisch gefunden hat. Das mache uns Einer nach!

Aber vielleicht ist der erste Moment des Selbstlosen auch der letzte Moment des Asiatischen. Vielleicht? Gewiß! Bin ich also nicht doch im Unrecht und Widerspruch, wenn ich das selbstlose Oesterreich ein Asiatisches nenne?

Ich wäre es, wenn Logik und Asien nicht selbst ein Widerspruch wäre. Sind denn aber Methode, Consequenz und System Asiatisch? Nein, Asiatisch ist eben der Mischmasch, die Confusion und die Verkehrtheit. Bei Kameelsmilch und Tibetanischen Gebet-Maschinen — Champagner und Nürnbergerwaaren, das finden unsere Reisenden in den Steppen der Kirgisen und Kalmüken. Dieweil wir im Meere des Persönlichen und Willkürlichen ersaufen, gönnen Sie uns also getrost den Hafen der Selbstlosigkeit — zu dem wir ohnedies nicht Cours nehmen. Glauben Sie, der Naturgeist ist niemals aufrichtiger, als wenn er in widerspruchsvollen Zungen redet. Zu unserer Selbstfülle gehört auch das Selbstlose, just weil es nicht dazu gehört. „Asiatisch" und „selbstlos" sind kein Widerspruch in Oesterreich.

„Der Mongole."

19. November 1871.

Das ist alles recht schön und gut und ich lese Ihre Sachen mit einem wahren Genuß, sagte mir, ohne Ruhm zu melden, der Amateur, indem er mir herzlich die Hand drückte, aber; — fuhr er fort, — fürchten Sie kein Mißverständniß im größeren Publicum, ob die Politik ins Feuilleton gehört?

Schreibe ich denn Politik? fragte ich erstaunt. Ich schreibe das Theater-Referat der Oesterreichischen Tragödie, aber das Theater-Referat hat mein Lebtag ins Feuilleton gehört.

Da lachte der Amateur und drückte mir auch die andere Hand. —

Fahren wir also fort im Referat. Ich glaube, das letzte Mal sprach ich vom Schauplatz der Tragödie. Schauplatz: Asien.

Heute ist von einer neuen Person zu sprechen, welche in der Handlung des Dramas auftritt: Graf Julius Andrassy, oder — um ihm kein Deutsches Unrecht zu thun: Graf Andrassy Gyula; die Czechen nennen ihn kürzer und im Unrecht-thun geübter: der Mongole.

Meine Collegen im Oesterreichischen Theater-Referat beurtheilen das Auftreten dieser neuen Person grundverschieden von meinem eigenen Urtheile. Sie meinen, die große Scene: Andrassy in Wien, sei ganz gegen die Oeconomie des Stückes; sie prophezeien von da an dem Stücke nur Schlimmes. Alte Theater-Practiker möchten diese Scene am liebsten streichen; Böswillige, die das Fiasco des Stückes beabsichtigen, rühmen sich laut, die Scene sei eine Einlage ihrer eigenen Mache.

Jenes sind die Ungarn, dieses die Czechen.

Jokai in seinem „Hon" machte das Bonmot: Beust sei

heruntergestürzt, Andrassy — hinaufgestürzt. Und bekannt ist, was der alte vorsichtige Deák gesagt, welcher in der Orientalischen Bildersprache der Magyaren seinen Andrassy einen Weihnachtsbaum nannte, der in Wien zwar flitterhaft strahlen, aber keine Wurzel haben werde. Ein liebes elegisches Wort, das dem alten Sheikh wohl zu Gesichte steht! Man glaubt einen Patriarchen zu hören, dem es ungemüthlich wird, daß sein geliebter Ibn Gyula aus der wohnlichen Oase in den heißen Wüstensand hinausreitet.

Da draußen nämlich haust der Typhon, der Gluthauch der Wüste, der Drachenzahn-Säer, kurz der böseste der bösen Geister, der Camarillageist der Czechischen Römlinge. Seht, wie er pfaucht und schnaubt gegen den ritterlichen Wüstenreiter, seht, wie er mein geliebtes Söhnchen, den braungesichtigen schwarzlockigen Ibn Gyula mit höllischem Odem anbläst, ihn versengt und verbrennt und dann hinunterschlingt wie der Feuerfresser ein brennendes Kerzchen. Hautschauernd anzusehen! Weinet, ihr Töchter bei den Zelten, raufet das Haar ihr Jungfrauen bei den Brunnen! Ibn Gyula, die Blume der Pußta, der Held des Stammes Deák, Ibn Gyula, der Held eurer Herzen, ist nicht mehr!

Und bei Kugler in Pest und bei Demel in Wien*) haben sie schon feuchte Wangen, die mondgesichtigen, gazellenäugigen Huldinen, die dem ambrosischen Lockenkopf mit warmen Blicken sein „Gefrornes" — sprich Fagylált, — zu reichen das Glück hatten. Und wenn ich „sie" frage, was ihr das Herzchen so schwer macht, so seufzt sie und legt seufzend — ein Zeitungsblatt aus dem sammtenen Pfötchen. Ach, wenn wir Zeitungsschreiber bedächten, wie schonend wir schreiben sollten, seit die Zeitungen ein Bedürfniß aller Welt, also auch der schönen, geworden! Aber da haben sie es in ihre groben mörderischen Blätter hineingeschrieben, Pane Rieger und Pane Prazak, und die arme

*) Die fassionablesten Conditors der beiden Städte.

Kleine hat es in ihrem sanften schmachtenden Deutsch gelesen, die schauderhafte Morithat, wie der böse Typhon Clam Martinitz ihren „Helden lobebären", den interessanten Ungarn, schon so fest zwischen den Zähnen hat, daß nur noch die Sporen herausschauen. Schauderhaft, höchst schauderhaft!

Aber tröste dich, arme Kleine. Du hast mich zwar sündlich vernachlässigt, so oft der ambrosisch gelockte Ministerkopf eintrat; du warst nur Aug und Ohr für deinen Grafen Egmont-Andrassy, und ich würgte mein „Gefrornes" — sprich Faghlált — hinunter, wie Brakenburg das heilsame Gift, das er nicht umsonst aus seines Bruders Doctorkasten gestohlen! Aber tröste Dich dennoch. Es giebt Freunde im Unglück. Und noch ist das Unglück nicht da.

Zwar Jokai und Deák ahnen Unglück. Nun, laß sie ahnen, Kind! Wenn alle Ahnungen wahr würden, wo wären Sie schon, mein Fräulein! Kaum noch an einem Conditor-Buffet. Warum soll geahntes Unglück wahrer sein, als geahntes Glück?

Nur die Böhmen, die plumpen Gesellen, ahnen nicht, sondern sie rechnen! Sie rechnen ganz laut, sie calculiren es unverschämt-klar und aufrichtig-frech der ganzen politischen Welt an den fünf Fingern vor, wie sie den Schwarzgelockten in ihre Falle gelockt. Aus ist's mit Oesterreich und Ungarn zugleich! Rein alle! Dualismus, Constitutionalismus, das Alles verschlingt ihr breites Maul, wie ich dieses Liqueurbonbon verschlucke.

Eure Deutsche Verfassung, sagen sie, haben wir niemals ernsthaft genommen; die Ungarische aber, die leider ernsthaft war, die köpfen wir soeben, indem wir ihr das Haupt abschlagen, — Andrassy. Der Mongole muß uns von Pest auf den Wiener Ballplatz einen Gang machen, — wie vom Temple auf den Grèveplatz! So schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. In Pest ist er todt und in Wien machen

wir ihn todt. Das Eis und Trans der verhaßten Leitha ruiniren wir zugleich in diesem Mongolen.

Das wäre denn die schauderhafte Morithat! Aber schaudern Sie doch nicht zu früh, Fräulein Mine, denn nun kommt erst das obligate Zubehör aller schauderhaften Morithaten, nämlich das Gericht und die Moral:

Drum verehrtes Publicum,
Bringe keine Kinder um!

Wie wär's nämlich, wenn der Mongole nicht nur Herr der Pester Situation bliebe, sondern noch obendrein Herr der Wiener Situation würde? Wenn er den Czechen auf die Nase hin das Eis und Trans erst recht und für immer befestigte?

Sie haben im Wurstelprater das schöne Stück gesehen, wie der Casperl gehenkt werden soll, aber es vorzieht, seinen Henker zu henken. Soll ich's so machen? sagt er und steckt seinen Arm in die Schlinge. — Dummer Kerl! — Oder so? und steckt seinen Fuß in die Schlinge. — Esel! So meine ich es, ruft der Henker und zeigt ihm, wie man den Hals in die Schlinge steckt. — Und ich mein' es soo, sagt der Casperl und zieht die Schlinge zu.

Nun, meine Liebe? Sollte unser Held nicht so gescheidt sein, wie der Casperl im Wurstelprater? Ich denke, der Mann weiß mit Galgen umzugehen! Er hat ihm schon Einmal — seinen werthen Namen hinterlassen, aber mit seiner werthen Person es vorgezogen, Minister-Präsident zu werden.

Merk auf, Kleine. Wir wollen politisiren. Wo es sich um so wichtige Interessen handelt, wie Dein interessanter Ungar, wird es Dein Köpfchen nicht anstrengen.

Du weißt, die Ungarn lieben den Lonyay nicht. Ein Parlament muß nämlich eben so gut in seinen Minister verliebt sein, wie ein Stammgast in seine Büffetdame.

Ohne Liebe geht eben gar nichts, das begreifen Sie, mein Fräulein. Lonyay wird sich also die nöthige Liebe bei Andrassy ausborgen müssen, wenn er nicht fallen will zu Gunsten der Linken und äußersten Linken. Er wird aber nicht fallen wollen. Nun denn, halten kann ihn nur die Deakpartei und ihr beliebtester Mann, unser schwarzgelockter Mongole. Also kurz: Andrassy ist nicht todt für Pest! Hier hat die Czechenklappe ein Loch und die Fliege fliegt lebendig durch.

Jetzt bemerken Sie aber auch schon das zweite Loch, durch das die Fliege in Wien durchfliegt. Wer soll ihm in Wien ein Haar krümmen? Sein schönes schwarzlockiges Haar? Etwa Sie, Fräulein Mine? Im Gegentheile, ich bin überzeugt, Sie schenken dem armen Ungarischen Fremdling Ihre ganze moralische Unterstützung. Nicht gelacht, kleiner Naseweiß! Als ob das nichts wäre! Würden Sie denn auf einem Thron anders fühlen, als an Ihrem Büffet? Wen wählen Sie von den Zweien: einen breitmäuligen und plattnasigen Czechen auf dem hölzernen Betschemmel, oder einen schwarzlockigen, glutäugigen Ibn Gyula auf dem Arabischen Hengst Almansor? Und denken Sie etwa gar, daß die hochstehende Dame nicht so geschmackvoll zu wählen weiß, wie die tiefstehende Dame? Höchstens könnte den hölzernen Betschemmel die alte hochstehende Dame protegiren, aber die junge hochstehende Dame protegirt ganz gewiß den Arabischen Hengst Almansor und seinen rittterlichen Reiter. Und ich hoffe, die Jungen sind um eine Halslänge mächtiger als die Alten; zweifeln Sie Fräulein Mine?

Hinaufgestürzt, hat er gesagt. Ei pah! wer droben ist, der stürzt vor der Zeit nicht herab, wenn er ein rechter Mann ist. Weihnachtsbaum, hat er gesagt. Aber der Mongole wäre nicht doch etwas Grüneres als ein dürrer Weihnachtsbaum? Larifari, das wissen wir Büffetmädchen besser. Jokai und Deák! Schöne Namen, tiefe Politiker! Aber hier ist ein Punkt, wo wir Büffetmädchen doch noch

tiefsinniger politisiren. Die zwei alten Knasterbärte haben eine Ziffer aus ihrer trockenen Rechnung gelassen, was wir Büffetmädchen nicht thun, die wir im Rechnen geübt sind.

Also keine Furcht vor Jokais und Deáks bösen Ahnungen! Ich bin gewiß kein Optimist; mein bester Feind kann mirs nicht nachsagen; aber diesmal ahnen wir nicht böse, Fräulein Mine.

Wetter auch! In einem Lande, wo man die wichtigsten Weltgeschichten nach der Nase einer Persönlichkeit macht, wäre eine Persönlichkeit wie Andrassy nichts? Alles ist sie! Andrassy imponirt den Männern und gefällt den Frauen. Wäre das bei dem verflossenen Härjeses aus Sachsen der Fall gewesen, er wäre nicht über den hölzernen Betschemmel gestolpert. Der Mongole aber und sein Arabischer Hengst verfließen nicht und stolpern über ganze Barrikaden von Betschemmeln nicht. Das merkt euch, ihr plattnasigen Faselnarren. Mongole! Mich dünkt, ich höre da wieder eines jener tragischen Schicksalsworte, welche auf den Sprecher zurückprallen. War es nicht der Mongole, welcher den Slawen zwei Jahrhunderte lang in seinem Knebel gehalten? Daß ihr den Teufel nicht an eure alte wackelige Wand malt! Kurz Mine, wir fürchten die schauderhafte Morithat nicht; weder wie sie Jokai und Deák ahnen, noch wie sie die Czechen mit ungültigem Bangemachen drohen. Sie werden sich wohl mit der Moral begnügen müssen:

Drum verehrtes Czechenthum,
Bringe keinen Ungarn um.

Die Commune Oesterreich.

22. November 1871.

(Ausscheidung der Justiz und des Steuerwesens aus der Reichs- in die Landesgesetzgebung.)

Der Bauer ackert, der Müller malt, der Tischler hobelt, der Schneider näht, die Männer liegen bei ihren Weibern und die Weiber gebären Kinder. Nur so erkläre ich es mir, daß Oesterreich noch immer besteht. Aber die Pariser Commune war eine reaktionäre Heulmeierei im Vergleich mit dem Bestehen Oesterreichs. Die Pariser Commune fußte noch immer auf den zopfigen Grundsätzen des monarchischen Prinzips: zu regieren. Ueber diese veraltete und gänzlich unhaltbare monarchische Tradition ist die Commune Oesterreich hinaus. Die Commune Oesterreich ist das erste und fortgeschrittenste Beispiel in der Welt, daß es überhaupt zwecklos und völlig überflüssig ist, ein Gemeinwesen zu regieren. Das Ackern, Hobeln, Nähen, Zeugen und Gebären ruht auf sich selbst und auf dem Schwerpunkte der Natur. Sogenannte Regierungs-Gedanken oder Ideen haben da gar nichts drein zu pfuschen. Habsburg hat erreicht, was Robespierre, der alte Zopf, bloß erreichen wollte: den Naturstaat Rousseau's. Ja noch mehr. Was ist eine Brücke ohne Belastungsprobe? Druck, Gegendruck, Schwerpunkt, Spannkraft, das Alles sind Naturkräfte, aber daß die Kräfte kräftig sind, muß ich beweisen. Ich muß ihnen ein Leid zufügen, und wie sie dieses Leid tragen und überwinden, das eben ist die Belastungsprobe. Den unerprobten Naturstaat fand Georg Forster schon auf den Inseln der Südsee. Selbstverständlich können wir das in Europa nicht brauchen. Es wäre eine Frivolität, welche Oesterreichischen Staatsmännern am fernsten liegt, wenn wir den Oesterreichischen Naturstaat im leichtsinnigen Vertrauen auf die Vernunft und Ordnung der Natur dem öffentlichen Gebrauch überließen, ohne durch eine sorgfältige und gewissenhafte Belastung mit Unordnung und Unver-

nunft die genaue Probe zu machen, wie viel die Vernunft und Ordnung der lieben Natur auch auszuhalten im Stande ist. — Der Bauer ackert, der Müller malt! Nur die Frivolität der alten monarchischen Schule mochte die Gefahr wagen, auf so einfache Dinge sich zu verlassen. Wir, der revolutionaire Musterstaat, verlassen uns auf diesen Schlendrian nicht. Wir wollen sicher gehen und es genau erproben, wie weit ein weise verwirrter und väterlich mißhandelter Staat den blinden Naturtrieben der Bauern und Müller vertrauen kann. Der Bauer und Müller hat seine Rechnung gemacht: das kann mein Erwerb sein, das kostet der Betrieb, das die landesfürstlichen Steuern; — und wenn die Rechnung klappt, so wird er sich nun mit der ganzen Dummheit der Südsee-Insulaner den Naturtrieben des Brotmachens überlassen. Unser Musterstaat entreißt ihn dieser Dummheit. Landesfürstliche Steuern, rechnete der Südsee-Insulaner! Wir haben aber immer ein paar landesfürstliche Länder in petto, wo die Cavaliere jagen und die Pfaffen plärren, für welch' nützliche Dienste wir sie föderalistisch von den Reichssteuern befreien, welche Reichssteuern wir dem Bauer und Müller zu seinen landesfürstlichen verfassungstreu hinzu addiren. Das muß der Bauer und Müller wissen; er muß wissen, daß die Steuern „ausgeglichener" Länder wie das Schwert des Damokles und wie der Block des Sisyphus beständig über seinem eigenen Beutel schweben, und wenn er deßungeachtet ackert und malt, dann, erst dann ist der verfassungstreue Bauer und Müller in der rechten Geistesverfassung mit seinen „ausgeglichenen" Brüdern in treuer gemeinsamer Feindschaft zusammenzustehen. — Der Schneider näht! Auch das hat er mit Baststäden und Palmblättern schon auf den Inseln der Südsee gethan. Liegt aber der sittliche Trieb, Kleider zu machen und etwas mehr als die Thierhaut zu tragen, wirklich im Naturtrieb der menschlichen Gattung, so beweise sie es unter Hemmnissen und Hindernissen. Es soll mir

ein Deutscher Schneider in Czaslau nähen und seine Czechischen Schneidergesellen sollen ihm mit berechtigter Schadenfreude und glorreicher Wenzelsbosheit muthwillig die Tücher verderben. Es soll mir der Schneider dann klagbar werden, aber die Czechische Justiz, — aus der centralen Reichstyrannei ausgeschieden, — soll mir den Deutschen Schneider zum Schadenersatz der Tücher verurtheilen, welche die Czechischen Gesellen ihm muthwillig verdorben haben! Das Geld fließt in Czechische Armenkassen. Was ist billiger, gerechter und weiser, als daß sich die sittliche Begeisterung, Kleider zu machen, in solchen Proben bewähre! — Die Weiber gebären Kinder! Soll das eine Kunst sein und nicht roher Naturalismus, wie auf den Südsee-Inseln, so darf im Oesterreichischen Naturstaat keine Mutter mehr sicher sein, ob ihr Kind auch ein Recht an die Muttersprache hat, oder ob sie ihm als Sprachmeister irgend einen „Aturen-Papagei" halten muß, welcher eine crepirte Indianersprache spricht, deren Fortpflanzung durch Staarmatze und Papageien gleichberechtigtes, wahrhaftes Oesterreicherthum! Man belaste den Mutterleib mit solchen Belastungsproben, und erst so kann es sich zeigen, ob ihm das Gebähren ein heiliger Ernst oder bloß eine Zerstreuung in müßigen Nebenstunden ist. — Diese Festrede mußte ich Ihnen zum Besten geben, weil Sie seit einer Woche wieder Vieles gesehen haben, was man wahrhaftig nicht an gewöhnlichen Werkeltagen sieht. Sie haben gesehen, wie „der Ausgleich", zur Czechischen Thüre hinausgeworfen, zum Galizischen Fenster wieder hereinkommt. Sie haben gesehen, wie der König von Böhmen den ungesetzlichen Böhmischen Landtag auflösen läßt, welches Beispiel aber der Markgraf von Mähren, der Erzherzog von Oesterreich und der Herzog von Krain in Mähren, Oberösterreich und Slovenien leider nicht nachahmt. Hier fungiren demnach die Landesausschüsse der ungesetzlichen Landtage als echte Revolutions-Comités und im engsten Anschluß an das Revolutions-Centralcomité, welches man

Wiener Camarilla nennt, so daß die höchst entbehrliche und überflüssige constitutionelle Minister-Regierung in der That durch drei constitutionelle Minister und fünf geimpfte Sectionschefs genügend abgemalt ist und noch wohlfeiler durch acht Briefträger durchpausirt würde. Jenseits der Leytha sehen Sie gar nichts Politisches, sondern ein kleines rusticales Idyll. Sie sehen einen gottesfürchtigen puritanischen Farmer, Namens Lonyay, welcher mit einem von ihm selbst erfundenen, äußerst nahrhaften Futtergemengsel von Bank- und Eisenbahn-Actien die Fettmast des Ungarischen Parlaments besorgt. Erst die Zucht, dann die Mast! Erst Andrassy und die Liebe, dann Lonyay und die Dickfütterung. Die besten Grundsätze der Landwirthschaft lehren nichts besseres über die rationelle Bewirthschaftung des Nutzviehs. Das alles können Sie ungerecht beurtheilen und schwer mißverstehen, — wenn Sie es für regiert halten; Ich hatte Ihnen daher mit Nutzen zu sagen, daß der Sinn davon ein entgegengesetzter ist. Es ist nicht regiert; — zur Ehre der Natur, welche sich selbst leitet; es ist sogar auf eine feine und verständige Weise ein wenig mißregiert; — um besagte Naturehre desto heller glänzen zu lassen.

Hebbel und Bauernfeld.*)

12. Januar 1872.

Krumm oder grad, die Natur verschafft sich ihr Recht. Sie erzeugt sich, was sie zum Leben braucht; gegen Hindernisse erzwingt sie es. Braucht sie Verschiedenheit, so rühren alle Einheitsstaatler und Gleichheitsmacher ihre

*) Bauernfeld-Jubiläum 1872.

Maurerpinsel umsonst. Die Tünche fällt ab, das Ungleiche und Uneinige stellt sich ewig neu wieder her. Braucht sie Aehnlichkeit, so sind ihr auch die Knute und die Magna Charta einander nicht unähnlich genug, sie geht dann krumm statt grad und ertrotzt sich, was sie braucht. Vor Allem aber und als höchstes ihrer Bedürfnisse braucht sie: Maß für das Unmäßige! Nemesis nannten die Völker dieses dringendste aller Naturrechte, als die Natur noch Religion war.

Die Königsmacht, — das Unmäßigste was Menschen erfinden konnten, — scheint so recht darauf angelegt, den Witz der Natur auf die Probe zu stellen. Wie mäßigt sie nun dieses Unmaß, wie beschränkt sie das Schrankenlose? Krumm oder grad. In England z. B. grad. Das Parlament ist die Schranke der Königsmacht, und die Schranke der Parlamentsmacht ist wieder „Ihrer Majestät allergetreueste Opposition."

Aber in Frankreich, dem Reiche der Jesuitenallmacht, der Bastille und des Jean Calas? Unsere Väter sagten: Frankreich ist eine durch das Vaudeville beschränkte Monarchie.

Aber in Rußland, dem Reiche der Czarenallmacht, der Knute und des Kantschu? Unsere Väter sagten: Rußland ist eine durch den Meuchelmord beschränkte Monarchie.

Aber in Oesterreich? Denn daß Verfassung und Reichsrath, — die Magna Charta und das Parlament der Oesterreicher, — eine Schranke sei, so gering wird man von dem Witz der Natur nicht denken. Unsere Väter sagten also: Oesterreich ist eine durch den Straußischen Walzer gemäßigte Monarchie. Oder auch: Oesterreich ist eine durch die Wiener Posse gemäßigte Monarchie. Und was unsere Väter sagten, können auch unsere Kinder noch sagen, denn der Hauptsache nach ist es ziemlich gut.

Ziemlich gut, aber doch nicht ganz gut! Das maßgebende Publikum tanzt wenig und geht ins Burgtheater.

Die Definition müßte aber Alle umfassen: die Tänzer und die Nichttänzer, die in die Posse und die ins Burgtheater gehen.

Alle! Ein großes Wort. Aber die Schwierigkeit reizt mich. Laßt mich 'mal sehen. Was thun Alle in Oesterreich, um sich die Oesterreichische Monarchie zu erleichtern? Richtig, ich hab's! Alle frondiren und schimpfen, Alle ohne Ausnahme. Also stabilittiren wir unsere Definition als einen rocher von bronce: Oesterreich ist eine durch Frondiren und Schimpfen gemäßigte Monarchie. Oder um den Oesterreichischen Inhalt in der Englischen Façon auszudrücken: Oesterreich ist eine Monarchie, temperirt durch Sr. Majestät allergetreueste Majestätsbeleidiger!

Diese Definition, auf die ich stolz bin, hat's übrigens hinter den Ohren. Jedes Wort darin will gewogen sein. Daß sie wahr ist, ist noch das wenigste; wie mit Weinschmecker-Zungen will es gustirt sein, in welch' feinem und tiefem Sinne sie wahr ist. Daß sie wahr ist, wird auch der oberflächlichste Ihrer Leser, der nur je über Odernberg und Bodenbach hinausgekommen, wird jeder Blinde gesehen und mit Händen gegriffen haben. Wie hat man ihm dieses Oesterreich schwarz gemalt, schwimmend im rectificirten Polizeigeist, gleich einer luftdicht verspündeten Mißgeburt in ihrer Spiritusflasche! Dieses Oesterreich, wo die Wände Ohren haben, aber die Gedanken keine Zunge und die Zunge kein unbewachtes Wort; wo der Mouchard, hier Naderer, Vertrauter, Spitzel genannt, wie ein Heuschreckenschwarm jedes Hälmchen von Redefreiheit und jedes Keimchen geselliger Offenherzigkeit mit giftigen Freßwerkzeugen abweidet und ausrottet; wo sich der Gast vor dem Wirthe, der Bruder vor dem Bruder in Acht nehmen muß; wo selbst die Sonne am Himmel Spion und die Welle der Luft Denunciant zu sein scheint! Und was fand er? Ueberall, allerüberall wo nur zwei Menschen auf dem Pflaster und zwei Spatzen auf dem Dache zusammenkamen, den öffentlichen und ungenirten Gebrauch eines lauten, herzhaften

Schimpfens! Man schimpfte im Theater, auf Bällen, in Concerten, in Gast- und Caffeehäusern; man schimpfte links und rechts, oben und unten, auf dem Verdeck und in der Cajüte; man schimpfte im Kaufladen, im Omnibus, im zweischläfrigen Bett und im achtsitzigen Coupé. Es schimpfte A. und Z., es schimpfte Nummero Eins und Nummero Million, es schimpfte der Naderer, der Spitzel, der Vertraute, es schimpfte die Polizei selbst, ja es schimpften die hohen und höchsten Orte, wovon ich die Beispiele, wenn sie verlangt werden, nicht schuldig bleiben will. Wer nicht schimpfte war ein ungebildeter Mensch, ein Idiot, gehörte nicht in die Cirkel der Intelligenz, nicht in die feine Gesellschaft. Denn hier präsidirte der schimpfende Hofrath, welcher Tags dem „Systeme" diente und Abends übers System aufs Witzigste schimpfte; wie denn der liberale Beamte, also der schimpfende, der eigentliche Repräsentant Oesterreichs, die Charakter- und Musterfigur, der Typus und der Schildhalter dieses interessanten Staatswesens ist. Kurz, der Bruder Berliner, der über Bodenbach und Odernberg nur mit Zähnklappern und einer Gänsehaut hereingekommen, fühlte sich aufs angenehmste enttäuscht, und weil Alles so geistreich schimpfte, wollte er seinen Geist nicht zuletzt leuchten lassen, sondern schimpfte noch geistreicher mit.

Wups, faßte ihn die Polizei beim Kragen und warf das Scheusal in die Wolfsschlucht.

Wie kommt mir dieses? Wo Alles schimpft, kann Carl allein nicht loben, sagt er als echtes Berliner Kind mit klassischen Anklängen; warum muß ein einzelner Schimpf-Chorist brummen, während der ganze Schimpf-Chor frei herumgeht und öffentlich schimpft?

Das eben ist die Geheimlehre meiner Definition.

Du hast geschimpft wie ein Naturalist, aber in Oesterreich ist das Schimpfen eine feine jesuitische Kunst! Du hast beleidigt, aber nicht „allergetreust."

Zum Beispiel! Du schimpfst über Haynau und Win-

dischgrätz; wie machst du das, Bruder Berliner? Ha, ihr Ungeheuer, was für blutige Hände habt ihr! Siehst du wohl; da liegt der Has' im Pfeffer. Jetzt paß' einmal auf, wie der Bruder Oesterreicher schimpft. Pfui, meine Herren, was für — schwarze Nägel haben Sie! Bedienen Sie sich doch dieser Nagelbürste!

Nicht wahr! das heißt einmal starke Wahrheiten sagen? Und wer sie gesagt, wird ungeheuer berühmt, ist ein Liberaler, ein Radikaler, ein Held der öffentlichen Meinung, man bewundert seinen echten Mannesmuth, sein Wort geht von Mund zu Mund, die Nagelbürste wird ein liberales Programm!

Der feine und tiefe Sinn des Oesterreichischen Schimpfens, wovon ich gesprochen, ist also dieser: Schimpfe bei jeder Sache über die Nebensache, aber nie über die Sache; dieser selbst gehe schlau aus dem Wege. Schimpfe ferner so, daß du dich nicht absonderst von Denen, über welche du schimpfst, nicht von anderem Stoffe sein willst als sie, nicht in stolzer Selbsteinsamkeit eine Wahrheit und einen bitteren Ernst aus deiner Fronde machst, sondern daß du fleißig mitgehst, mitschwimmst, mittanzest, mittrinkest und mitschmausest, an allen Tischen ein gerngesehener Gast und beliebter Frondeur! Warst du in jenem Falle schlau und bist du in diesem Falle gemüthlich, dann hast du den eigentlichen Geheimsinn der Oesterreichischen Schimpf-Popularität ergründet. Dann sprich getrost von einem Capua der Geister, — wie der mild-liberale Grillparzer, — aber Capua legt sich dir zu Füßen, wenn der Augenblick da ist. Dann poltere in Gottesnamen — wie der erz-radikale Bauernfeld, der den Herodes überherodiast: Was, Capua der Geister! Nicht Capuaner, Capauner sind diese Wiener! Aber die Capauner umflattern dich mit Begeisterung, weil du nie so ungemüthlich warst, als Adler unter sie zu fahren.

Solch ein Adler, der keinen Spaß verstand und bei

dem sich die Gemüthlichkeit aufhörte, war z. B. der norddeutsche Dithmarse Friedrich Hebbel, der dafür aber auch todt ist. Eines Tages recensirte er:

„Ein Buch von uns Wienern in lustig gemüthlichen Reimlein von Rusticocampius." (Leipzig 1858.)

Und der Adler faßte unsern lustig gemüthlichen Rusticocampius (Bauernfeld) nicht eben mit Capaunerkrallen an sondern recensirte wie folgt:

„Rahel schrieb einmal an ihren Mann: Dein Brief ist so katzenklug daß er Mäuse fangen müßte, wenn er lebendig wäre. Dieser Ausspruch paßt vollkommen auf das lustig gemüthliche Buch, das uns hier vorliegt. Der Verfasser, Herr Eduard Bauernfeld, möchte nach der Dedication gern den Titel des letzten Hof- und Volksnarren davon tragen und hat den Muth bei der Gelegenheit an Kaiser Maximilian und seinen Kunz von der Rosen zu erinnern. Dieser Wunsch ist gar nicht so bescheiden, wie er aussieht, und wird schwerlich in Erfüllung gehen. Dagegen hat er ein so seltenes diplomatisches Talent bewiesen, daß er in jedem Departement des Auswärtigen mit Nutzen zu verwenden wäre. Uns ist nie ein Product vorgekommen, das unter der Maske der Harmlosigkeit so viel Calcül versteckte. Hier ist geradezu Alles berechnet, vom scharfen Stoß an, der in's innerste Gekröse eindringen möchte, wenn nur die Spitze nicht abbräche, bis zum kameradschaftlichen Gekitzel mit dem Lederknopf herunter. Der Meister zeigt sich schon gleich beim Zuschneiden des Themas. Ein Buch von uns Wienern! Was für ein Wien ist gemeint, das alte oder neue? Das alte? Wie kommt Herr Davison und Fräulein Seebach hinein? Freilich, es sind renommirte Schauspieler und Herr Bauernfeld hat Stücke geschrieben! Das neue? Was haben Bäuerle und Castelli noch darin zu schaffen? Nun, es sind gute Freunde, die ihre vergoldete Nuß zum Spielen haben mußten! Eine noch viel größere Virtuosität tritt aber in der Behandlung hervor. Wie

artig sind diese Grobheiten, wie boshaft diese Complimente! Und wie geschickt sind vor allem die Blitzableiter angebracht! Wir haben in der antediluvianischen Zeit auch gewisse Verbrüderungsfeste mitgemacht, aber wir tranken auch auf die Gesundheit Ferdinands des Gütigen und bringen es jetzt in Erinnerung. Wir nehmen uns gegen einen Minister etwas heraus, aber wir feiern auch „zwei edle Opfer." Wir binden mit der Montirungs-Commission an, aber wir rufen: Hoch, Radetzky! Courage, Courage, wenn auch Gewitter in der Luft herumziehen sollten, bei uns wird's nicht einschlagen! Dabei wird fortwährend von Gemüth gebimmelt, was sich nicht viel besser ausnimmt, wie das Vaterunserbeten beim Fenstereinwerfen und Laternenzusammenschlagen. Das Buch ist eine merkwürdige moralische Erscheinung; ästhetisch existirt es gar nicht; es gehört zu den plattesten Nachahmungen des Heine'schen Romanzero und verdient in jeder Beziehung die ernstlichste Zurückweisung."

Diese ganze Charakteristik ist so gerecht, daß sie in Bezug auf eine einzelne Person fast wieder ungerecht ist. Hebbel hätte dem armen Bauernfeld eine wahre réparation d'honneur zu leisten vermocht, wenn er geendet hätte, womit ich angefangen, nämlich der Gattung zuzuschreiben, was hier am Individuum erscheint. Es ist nicht Bauernfeld, es ist der liberale Oesterreicher, der Oesterreicher in der Opposition, den wir Beide charakterisirt haben.

Vom Oesterreichischen Passions-Spiel.*)

18. Februar 1872.

Wenn Deutschland mit all seinen guten Freunden so viel Glück hat wie mit dem Vetter Oesterreich, so — muß

*) (Gefährliche Sonder-Concessionen an die Polen um sie für die direkten Reichsraths-Wahlen zu stimmen.)

Deutschland viel Verstand haben, denn viel Glück hat es just nicht. Daß wir so langweilig sind, wie die Nymphe Echo, darüber dürften sich die Herren in Deutschland kaum zu beklagen haben. Ganz im Gegentheile! Die allianzartige Freundschaft und politische Ehe, die uns mit Ihnen verbindet, ist, wie Sie sehen, nicht nur kein Echo, sondern lauter Widerspruch. Kaum hatte Vetter Oesterreich in Ischl Gastein, Salzburg und all den wunderschönen Gegenden mit Mühmchen Deutschland die wunderschönsten Schwüre gewechselt, so drehte er sich auf dem Absatz herum und rief: Nun will ich aber auch ein tüchtiger Slovak werden! Und Mühmchen Deutschland mußte zu ihrem Entsetzen neun Monate lang Namen aussprechen lernen, wie Pane Jricek und Pane Habietinek, welche Frucht der Alpenliebe und der Zärtlichkeit von neun Monaten dem armen Mühmchen als vertauschten Wechselbalg in die Wiege zu legen, die Erzeuger Hohenwarts eine verzweifelt ernsthafte Miene machten.

Und welche Freude erleben Sie soeben jetzt an Ihrem Alliirten? Sie finden in Deutschland, daß Ihre Schulen zu sehr polonisirt werden und wir in Oesterreich finden, — daß sie zu wenig polonisirt werden; wir treten das ganze Unterrichtswesen eines großen Königreichs den Polen ab, was wir nebst vielen anderen Abtretungen „einen Ausgleich mit Galizien" zu nennen belieben. Nicht wahr, das sind doch parallele Wege zwischen zwei guten Freunden und Alliirten? Sie machen Ernst damit, Ihre Priester, welche Ihr Deutschthum schädigen, der Staatsgewalt zu unterwerfen, und auch uns ist es Ernst, mit den „Vorlagen", welche die Aufhebung des Concordats durchführen sollen, — ein- für allemal nicht Ernst zu machen. Nicht wahr, das ist doch endlich eine wohlverstandene Gemeinsamkeit der beiderseitigen Interessen?!

Diese Vorlagen, diese berühmten Vorlagen sind ein gar scheuer Singvogel! Man hört sie wohl, aber man sieht sie nicht. Gehört haben wir schon zwei Thronreden, worin sie

sich scheinbar ankündigten; aber kein Vogelsteller haſcht sie wirklich, vor Jedem verbergen sie sich in's dichteſte Holz — der Miniſter Pulte.

Aber wer Gukuk kann auch Geſetze machen gegen die Prieſter, wenn man Geſetze zu machen hat für ihre guten Freunde, für die Polen? Gott sei Dank, daß wir immer ſtaatsrechtliche Geſetze zu machen haben und vor lauter Sorge für das Staatsrecht entſchuldigt ſind, das Staatswohl zu beſorgen! Wenn Franklin nicht den Blitzableiter erfunden hätte, ſo hätte er den Oeſterreichiſchen Staat erfunden, dieſen vortrefflichen Univerſal-Blitzableiter für Alles, auf was der moderne Staat blitzen und donnern muß und was wir ſinnreich erhalten durch Reactivirung unſrer veralteten Staaten, eleganter zu ſagen, durch „Löſung unſrer ſtaatsrechtlichen Probleme.“ Das iſt ja das unnachahmlich Feine und Künſtliche unſrer politiſchen Gangart, daß wir unſre Fortſchritte zu Gunſten des Rückſchritts machen können. Immer fortgeſchritten in der Autonomie der Provinzen! Die Provinzen brauchen dieſe Autonomie ungemein nothwendig, um in Schule, Rechtspflege, Deutſcher Cultur — zurückzuſchreiten. So iſt bei uns die Reaction — ein liberales Princip. Das mache uns Einer nach!

Aber wartet nur, ihr Provinzen! Eure Unabhängigkeit von uns iſt ja nichts als unſre Unabhängigkeit von euch. O, wir ſind viel geſcheidter als man uns anſieht! Mit unſern hinterliſtigen „Conceſſionen“ ſtellen wir euch ein Bein, locken euch Zweidrittel, locken euch das Nothwahlgeſetz und die directen Wahlen ab, und haben wir nur erſt dieſe fürchterliche Blitz- und Donnermaſchine, dann ſoll's los gehen! Dann paßt mal auf!

So ungefähr meinte es der König Lear auch, als er ſeine zwei Töchter auf's Eis der Autonomie führte und ihnen klüglich die Laſt der Krone zuwälzte, während er ſich ſelbſt die Ehre der Krone und einen Reichsrath von hundert Ritttern vorbehielt. Aber wie ungebildet Shake-

spear dieses zarte Thema behandelt hat! Der schlechte Poet läßt nämlich merken, die zwei autonomen Töchter hätten den König Lear mit sammt seinen hundert Rittern — hinausgeworfen. Fi donc!

Um wie viel schöner sieht die Oesterreichische Presse die Sache an! Die verfassungstreue und deutschgesinnte (!) freut sich aufrichtig über die Weisheit des „Sub-Comités", sie gratulirt sich zu dem „glücklichen" Ausgleich, sie empfiehlt den Polen nur noch die „Mäßigung", mit der Castration unserer Souverainetät großmüthigst sich zu begnügen, sintemal selbst der heilge Augustin nicht weiter gegangen und sich nicht etwa das Herz aus dem Leibe herauscastrirt, sondern es seinem Lebens-Centralismus immer noch vorbehalten, weil ja die Chirurgie die „glückliche" Amputation dieses verhaßten centralisirenden Muskels leider noch nicht erfunden hat, wie es allerdings wünschenswerth wäre; kurz, sie ist befriedigt, die verfassungstreue und deutschgesinnte Presse. Denn — „die Katz, die Katz ist gerettet!" Der heißgeliebte Reichsrath wird endlich vollzählig sein.

Fragen Sie mich übrigens nicht, was das auf deutsch heißt: Propter vitam vivendi perdere causas! Es ist wahr, unsre gesetzgebende Versammlung wird unabhängig werden von den Landtagen, denn sie erkauft sich das — eben mit dem Recht der Gesetzgebung! Warum sollten die Polen das Geschäft nicht machen? können sie doch den Reichsrath und seine heißersehnte Zweidrittel-Majorität den Rest dessen, was er nicht mehr zu beschließen hat, ruhig beschließen lassen! Den Reichsrath freut's und die Polen berührt's nicht mehr. Warum sollten sie das Geschäft nicht machen?

Sie fragen mich: Aber warum hat's der Reichsrath gemacht? Pardon, das wollte ich just Sie selbst fragen. Ich weiß es nämlich nicht.

Inzwischen, glaube ich, verhält sich die Sache so. Dem Reichsrath war es seit Jahren peinlich, ein Rumpfparlament — an Köpfen zu sein. Das will er um jeden

Preis abgestellt haben und wird nun ein Rumpfparlament — an Rechten. Das ist kurz und gut die Wendung die sich im „Galizischen Ausgleich" vollzieht.

Wie Sie sehen, ist hier nicht sehr Vieles Täuschung, sondern rein Alles!

Der Reichsrath wird nicht, wie er glaubt, durch die Unabhängigkeit und Zahl seiner Köpfe seine Macht vermehren; er hat diese Macht erkauft durch Theilung der Macht, und so lange die Welt steht, war das nicht das Geheimniß der Machtausübung.

Mit einem Worte, der Reichsrath täuscht sich erstens, zweitens und drittens.

Erstens täuscht er sich, wie so eben bemerkt, wenn er sich einbildet, man erkauft sich höheres Ansehen und stärkeren Gehorsam durch Verzicht auf Gesetze, welche man nicht mehr geben will, für den Rest der Gesetze, welche man zu geben berechtigt bleibt. Quod non! Dieser Rest wird von da an nur noch wie eine Waare erscheinen, um welche man zu handeln fortfahren darf. Die Polen werden in Interpretations- und Competenz-Streitigkeiten erfinderisch und unermüdlich sein, auch wenn der Fall noch so klar wäre. Ihre Autonomie wird ihnen Mittel genug bieten, das Klare zu trüben, im schlimmsten Falle das nicht weg zu Läugnende wenigstens zu verzetteln, zu zerstreuen, hinauszuschieben, vom festen Boden des Sachlichen in das schwankende Moor des Persönlichen hinüberzuzerren, wo es einschläft, erstickt und untergeht. Ihre Autonomie wird die Kraft haben, sich auszudehnen, kurz und gut gesagt. Und wenn nicht theoretisch, noch lieber und profitabler praktisch!

Zweitens täuscht sich der Reichsrath noch grimmiger, wenn er sich einbildet, sein Gesetzgebungsrecht überhaupt nicht getheilt zu haben, und die Galizische Autonomie an die Oberaufsicht des Reiches zu binden durch die „selbstverständliche" Klausel, daß sich besagte Autonomie „nur innerhalb des Rahmens der Staatsgrundgesetze" zu bewegen

habe. Selbstverständlich! Die Herren werden sich wundern über diese Selbstverständlichkeit! Ich meines Orts habe noch keinen rollenden Stein gesehen, welcher dort liegen blieb, wo ich ihm mit der Kreide einen Strich vorzeichnete. Der Galizische Ausgleich ist der Uebergang von der Reichseinheit zum Föderalismus, d. h. die größte Revolution Oesterreichs, und Revolutionen haben die Unart, über Clauseln und Paragraphe hinwegzurollen wie der rollende Stein über den Kreidestrich. Wie treu und romantisch die Deutschen Reichsrathsherren an ihren Kreidestrich glauben, verdient übrigens die wärmste Anerkennung der Lyriker. Die Staatsgrundgesetze hat noch jeder Pfaffe in Tirol, in Böhmen und wo es ihm beliebte, mit Füßen getreten, auch ohne Ausgleich; die Pfaffen, Popen und Schlachzizen, hinter dem festen Wall eines Ausgleichs, werden sie „selbstverständlich" respectiren!!

Drittens täuscht sich der Reichsrath am allergrimmigsten, wenn er den „Galizischen Ausgleich" für den Abschluß seines kleinen häuslichen Kopfzahl-Schlamassls hält, anstatt für den Anfang der großen föderalistischen Revolution. War es doch ein Schauspiel für Kinder, wie man zwischen der Galizischen Resolution und der Böhmischen Declaration unsere Ministerien hin und her schaukeln und eine mit der anderen in Schach halten sah. Sind die Polen zu theuer — nun gut, so handeln wir mit den Böhmen und trotzen mit euch. Sind die Böhmen noch theuerer, wohlan, so kehren wir zu den Polen zurück, die sich inzwischen vielleicht eines Bessern besonnen. So sah man unsere Minister seit sechs Jahren, wie sie sich einbildeten, Herren des Kaufes sein und eine Waare an der andern herabhandeln, und doch hätte ihnen jedes Kind sagen können: der Markt ist ihr Herr und die Stunde wird kommen, wo sie beide Waaren kaufen müssen, genau so wie sie das Ungarische 67er Elaborat mit den 48er Gesetzen kaufen gemußt.

Naiv! Die Galizische Resolution müßte durchgeführt

werden und doch kam Galizien rechtlos an Oesterreich und hat gar nichts zu resolviren! Nach diesem Präcedens aber dürfte die Böhmische Declaration noch immer ignorirt werden und doch hat Böhmen ein thatsächliches Landrecht, — zwar ein veraltetes, ständisch-zopfiges, unbrauchbares, längst nicht mehr ausgeübtes, aber immerhin ein Landrecht! Es ist wirklich merkwürdig! Mir scheint, ich habe noch nicht alles Merkwürdige, was Gott erschaffen hat, in den zoologischen Gärten gesehen!

Also mit anderen Worten und kurz und gut: unter lauter Protesten gegen den Föderalismus treibt ihr dem Föderalismus zu! Nach dem Galizischen Ausgleich ist der Böhmische gar nicht zu vermeiden und der zieht den Tyrolischen und Slovenischen nach sich. Und wenn ihr endlich ausgeglichen habt und der Föderalismus, im Princip perhorrescirt, in der Praxis — zu eurer eigenen komischen Verwunderung — die Verfassung Oesterreichs geworden, so werdet ihr eures gesicherten Vollparlamentchens, hochverehrte Deutsche Verfassungstreue (Verfassungstreue und Galizischer Ausgleich!), noch immer nicht froh werden, denn was hättet ihr nach dem Ausgleich anderes zu thun als — auszugleichen?! Das ist eine Arbeit, ihr Herren, die man in verfassungstreuen Subcomité's zwar anfangen aber nicht ganz so lustig und unbefangen beendigen kann! Was ging denn so eben zwischen Ungarn und Croatien vor? Haben sich diese Herrschaften vor fünf Jahren nicht bestens und schönstens ausgeglichen? Und hat es nicht wirklich und leibhaftig ganze vier Jahre gedauert um im fünften von Neuem anzufangen und immer wieder von Neuem? Der Galizische Ausgleich! Ein Ring der Seeschlange! Nun gebt aber acht, wie lang diese Seeschlange ist und wie viele Ringe sie noch schlagen wird. Ein ungemüthliches Thierchen! Wie leichtsinnig ihr's losgebunden habt in euren verfassungstreuen Subcomité's!

Nur Einer wollte es angebunden wissen, das war Baron Kellersperg. Als das Ministerium Kellersperg nicht

beliebt wurde, war das Schicksal Oesterreichs besiegelt. Das Ministerium Hohenwart begab sich nicht anders auf die Flucht, als indem es die zerstückten Glieder seines Princips hinter sich über die Länder ausstreute, und dort werdet ihr es jetzt von Land zu Land auflesen müssen.

Das ist der Unterschied zwischen Kellersperg und Adolph Auersperg, ein Unterschied, den ihr etwas leicht genommen habt. —

Es wäre der Mühe werth zu wissen, und die Neugierde plagt mich, wie Shakespear seinen König Lear wohl gedichtet hätte, wenn er so viele Töchter gehabt hätte als Oesterreich Provinzen hat! Der arme Mann wurde schon über zwei Töchter verrückt und die dritte hat man ihm aufgehängt!

Gute Cordelia, alte Deutsche Markgrafschaft Oestreich! Gott schütze deinen verfassungstreuen weißen Schwanenhals, wenn ein Dutzend Regan's und Goneril's autonom werden!

Glücklich, wer nicht Zuschauer dieser Tragödie zu sein braucht, noch glücklicher, wer darin keine Rolle zu spielen braucht! Was mich betrifft, so würde ich in diesem König Lear höchstens — den Narren zu spielen verlangen, vorausgesetzt, daß eine löbliche Direction meine schwache Kraft mit dieser schönen Characterrolle betraute!

Auf den Knien.

25. Februar 1872.

Wenn die französelnden Oesterreicher für ihre schlechte Sache schon gar nichts mehr zu sagen wußten, so sagten sie — und zwar die Liberalen, diejenigen, welche beinahe für Deutsch gelten wollten, hätte sie nur nicht die tiefsin-

nige Weisheit ihres Liberalismus daran verhindert: „Geben Sie Acht, wenn die Preußen siegen, so werden wir Alle in einem Jahre auf den Knien rutschen müssen.“ Ich hatte gut antworten: „Ein Siegervolk rutscht nicht so leicht auf den Knien“ — man wußte es ja, daß ich die Binde des Preußischen Amors trug und blind vor Deutscher Liebe war, der Liberalismus dagegen war hellsehend und scharfsichtig, und fürchtete sehr gesinnungstüchtig, auf den Knien zu rutschen, wenn die Preußen siegten, so daß er also doch auch zu dem Wunsche der Reptilien gravitirte, daß die Franzosen siegen möchten, dieselben Franzosen, welche von Gaëta bis Mentana vor den Jesuiten des Vatikans — seit zwanzig Jahren bereits auf den Knien rutschten! Wahrlich, das gab nun vollends ein zoologisches Unicum: das Reptil als feinfühliger Wetterfrosch des Liberalismus!

Nun, die Preußen haben gesiegt und das Jahr ist um. Und fast genau am Jahrestage der Capitulation von Paris, d. h. der Schlußsteinlegung aller Preußischen Siege — entläßt Preußen seinen Hof- und Oberknierutscher Mühler; aber Bismarck, Luthers Fußtapfen findend — setzt vom 30. Januar an die Schlachtreden Wittenbergs fort. Den Luther's Arm, der die päpstliche Anmaßung stürzte, nicht mehr erreichen konnte, Ignaz Loyola, den angemaßten Vormund des Papstes und überpapsteten Papst, packt die Heldenfaust eines conservativen Preußischen Edelmanns an, eines Landjunkers — wie Cromwell! Und die die Siege seines Volkes fürchteten, die kernfaulen Pharisäer des Liberalismus, rutschen nicht nur nicht auf den Knien, sondern richten an jedem seiner Worte hoch ihre Nacken auf!

Ich muß das sagen, denn — sie stehlen mir das Wort vom Munde weg und sagen es selbst. Dieses Lügengeschlecht, dem die schamloseste Frechheit immer die liebste ist, erfrecht sich bereits das Lied anzustimmen: wie kurzsichtig waren doch diejenigen, welche von dem Siege Preußens eine clericale Reaction ꝛc. ꝛc. Siehe, ganz wie oben!

Und doch waren diese „Kurzsichtigen" sie selbst und ihre persönlichsten Personen. Ich könnte sie Mann für Mann nennen, die „liberalen" und „demokratischen" Abonnements-Pfaffen, die Verdummungs-Häuptlinge, die unfehlbaren Preß-Päpste und Corruptions-Equilibristen auf dem Galgen-Trapez, die vor einem Jahre aus feiger und dummer Angst vor dem gelben Fleck Deutschlands Sieg fürchteten und die heute „wonnegrunzelnd" nach Junker Bismarcks Reden hinhorchen, weil ihnen ihr „liberaler" Stremayr allerdings nichts zu erhorchen giebt.

Und was sollte Doctor Stremayr auch zu sagen haben in der Monarchie Ferdinands II.? Er hätte höchstens zu sagen, daß er nichts zu sagen hat; aber ich habe noch keinen Fisch gehört, welcher gesagt hätte: ich bin stumm! Die Naturgeschichte sagt es für ihn. Auch Doctor Stremayr läßt für seine Stummheit Oesterreichs Naturgeschichte reden, was von Pater Lamorain bis — Pater Stremayr, hätte ich bald gesagt, immer die Kirchengeschichte ist.

Und sie redet nicht undeutlich diese Geschichte; überhaupt redet Niemand undeutlich der gute Zähne hat, — so gute Zähne, wie sie die Kirche hat.

Da geht z. B. der Erzbischof von Olmütz ländlich sittlich hin und streicht aus dem Matrikelbuche zu Proßnitz und Neutitschein ungenirt Civilehen aus. Es ist, wie wenn mir Jemand aus meinem Zimmer Portraits und Büsten hinauswürfe, die ihm nicht gefallen. Das Matrikelbuch ist ein Möbel im Zimmer des Staats und nicht der Kirche. Natürlich weiß das der Erzbischof von Olmütz besser; er weiß es längst: der ganze Staat ist das Zimmer der Kirche! Ich höre ihn ordentlich, den braven Mann, der gewohnt ist, seinen Schritt und seine Ellbogen frei zu haben. Ei was, bleibt mir vom Leibe mit euern Giskraden und Stremayreien! Ich kenne in Oesterreich keinen anderen Befehlshaber als die Kirche! So war es,

seit Pater Lamorain, der den Wallenstein umbringen ließ, bis zum Staatsrath Braun, der den Protestanten Beust hinausgesandschaften ließ. So wars und so bleibts!

Und hat er nicht Recht? Recht hat der, dem man es giebt. Und Recht giebt ihm Hofrath Lemonier, der Polizeidirector von Wien, welcher eine Versammlung der Altkatholiken als „staatsgefährlich" verbietet. Staatsgefährlich! Pfaffengefährlich hätte er sagen müssen; aber mein Gott, das versteht sich ja ganz von selbst; der Pfaff ist der Staat und der Staat ist der Pfaff. Die altkatholische Kirche wird der Römisch-katholischen gefährlich, folglich wird sie auch dem Staate gefährlich, eine Folgerung, mit der wir hiermit zu unserem größten Vergnügen manifestirt haben wollen, daß wir noch immer eine Staatskirche, eine Römisch-katholische Staatskirche haben. So war's und so bleibts, — confessionelle Gesetze hin, confessionelle Gesetze her!

Die armen Schulgesetze, Ehegesetze, confessionellen Gesetze! Dieweil ihr Schäfer, Doctor Stremayr ein stummes Fischlein auf kühlem Grunde ist, stehen sie da, wie nackte zitternde Lämmlein, umfletscht von den Rachen der Wölfe. Welcher Zahn wetzt sich nicht an ihnen! Denn die Wölfe müssen geschont werden, haben die liberalen Schäfer die Thronrede sagen lassen. „Die Schulgesetze werden mit Ernst aber mit Schonung durchgeführt werden." Natürlich bleibt von einem aufgelösten Accord die Auflösung im Ohre zurück; welches Ohr könnte sonst Musik überhaupt aushalten? Die Pfaffen haben nicht den „Ernst", sondern die Auflösung des Ernstes, die „Schonung" im Ohre behalten und das Pfaffenohr hört sehr gut. Man braucht ihm solche Dinge wahrlich nicht zweimal zu sagen!

Mit dieser „Schonung" im Ohre ist das winzigste Pfäfflein mitten in der Monarchie sein eigener Souverain, gleichsam eine zweibeinige Republik Monaco, welche so oft sie die Stiefel anzieht, auf jeder Straße des Kaiserthums

ihre Souverainetät mit an den Sohlen trägt. Und hat jener Großpfaffe des Kaisers sanctionirte Civilehe aus der Matrikel gestrichen, warum soll dieser Kleinpfaffe des Kaisers verstorbenem Unterthan, der ein Altkatholik ist, nicht das Begräbniß verweigern auf „seinem" Kirchhof, wie er sagt, nämlich auf dem Kirchhof der Gemeinde, nämlich auf einer Kataster-Nummer des Staates? Natürlich thut er es! Und hat der Polizeidirector der Haupt- und Residenzstadt Wien unter dem liberalen Ministerium Auersperg-Unger eine Altkatholiken-Versammlung verboten, warum soll der Bezirks-Hauptmann von Ried nicht verbieten, daß die dortigen Altkatholiken sechshundert Gulden für Adaptirung des Theaters zu Cultuszwecken sammeln? Natürlich thut er es auch! Aber wer verargt es dann jenem Meraner-Pfäfflein, der überhaupt nicht mehr glauben kann, daß die Oesterreicher Grundrechte hätten, auch nicht einmal das Grundrecht — Schlittschuh zu laufen! So schickt denn das Meeraner Pfäfflein Bauern hinaus und läßt die Eisbahn krümelklein in Stücke zerschlagen, denn — sagt das Meraner Pfäfflein — auch Frauen laufen Schlittschuhe und das giebt durch den Eisspiegel von unten herauf Reflexe, — Reflexe — die zwar kein Mensch noch gesehen hat, die aber die keusche Phantasie des ehelosen Heiligen sieht, der seines Gelübdes so voll ist, daß ihm der Gegenstand desselben unablässig vor Augen schwebt!

Das sind die Leute, die bei uns geschont werden müssen! Zwar gegen den Erzbischof von Olmütz — berichteten vor drei Wochen die Zeitungen — hat der Staatsanwalt die Untersuchung eingeleitet und drei Wochen lang zitterte ich — daß der Erzbischof den armen Staatsanwalt tüchtig beim Kopf nehmen wird; aber es scheint, der hohe Kirchenfürst hat den vorwitzigen Mann für diesmal noch laufen lassen: wenigstens hörte man von keinem Unglücksfalle. Was so ein heldenmüthiger Staatsanwalt Untersuchungen einleitet, von denen drei Wochen lang Niemand nichts

weiß! Da sind wir schon glücklicher mit der Untersuchung, welche der Staatsanwalt gegen den Pater Gabriel in Linz, wie es scheint „mit Ernst aber mit Schonung" eingeleitet hat, denn man hat uns schon längst der Nachricht gewürdigt, daß jene sittlich-entrüstete Untersuchung — wieder eingestellt ist!

Er zieht den Degen aus der Scheide
Und denkt, was kann verwegner sein!
Besieht die Spitze und die Schneide,
Und — steckt ihn ruhig wieder ein.

Am tiefsten aber ist wohl der Brunnen, in welchen der Proceß Puches gefallen ist, der Stainzer-Proceß gegen den fanatisirten Mörder des liberalen Bürgermeisters Hangi. Ich gebe 10,000 Thaler Demjenigen, der mir beweist, daß er in sämmtlichen Oesterreichischen Blättern seit mehr als zwei Monaten nur die geringste Spur einer Notiz darüber gefunden! Pur und gediegen vergolden sollte man ein so klassisches Gebilde von Preßbureau und seine oberste Leitung! Es gehört aber auch eine so klassische Erscheinung dazu wie die liberale Oesterreichische Presse, die dem klassischen Preßbureau so klassisch aus der Hand frißt! Auf Einen Wink sind sie „Oranien der Schweigsame" Mann für Mann!

Aber im Geschäfte schauspielern sie freilich liberal, die armen Coujone; vor lauter Liberalismus haben sie sogar die Preußischen Siege gefürchtet, um nicht „auf den Knien zu rutschen." Aber — seinem Schicksale kann Niemand entgehen! Auf die Knie wirft man sich, wenn man mit dem Ohr auf dem Erdboden entfernte und wichtige Laute hören will. Und was thut denn der Oesterreichische Liberalismus anders als daß er seit dem 30. Januar aus der Norddeutschen Erde heraushorcht, mit athemloser Spannung heraushorcht, wie er von dort her ein wenig regiert wird und wie ihn Zuaven, welche in Berlin und München einmarschirt wären, schwerlich regieren würden. So horcht denn, Schmarotzer! Nieder auf die Knie, nieder ihr Sünder!

Der Badeplatz der Dummheit.

31. März 1872.

Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Freund des Nackten. Zwar nicht alles Nackten, wie mich z. B. die berühmte „nackte Wahrheit" kalt läßt. Nackte Wahrheit! Wer braucht denn die Wahrheit nackt? Das müßte schon eine ganze Blindenklinik sein, welche die Wahrheit nicht in jedem Kleid und jeder Verkleidung und Einkleidung zu erkennen vermöchte. Ich z. B. mache mich anheischig, die Wahrheit zu erkennen auf jedem Maskenball, in jedem Domino, unter russischen Zobelpelzen und wattirten Tricots; ich will sie erkennen aus Recensionen, Hirtenbriefen und Courszetteln; ich will sie aus diplomatischen Noten, Plaidoyers, Thronreden, päpstlichen Allocutionen und Correspondenzen des Pokrok; ich will sie von Victor Hugo, Barry du Barry, Grammont, Erckmann-Chatrian, von Jesuiten und Bebel-Liebknecht, kurz ich will sie entstellt, (oder höflicher zu sprechen) bekleidet von den renommirtesten Bekleidungskünstlern der Lüge, (oder höflicher zu sprechen) „ihrer subjectiven Ueberzeugung" zu jeder Stunde, an jedem Orte und in allen Gestalten erkennen; ich brauche nicht mehr Nacktes von ihr — als die Fläche ihres Augensterns. Bei Gott, wer die Wahrheit nicht an ihrem Blicke, nicht an einem einzigen Strahl ihres Auges erkennt, der lernt sie nimmermehr kennen.

Ganz anders steht die Partie mit der Dummheit. Nach der nackten Dummheit sollten die Menschen seufzen, nicht nach der nackten Wahrheit. Ihr gefährlichster Feind ist die Dummheit in der Einkleidung. Man ziehe der Dummheit ein Kleid an, und ganze Völker halten ein liberales Ministerium — für liberal. Unglaublich, aber Thatsache!

Nackte Wahrheit! Wie unverschämt! Aber so anspruchsvoll sind sie, die Optimisten. Als ob wir in einer Welt lebten, wo wir, mir nichts dir nichts, die Wahrheit nackt sehen könnten! Danken wir Gott, wenn es glückt, daß wir von Zeit zu Zeit wenigstens unsere Dummheit nackt erblicken. Im Grunde genügt es auch zum Fortschritt. In einer Welt, wo alle Offenbarungen der Weisheit als ein Rebus sprechen, von welchem es heißt: die Auflösung folgt in einer nächsten Nummer, d. h. in der nächsten Welt: in einer solchen Welt ist schon Alles gewonnen, was man mit Anstand verlangen kann, wenn der ewig verhüllten Weisheit gegenüber doch ab und zu die Dummheit sich nackt zeigen will.

Die Badeplätze der Dummheit belausche ich daher ganz mit jenem feinfühligen Enthusiasmus, womit die griechischen Bildhauer die Gymnasien, nämlich die Nacktplätze der Schönheit, besucht haben. Ich treibe meine Studien mit abwechselndem Glücke. Oft liegt der Badeplatz der Dummheit im versteckteften Dickicht der Leitartikel oder der philosophischen Vorlesungen; oft wieder ist es ein Platz, so frei, so offen, so groß — sagen wir z. B. wie von der Küste des adriatischen Meeres bis an die Küste von Böhmen, (mit Shakespeare zu sprechen.) Am capriciösesten aber ist die Badesaison der Dummheit, da sie nämlich gar keine Saison hat. Oft passiren mitten im Hochsommer und in der officiellen Saison des Sonnenstichs und des Verrücktseins die gescheidtesten Dinge, — siehe die Juli-Revolution und die Tage von Wörth und Sedan, — oft wieder wirft die Dummheit in einem halbwegs milden Februar schon ihre Kleider vom Leibe, und zeigt sich nackt. So früh z. B. möchte die diesjährige Saison angefangen haben.

Im Februar war es ja, als wir eine Schrift lasen, eine schöne leserliche Schrift, worin geschrieben stand, daß Katholiken, welche das apostolische Symbolum, welche die Dreieinigkeit, welche den Fels St. Petri, den Statthalter

Christi, die Canones des tridentinischen Concils, ja sogar die unbefleckte Empfängniß glauben und geglaubt haben, — lieber nichts glauben sollten, um die Rechte von Confessionslosen zu haben, welche sie als stock- und altgläubige Katholiken nicht haben können!!

War das eine lichte, leuchtende — Nacktheit in meinem Sinne! Paris war nur ein Lump gegen mich, als er drei nackte Göttinen sah; die zwei Alten im Bade der Susanna haben gesehen, wofür ihnen Sand in die Augen gestreut wurde, der freilich noch unpulverisirt war, denn man steinigte sie. Unsere Augen aber wurden hell und klar, o wunderbar hell und klar, ein unaussprechliches Licht ging uns auf, als wir schauen durften, was unter allen dünneren und dichteren Deckmänteln die Natur ist, die blanke Haut der Natur, die sich, Gott sei Dank, in alle Ewigkeit nicht zu verläugnen vermag!

Und gleichzeitig in diesem milden, badegünstigen Februar war es auch, wo die böhmischen Hochpfaffen und Hochtories, welche „die Stütze der Dynastie" sein wollen, den Kossuth hoch leben ließen, — welcher die Dynastie abgesetzt hat! Endlich ist die Maske gefallen, — schrieben die Zeitungen, was ich schon seit sechs Jahren alle Wochen dreimal lese. Da müßten ja die Masken wie die Zwiebelhäute übereinanderliegen! Nein, mein lieber Zeitungsstyl, nicht die Maske ist gefallen, die schon anno Belcredi gefallen war, sondern das Hemd ist gefallen! Nackt, splitternackt sehen wir sie endlich, diese schöne böhmische Blondine, diese bis auf die Ferse decolletirte Fundamental-Loyalität! Wäre die Venus Anadyomene nicht an der Küste des jonischen Meeres emporgestiegen, wo fände sie ein besseres Material ihrer Geburt, als an der Shakespear'schen Küste von Böhmen? Schaum und nichts als Schaum! Und die schaumgeborene Dummheit Anadyomene zeigt sich so unwiderruflich nackt und bloß, daß selbst Diejenigen, welche sie noch bedecken möchten — mit den Wimpern ihrer Augen, nämlich

die Augen vor ihr zuschließen, diese Blöße sogar wider ihren Willen sehen müssen und nicht einmal absichtlich mehr blind sein können. Aber sagt' ich es nicht? so segensreich für den Fortschritt ist die nackte Dummheit! Gebt uns die Dummheit nackt, und es ist Alles gewonnen. Nur die nackte Dummheit kann uns retten. Die nackte Wahrheit wird doch nur wieder von den Wahrhaftigen verstanden und deren sind wenige. Aber die nackte Dummheit wird von Allen verstanden, denn dumm sind Alle. Da aber Alle zugleich auch eitel sind, so wollen sie doch der nackten Dummheit nicht gleichen, und daher die große Wohlthat der nackten Dummheit. — Ich bin mit meinem Syllogismus zu Ende.

So unschätzbar aber auch das Schauspiel der nackten Dummheit ist, so hat doch Alles seine Grenzen. Auch die Badeplätze der Dummheit sollten ihre Polizei haben, welche verordnet: Hier ist das Baden bei strenger Ahndung verboten. Z. B. die Ungarn in ihrem Tieflande, welches ein alter Meeresboden ist, haben freilich das natürlichste Recht von der Welt, durch die aufzogenen Redeschleußen ihrer Linken und äußersten Linken*) von Zeit zu Zeit ihren Boden unter Wasser zu setzen und das alte ewige Meer, die unveräußerliche Reminiscenz ihrer Landesnatur zur größeren Ehre Gottes, dessen Geist über den Wassern ist, herzustellen. Aber, meine Herren, — es wird zu tief, zu tief! Auf diesem Badeplatz ersäuft Alles, Ehre, Reputation, Parlamentarismus, Volk und Vaterland! Hier ist das Baden verboten, sollte Euch Eure Polizei vorschreiben, in Eurem eigenen dringendsten Interesse!

So badet die Dummheit an allen Küsten unsers weitgestreckten Binnenlandes, und eigentlich dürften wir gar nicht

---

*) Die Wahlreform sollte in diesen Tagen durch die Skandal-Taktik des endlosen Mißbrauchs der Redefreiheit vereitelt werden.

im Singular sprechen, denn sie badet in ganzen Gruppen und in vielen Gestalten. Der richtigste Titel unsers Tableau's müßte heißen: „Die Dummheit mit ihren Nymphen badend." Es ist ein figurenreiches Tableau und überhaupt eine Composition im größten historischen Style!

Was sich der Kahlschlag erzählt,

oder:

Baum-Cultus und Ich-Cultus.

7. April 1872 (confiscirt.)

Wenn sonst uns're Frühlinge nur höhere Potenzen des Winters sind, so ist der heurige wenigstens veränderlich, und mit den winterlichen Tagen wechseln wirkliche Frühlingstage. Ein solcher lockte mich hinaus in die Wälder, oder richtiger zu sprechen — hinaus in die Kahlschläge!

Ich habe die Kahlschläge wie einen Tempel des Herrn durchwandelt. Ich war heiter und zufrieden; denn das ist man immer, wenn man fühlt, daß man gut und gerecht ist. Und ich war gut und gerecht. In unsern aufgeregten und leidenschaftlichen Zeiten bewahre ich mir allein noch eine versöhnliche und wohlwollende Stimmung, und darum hat auch der Kahlschlag so milde zu mir gesprochen, wie Einer, der nicht nur ein gutes Gewissen, sondern noch mehr, nämlich gar kein Gewissen hat.

Ich habe nicht gejammert wie Jeremias, ich habe nicht geflucht wie der Papst, ich habe den Kahlschlag verstanden! Ich überlegte mir Folgendes:

So lange das Meer um die Erde fluthet, gab es auch Räuber auf dem Meere, Seeräuber. Die Seeräuber von Kleinasien haben die vereinigte römisch-griechische Welt in

Schach gehalten; die Normanen, welche Seeräuber waren, haben in der Normandie und auf Sicilien glänzende Reiche, in England aber ein dauerndes Reich und die erlauchtesten Adelsgeschlechter gegründet. Die sogenannten Raubstaaten des nördlichen Afrika's, Tunis, Algier, Tripolis, Fez und Marokko hatten Jahrhunderte lang ein anerkanntes staatsrechtliches Dasein, fast bis in unsere Tage hinein. Kein Zweifel also: Seeräuberei hat einen Rechtsboden!

Nun frage ich aber: wie soll der arme Seeräuber zu seinem Rechte kommen, wenn in seiner Nähe zufällig keine See liegt, sondern etwa blos — Staatsforste? Natürlich mit Anpassung an dieses Verhältniß. Der eine Seeräuber wird sich also Holzhändler nennen und Staatsholzlieferungs-Verträge abschließen; andere Seeräuber werden sich Finanzbeamte nennen und diese Verträge ihm bewilligen; wieder andere Seeräuber werden sich Forstbeamte nennen und dem Handel der vorbemeldeten Collegen jeden wünschenswerthen Vorschub leisten. So wird sich die Arbeit vertheilen, technisch, ordnungmäßig, ganz als ob das Piratenschiff in See wäre. Allhand an Bord! Welcher Moralist hätte da das Recht, die Fahne der Rebellion zu erheben, und er, ein Mann allein, sämmtlichen Seeräubern auf ihrem eigenen wohlbemannten Schnellsegler so unbarmherzig „einzuheizen," als ob er alles von ihnen gestohlene Holz dazu verwendet hätte? Ich finde den Moralisten im Unrechte.

Aber — ein Narr macht zehn andere und so kann ein Moralist wohl auch zwölf Moralisten machen, kann es sogar in Fez und Marokko! Der Kahlschlag erzählte mir's als vollkommen authentisch. Ein Moralist — erzählte er mir — hatte seinen moralischen Spleen mit einer so heftigen Ansteckungskraft zu verbreiten gewußt, daß der Landesausschuß von Fez und Marokko selbst — lächerlich zu sagen — auf eine Untersuchung der Seeräuberei drang! Natürlich „mangelte der Thatbestand;" denn wozu hätten die

Seeräuber einem anderen Seeräuber, einem verschuldeten Richter aus einer obscuren Bauernstadt — die Hand gedrückt? Leider that der Richter zu viel des Guten; denn er begnügte sich nicht blos mit dem „mangelnden Thatbestand," sondern klagte nun seinerseits die Ankläger an, indem er in der Motivirung des Urtheils die Informatoren, Beweisquellen und Zeugen des Moralisten einer einseitigen, falschen und befangenen Auffassung beschuldigte. Auf diese Art wurde das Urtheil das Alles selbst, und der Moralist hatte Kühnheit genug, auch das wieder zu sagen. Aber ein richterliches Urtheil ist noch kitzlicher als die Mali, die ich bisher für das kitzlichste Wesen meiner Bekanntschaft gehalten, Das Urtheil ging klagen wegen Verletzung der richterlichen Würde, und jetzt hätte es dem Moralisten schlecht gehen können, wenn nicht — ein Moralist zwölf andere Moralisten machte. Die zwölf Moralisten auf der Geschwornenbank haben den dreizehnten Moralisten auf der Anklagebank einstimmig freigesprochen!!

Wenn das in Fez und Marokko geschieht, wer ist seines Raubes noch sicher? Ich wüßte nicht, was ich thäte, wenn ich Seeräuber wäre! Wahrscheinlich griffe ich in Ermanglung der Staatshilfe zur Selbsthilfe und entledigte mich des Moralisten durch einen gemüthlichen Meuchelmord. Und wenn der Bandit, welchen ich dingen wollte, weniger Artigkeit hätte als Nestroy, („befehlen Sie einen Mord?") sondern selbst wieder ein Moralist wäre, — bereits der vierzehnte in Fez und Marokko! — nun, dann wüßte ich erst recht nicht, was ich thäte. Allenfalls vergiftete ich den Hofhund des Moralisten und entwendete ihm den Hausthorschlüssel, zum Zeichen, daß ich mir meine weiteren „amtlichen Schritte" noch vorbehielte.

Das Alles ist gut, aber es ist noch nicht das Beste. Freilich muß dem Seeräuber in Ermanglung seines natürlichen Elementes auch ein gewisses Landrecht zugestanden werden; wenigstens so viel, als er zum Leben und Rauben

braucht: das erfordert die Billigkeit. Sein Anspruch aber scheint mir noch tiefer und sittlicher zu liegen. Es ist hier von nichts Geringerem als zwei verschiedenen Religionssystemen die Rede, und der Seeräuber vertritt die bessere und höhere Religion.

Der Moralist, der muffig unter seinen Bäumen hockt, die er gegen ein frisches, fröhliches Ausrotten wie ein Drache bewacht, ist offenbar nichts als ein verspäteter heidnischer Priester, der noch die Religion des Baum-Cultus bekennt, also eine Art Druide im „heiligen Hain." Nun soll nicht geläugnet werden, daß der Baum-Cultus eine gemüthliche und phantasievolle Religion war, die als Erinnerung und für die Poeten einen gewissen Werth besitzt wenngleich nicht den hohen Werth, den das Baumschlagen für die practische Gegenwart und ihre Holzhändler besitzt. Denn das muß Menschen und Christen vor Allem außer Frage stehen: mehr als alle Bäume der Welt gilt ein einziger Mensch! Höher als der Baum-Cultus, steht daher der Cultus, als dessen Gegenstand der Mensch sich selbst zu fühlen berechtigt ist, der Ich-Cultus.

Nicht der Hain ist heilig, wie der Druide meint, sondern der Mensch ist heilig, wie der Holzhändler und seine Finanz- und Forstbeamten meinen. Wenn daher der heilige Hain mit dem heiligen Menschen, der Baum-Cultus mit dem Ich-Cultus in Conflict geräth, so ist das Recht auf Seite des Menschen.

Und dieser Conflict ist da. Beide sind natürliche Widersprüche, schließen einander aus und hindern einander. Je mehr Bäume, desto mehr Wildniß und wilde Thiere, desto mehr Rohheit, Barbarei, Urzustand, desto weniger Cultur, Equipagen, Maitressen und Opernlogen. Umgekehrt aber, je mehr Wälder gestohlen werden, desto reicher wird der Mensch, und Reichthum ist noch von allen national-ökonomischen und ethnographischen Wissenschaften als der Weg zur Bildung, Veredlung und Verfeinerung betrachtet worden.

Heiliger als der heilige Hain des Druiden ist das Recht des Ich-Cultus, die Haine in Geld zu verwandeln und als Geld in die Tasche zu stecken; denn wie gemein auch das Geld verprasst, verschlemmt und verhu—ndet werde; nach den gröbsten Genüssen folgen unfehlbar die feinern und müssen folgen, weil die Sinne sich abstumpfen, ja absterben, wogegen die Seele unsterblich ist und noch lange zu leben hat, wenn der Leib längst schon gehenkt ist.

Die Woche.

5. Mai 1872.

In dieser Woche konnte man nichts Vernünftiges denken, als die Woche selbst. Welch' ein Caruſſel von Ereigniſſen!

Bischof Feßler, eine Seele der Ultramontanen, geht in die Ewigkeit und Hans Kudlich, eine Seele der Democratie, kommt aus dem besseren „Jenseits" nämlich aus Amerika in unser österreichisches Jammerthal, pardon, ich wollte sagen: österreichisches Donauthal wieder zurück.

Die schlauen Ultramontanen! Sie gewinnen uns doch überall den Vorsprung ab. Bischof Feßler kann nun die gute ultramontane Sache persönlich im Himmel betreiben, und seinen Einfluß am Throne Gottes zu unserem größten Nachtheile geltend machen. Wie mag es den armen Altkatholiken ergehen, wenn die Unfehlbarkeit einen solchen Vertreter an maßgebendster Stelle besitzt! Eine ganze Ewigkeit lang besitzt er jetzt das Ohr Dessen, nach dem wir unsere heilige Kirche nennen, und er wird es Ihm schon beweisen, daß Sein Statthalter, der sich Seine Souveränetät angemaßt hat, ein getreuer Statthalter ist und kein Usurpator, wie man es z. B. beim Vicekönig von Egypten oder in

jedem anderen irdischen Reiche nennen würde. Daß es im Reiche Christi loyale Politik war, wie sich an die Stelle des Dornengekrönten der Pantoffelgeküßte setzte, und selbst Gott wurde, und dem Ersteren die verantwortliche Last der Souverainität abnahm und Ihn zu Seiner größeren Ehre mit Conciliums-Majorität in den wohlverdienten Ruhestand eines depossedirten göttlichen Privatlebens versetzte: das Alles kann der rührige St. Pöltener Bischof durch seinen glücklichen Schachzug, womit er hinter den Coulissen unserer parlamentarischen Aera sich direct in den Himmel verfügte, um an Ort und Stelle persönlich zu wirken, — das Alles kann er jetzt mit seinem großen Talent und in der gedecktesten und unanfechtbarsten Stellung von der Welt nach Herzenslust stremayern, falls es gegen einen solchen Kampfhahn unser Herr Jesus Christus nicht etwa vorzöge, — sich für confessionslos zu erklären.

Aber was kann der arme Triumphator Hans Kudlich — und was konnte er? Er konnte die Bauern von den Junkern befreien; aber als Wien nun selbst von dem Hochjunker Windischgrätz befreit sein wollte, — flüchten oder sich hängen lassen! Die Bauern *hatten* „ihre Sache", nämlich die Befreiung von der Robot, und die Bauern-Befreier, die Revolution, die Intelligenz, die Köpfe des Reiches hatten auch ihre Sache, nämlich den Strick und die Kugel. So haben bäuerlicher Egoismus und städtische Intelligenz sich in die Wohlthaten der Revolution getheilt. Gute Wiener-Revolution, naivste aller naiven Liebhaberinnen! Gurli liebt die Freiheit; Gurli will sich hängen lassen! Das hat die Heldenmutter, die französische 89ger Revolution, doch besser gespielt.

Auch sie befreite die Bauern; aber sie bettelte hierauf nicht bei den Bauern um „Zuzüge", sondern packte sie mit den eisernen Klammern ihrer Jacobiner Zweig-Clubs und verwandelte das ganze französische Volk von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, in eine große millionenköpfige Revo-

lutionsarmee! Man war doch selbst dabei, aber kaum begreift man heute mehr die unglaubliche Naivetät unserer Pinzgauer Revolution. Der Souverän des Reiches flüchtet, und — er flüchtet in die Städte des Reiches selbst! Als der arme Ludwig XVI. flüchtete, fand er noch am äußersten Saume des französischen Bodens sein Varennes; Ferdinand der Gütige konnte ganz gemüthlich nach Innsbruck und Olmütz, vor der österreichischen Revolution — auf österreichischen Boden flüchten! Wahrlich, diese Revolution hat nicht das Pulver erfunden — zu dem sie begnadigt wurde.

Ich habe mich übrigens immer gewundert, daß Ferdinand der Gütige . . . doch nein! in jenen bedrängten, von tausend Eindrücken zerrissenen Tagen konnte ein einzelner Mann nicht an Alles denken. Aber verwunderlich ist es, daß auch in der ganzen Umgebung des Gütigen nicht eine einzige Person sich befand, welche den Gütigen darauf aufmerksam machte, daß man, wenn man eine Kaiserkrone abtritt, manche Bedingung machen kann, und daß es eine der schönsten gewesen wäre: es soll nach mir kein politisches Todesurtheil vollstreckt werden! Gar kein Zweifel, daß Ferdinand der Gütige auf diesen Gedanken eingegangen wäre, ja daß auch sein Nachfolger ihn mit Freuden adoptirt hätte, nur müßte erst der humane Mann oder das weichherzige Weib da gewesen sein, welchem der gute Gedanke einfiel. Aber er fiel Niemandem ein. Traurig für die Menschen, welche sich rühmen „durch die Geburt dem Throne näher zu stehen", und welche auf all ihren Betpulten in der Umgebung Ferdinand des Gütigen diesen guten Gedanken nicht fanden!

Vorüber, Schatten der Vergangenheit! Heller als je funkelt in diesen Tagen der glücklichen Gegenwart die Sonne des österreichischen Ruhms über die Weiten der Erde; denn siehe da, China behandelt uns fast auf dem Fuße der Gleichheit! Es ist, als ob das Gold sich herbeiließe, das echte Talmi-Gold seinen Bruder zu nennen. Ich war diese ganze Woche her trunken von Nationalstolz über die Veröffent-

lichung des österreich-chinesischen Staatsvertrages in der Wiener Zeitung. Ein Reich, welches in der Staatsweisheit so hoch steht, daß es das aufgeklärteste Verständniß über die nothwendige Wechselwirkung — zwischen Staatsbeamten und Bambusrohren besitzt, dieses unvergleichliche Reich will uns gastlicher als sonst seine Pforten und damit die Aussicht eröffnen, daß auch uns von den Quellen seiner Weisheit, die es vor allen Ländern der Erde wie ein beneidenswerthes Monopol ausübte, hinfüro gute, köstliche Tröpflein zufließen können.

O was wäre denn so Großes und Wichtiges an all dieser filzigen Handelspolitik und ihrem Kram und Trödel und Waarenaustausch, wenn es nicht zum Austausch der segensreichsten politischen Institutionen führen könnte? Dreimal gesegnet sei die österreichisch-chinesische Krambruderschaft, wenn China dem österreichischen Talmi-China seine Bambusrohre mit ihrer Anwendung auf Staatsbeamte mitzutheilen weiß! Denk ich an unsere vielen Minister und an die ausgezeichnete Brauchbarkeit der chinesischen Bambusrohre, so fallen Thränen der Sehnsucht in meinen Bart, welche nur Gott zählt!

Von der Eröffnung der Straßburger Universität, diesem großen Ereigniß der ereignißreichen Woche, sage ich nichts; ich wollte sogar, ich könnte als Oesterreicher vergessen, was ein Anderer gesagt hat. Bei der Wegnahme Straßburgs durch Ludwig XIV. stampfte der Erzbischof von Mainz auf den Boden, und rief erzürnt aus: „Das Haus Oesterreich ist fürder nicht mehr im Stande, das Reich zu schützen; man muß sich einen andern Kaiser suchen!“ War denn der Mann von Bismarck erkauft?

Wenn's auf den Lärm ankommt, so behält der ärgste Schreier zuletzt Recht, und so wäre denn der Matador dieser Woche der Vesuv, auch „Strafgericht Gottes“ genannt. Ich bin nur froh, daß der ultramontane Gott nicht am Landesgericht für Straffachen angestellt ist, denn er könnte

sich eine ernste Disciplinar-Untersuchung für eine Straferei zuziehen, welche einen Schuldigen in Rom treffen soll, und Unschuldige bei Neapel trifft. Fast scheint auch im ultramontanen Himmel das irdische Sprichwort zu gelten: den Sack schlägt man und den Esel meint man. Bliebe also nur noch die Frage übrig, wenn der Vesuv ein Strafgericht Gottes an Kirchenräubern ist, was der ältere Plinius dem Papste gestohlen hat?

Uebrigens begreife ich dieses leidenschaftliche Feuerspeien des Vesuvs nicht. Was hat er nur gegen die gute, schöne Stadt Neapel? Sieht er denn in den Straßen Neapels — Gründer herumgehen? Oder sieht er etwa die Compagnie Deimel-Kurz-Tschuppik-Hirschl in Torre del Greco lustwandeln? Ein sonderbarer Schwärmer, dieser Vesuv! Wenn es noch der Kahlenberg wäre, so wüßte man doch warum er speit und auf was er speit!

Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern!

12. Mai 1872.

Der Staatsanwalt Lamezan konnte sich gar nicht genug verwundern, daß der „Correspondent" gegen seine Confiscation Einspruch erhoben, da doch in einem Staate, der so nahe an die Türkei grenzt, dergleichen Strangulirungen — wie er zu meinen scheint — schweigend und ersterbend hinzunehmen seien; ganz entgegengesetzt aber verwunderte sich wieder mein Freund, der Engländer Wilson, welchen die Fuchsjagd und der Forellenfang in unsern Bergen sich naturalisiren ließ, und welcher nebst Füchsen und Forellen meine Feuilletons (ohne Ruhm zu melden!) schon längst für

seinen dritten Sport erklärt, der ihm sein freies England ersetzen könne.

Als ich ihm mein confiscirtes Feuilleton brachte, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und wieherte lachend: Welcher Spaßvogel war es doch, der Euerem Oesterreich den Spitznamen eines Rechtsstaates aufgebracht hat? Verdammte Narren, die Ihr seid und bleibt in alle Ewigkeit! Woher nehmt Ihr nur die Zeit, um solche Bagatelles zu durchschnüffeln und wer Teufel schenkt Euch das Geld, um die Müßigänger zu bezahlen, welche schnobbern und schnüffeln? Wir in England lassen dreitausend Mal im Jahre drucken: Ihrer Majestät allen schuldigen Respect, aber Ihrer Majestät Minister sind die ärgsten Schufte, die je gehängt worden sind! Ihr aber mopst Euch und Andere zum Sterben mit Eurer langweiligen: „Schmähung, Verleumdung, Aufreizung zu Haß und Verachtung" und all diesen hysterischen Disteleien, gut genug für Podagristen und alte Jungfern! Hat denn Euer Pickwickier-Club, den Ihr Parlament nennt noch immer nicht Zeit gefunden, diesen verdammten alten Krempel, (es regnete nur so die englischen „damn'd") aus Euern Gesetzbüchern herauszureißen und sich die trüber Fenster damit zu putzen?

Lieber Wilson Esquire, antwortete ich, Du verstehst zwar Deine Füchse und Forellen, aber laß mir mein gutes Oesterreich aus dem Spaß. Das verstehst Du entschieden nicht. Deiner englischen Preßfreiheit geben wir Oesterreicher wenigstens noch ein Doublé vor, wovon Dich jede böhmische Zeitung überzeugen kann, wenn der böhmische Wind weht, und jede clericale, wenn der römische Wind weht, welcher beständig weht, wie die Passate am Aequator. Ha, das ist mir was Rechtes, wenn Eure Minister das Wort dulden: Ihrer Majestät Minister müssen gehängt werden. Dulden! Bestellen müssen sie's! Wenn unsre böhmischen Zeitungen von „k. k. Lumpen" schrieben, so haben wir k. k. Minister gesehen, welche sich vergnügt die Hände

dazu rieben und nach Prag verständnißinnig hinüber flüsterten: „Nur fort in diesem Tone!“ Wenn wir Gesetze geben, (z. B. liberale) so haben wir Minister gesehen, welche sehnsüchtig nach den Leuten ausschauten, die die Gesetze verachten und verhöhnen wollen, und wenn die Verachtung und der Hohn da war, dieselben sorgfältig registrirt wissen wollten, was sie z. B. eine Enquête über die Schulgesetze nannten. Glaube mir, Sohn Albions, unsere „Aufreizung zu Haß und Verachtung“ ist gar nicht so böse gemeint und läuft genau genommen eigentlich bloß auf ein bischen Concurrenz und Brodneid hinaus, da wir beständig Behörden haben, welche dieses Geschäft viel schwungvoller betreiben, — zumal in Bohemien, Slovenien, Tyrolien, Bocchesien, jenen großen Vorathkammern der Natur, wo wir unsere Belagerungs-Parks, unsere Windischgrätze und Hohenwarte gegen das „bischen Wiener Intelligenz“ zu allen Zeiten gefunden haben, finden und finden werden.

Da riß meinem Engländer die Geduld und grimmig brach er los: Aber welcher verdammte Narr will dann noch Staatsanwalt in diesem verdammten confusen Staate sein?!

Die Sache ist lustiger als Du glaubst, lieber Esquire, antwortete ich. Da sieh z. B. unsern eigenen Staatsanwalt an, unsern jungen Freund Lamezan. Was thut er? Mitten in einem Pladoyer auf Verleumdung und Schmähung — verleumdet und schmäht er selbst und nennt unsere Wochenschrift „ein obscures Blatt, daß sich Reclame machen will.“ Ist das nicht hübsch? Glaubst Du, ich nehme Deine beste englische Grafschaft für diesen guten österreichischen Spaß? Aber ich weiß, woran Du laborirst. In Deinem verdammten englischen Schädel steckt nun einmal, hart wie ein Propf, der starre Begriff der Gesetzlichkeit und der verdirbt Dir jede freie Aussicht auf die schöne österreichische Gotteswelt. Wir Oesterreicher aber sind nicht Gesetzes-Maschinen, sondern muntere Naturkinder.

Und wenn wir leider Gottes das langweilige Stück „Gesetz", wie andere Nationen, doch auch aufführen müssen, so fallen wir Alle miteinander aus der Rolle und der Staatsanwalt mit. Schimpfen ist nun einmal unsere Natur und die Natur macht keinen Unterschied zwischen einem Feuilletonisten und einem Staatsanwalt und ein Staatsanwalt ist doch ein Mensch, so zu sagen. Er klagt eine Zeitung an, weil sie einen Richter geschmäht hat und — schmäht in demselben Athemzuge die Zeitung! Bist Du Engländer? Wo bleibt Dein englischer Humor? Wo bleibt Dein starker englischer Naturſinn? Solche Naturlaute sind aufrichtiger als alle Fiktionen und Heucheleien vom Rechtsstaate. Und was ist erfrischender, wenn schon das Recht faul ist, als ein frischer Luftstrom aus dem Reiche der Aufrichtigkeit! Ha, Dein Carlyle, der alte hanbuchene Hüne, schreibt die Hälfte seiner himmlischen Schriften mit dem einzigen Worte Aufrichtigkeit. Je verworrener unsere trostlosen Mestizzen- und Mischlings-Verhältnisse sind, desto wohler thut uns durch all unsere verlogenen Gesetzes-Kleister immer wieder der große Durchbruch der Natur: die Aufrichtigkeit. Ah, wie wohl wäre mir, wenn so aufrichtig, wie Freund Lamezan, endlich Alles und Jedes in Oesterreich würde! Es wäre der schönste Tag meines Lebens, an welchem z. B. die k. k. priv. „Wiener Zeitung" Concurrenzen ausschriebe für einen

Ministerialrath;
Ober-Finanzrath;
Forstmeister,

und dann aufrichtig genug wäre, zu sagen:

„Bewerber, welche ein paar Jahre in Stein oder Suben*) practicirt haben, erhalten Vorzug."

---

*) Die beiden Strafanstalten für Niederösterreich.

Dieb-sein, währt am längsten.

16. Juni 1872.

Zwischen Fez und Marokko, meinen Lieblings-Residenzen, wechsle ich gerne meinen Aufenthalt und verbleibe oft jahrelang bald in der einen, bald in der andern dieser lieblichen Schwesterstädte, welche beide meinem Herzen gleich theuer sind.

Eines Tags flanirte ich vor den Thoren von Fez an den Ufern des Sebu und sah dem Fischreiher zu, welcher sich mit Eleganz eine Karausche aus dem Wasserspiegel stahl und freute mich des talentvollen Raubbürgers von Fez, und pries die göttliche Einrichtung des allgemeinen Schnipfens im Universum.

Da sah ich meinen Freund Sidi-Blen unter einer Terebinthe sitzen und kalt rauchen. Der Turban hing ihm schief, seine schlotterige Leibbinde wogte in Seufzern auf und ab, und die kalte Pfeife sagte das Uebrige. Sidi-Blen hatte Kummer. Ich nenne ihn aber meinen Freund, obwohl ich ihn nur vom Sehen her im Café del Greco kannte, wo mir sein geierartiges Spitzbuben-Gesicht ungemein wohl gefiel und die Art, wie er den kleinen Franzosen mit Domino-Steinen aus seinem weitem Aermel beim Spiele betrog, ihm mein ganzes Herz gewonnen hatte. Aus kleinen Zügen lernt man den Menschen oft schätzen.

Salem aleikum! grüßte ich den Einsiedler unter der Terebinthe.

Aleikum salem! antwortete sein schöner Baß.

Was trauerst Du da, Sidi-Blen? fing ich das Gespräch an.

Ich bin in Sorgen, edelmüthiger Franke. Ich habe vierzehn Kinder und drei Weiber zu ernähren, und komme nicht recht vorwärts in meinem Amte. Im Gegentheile,

ich kann es sogar verlieren. Der Pascha will Ersparungen einführen und allgemein nennt man mich als Einen der Ersten, welche ihr Amt verlieren können. Wie unsicher ist Herrendienst! Wie wenig Bestand haben die irdischen Dinge!

Eins währt am längsten! sagte ich.

Was meinst Du? fragte Sidi-Blen.

Das Stehlen des Fischgeiers, der sich soeben seine zweite Karausche holt. Mir scheint, er hat auch vierzehn Kinder und drei Weiber in seinem Harem.

Du spottest meiner Noth, lächelte der Andere trüb.

Da sei Gott vor! Sprechen wir wieder von Deiner Noth. Was ist Dein Amt, Sidi-Blen?

Ich verwalte die Wälder des Pascha's, welche Du hier gegen Abend die Berge mit ihren Wipfeln bedecken siehst.

Schön. Und warum solltest Du Einer der Ersten sein, welche springen müßen, wie wir in Frankistan sagen? Weißt Du kein Mittel Dich beliebt zu machen und zu befestigen?

Wie sollte ich? Oder weißt Du eines! Ihr Franken habt Weisheit und Wissenschaft, kannst Du mir Künste nennen, die Wälder des Pascha's zu verbessern und zu verschönern?

Chamer aller Chamorim! rief ich, erschrocken, daß die Natur in dem schönsten Spitzbubengesicht sich so einfältig vergriffen. Verbessern und Verschönern! Niederschlagen mußt Du die Wälder, devastiren, ausrotten, und das Geld in Deine Tasche stecken.

Das Spitzbubengesicht Sidi-Blen's verklärte ein Lächeln, daß ich wieder anfing, an ihm zu glauben. Aber die Wälder sind eine öffentliche Sache, sagte er nach einer Weile kopfschüttelnd; Gott der Herr hat sie ins Licht der Sonne gepflanzt. Kann mein Raub verborgen bleiben?

Verborgen bleiben! Lärm soll er machen durch

ganz Fez und Marokko! Ich selbst will Lärm schlagen und Dich vor allem Volke laut und unablässig einen Dieb nennen!

Und das soll meine Stellung befestigen? Ich will Dich zu einer Negritta führen, welche gute Zaubersprüche gegen den Sonnenstich kennt.

Du hältst mich für verrückt, wie ich höre. Ich aber will Dich nicht zu einer Negritta führen, sondern zu Reb Mausche, dem kleinen buckligen Juden im Bazar, bei dem ich mein Geld stehen habe.

Ich kenne ihn wohl. Er nimmt mir immer die Napoleons, wenn ich sie beschnitten habe, unbesehen für vollwichtig. Er ist ein Chamer.

Und eben deßhalb ein ehrlicher Mann, bei dem mir in ganz Fez und Marokko mein Geld am sichersten steht.

Aber was sollen wir bei Reb Mausche?

Vor einem Notar und drei Zeugen bürge ich Dir mit meinem ganzen Vermögen, das er Dir ausweisen wird; es sind 100,000 Beutel. Von da führe ich Dich zu meinem Consul, der Dir, wenn Du meinen Rath befolgst, seinen Schutz zusichern wird, daß Dir an Leib und Leben kein Haar gekrümmt werden kann.

Mächtig seid ihr; ich weiß. Euch Franken gehört die Welt!

Bist Du also zufrieden mit diesen Sicherheiten?

Aber noch begreife ich nicht . . .

Du sagst es selbst: mächtig sind wir Franken, und unsere größte Macht sind unsere Zeitungen. Es wird Dir nicht unbekannt sein, daß ich in Fez und Marokko eine gewaltige Hand bei den Zeitungen habe.

Wir Beamten schimpfen oft genug über sie. Gott in seiner Weisheit wird wissen, wozu diese unnützen Dinge in seiner Welt sind. Wir thun regelmäßig das Gegentheil von dem was Eure Zeitungen wollen.

Siehst Du wohl! Wenn ich nun das Gegentheil meines eigenen Willens in den Zeitungen verlange, so — thut Ihr mir meinen Willen!

Da fuhr ein großes, breites Lächeln über das schöne Spitzbubengesicht Sidi-Blens, welcher endlich sich selber gefunden. Er stand auf, um mir zu folgen, that einen großen erleichterten Athemzug in seine kalte Pfeife und sagte: Hast Du Tabak?

Aus den Wassern des Sebu aber stahl der Fischgeier seine dritte Karausche! —

Mein Herz rief mich hierauf nach Marokko, aber als mich mein Herz wieder nach Fez rief, sah ich die sonst grünen Berge des Westens ihrer Walddecke beraubt und im Café del Greco munkelte die Gesellschaft: Sidi-Blen und seine Bande stiehlt, was Gott verboten hat.

Ich nickte verständnißinnig. Laut aber sagte ich: Habt Ihr Beweise?

Da kamen die angesehensten Männer der Stadt und des Landes und gaben mir solche Zeugnisse an, daß ich selbst erstaunt war, mit welch genialer Unverschämtheit mein Schüler sein Wesen trieb.

Ich aber warf mich ins Feuer und rief: Ihr Männer des Landes, seid getrost! Ich will in Fez und Marokko der Wahrheit einen Rächer erwecken und Eure Staatsdiebe dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zur wohlverdienten Züchtigung ausliefern!

Hierauf fing ich in den gelesensten Zeitungen von Fez und Marokko an, meine Anklagen zu erheben, meine Zeugnisse vorzulegen, nannte den großen Dieb Sidi-Blen und all seine Helfershelfer mit Namen, nannte sie laut und öffentlich Diebe, bewies ihnen daß sie Diebe seien, forderte laut und öffentlich auf, mich zu verklagen, wenn sie es nicht wären, und verlangte vom Staate ihren Proceß und ihre Verurtheilung, wenn sie es auf sich sitzen ließen.

Und sie ließen es auf sich sitzen.

Und ich schrieb und schrieb. Und ich schrieb bis ins dritte Jahr, schrieb lauter Wahrheit, lauter erhärtete Thatsachen und der Boden von Fez und Marokko war klafterhoch bedeckt mit Larven, die ich den Dieben heruntergerissen.

Da saß ich eines Morgens im dritten Jahre und schrieb so eben den dreihundert sechs und neunzigsten Artikel gegen die Diebereien des Sidi-Blen, als die Thüre sich aufthat und der Postbote mir einen Brief von Sidi-Blen übergab. Der Brief lautete:

„Gott ist Gott und Cartouche ist sein Prophet! Dem Stern aus Frankistan, dem Schwan der Weisheit, dem Gebietiger des Scharfsinns, dem Erfinder der Rathschläge, dem großen, edlen, unübertrefflichen Feridun. (So lesen wir Deinen Namen Ferdinand in unserer persischen Hofsprache.)

Wohlthäter meines Lebens, Retter meines Blutes, Balsam meiner Gesundheit, mein Augenstern, meine Sonne, mein Mond, mein Wasserquell und mein Fruchtgarten! Wie tief kennst du die Menschen, erhabener Feridun! In welchen Schulen mußt du gelernt haben! Mit Furcht fing ich zu stehlen an und mit Furcht erfüllten mich Deine ersten Artikel. Du triebst mich und die Meinigen mit Deinen Beweisen unsrer Unredlichkeit dergestalt in die Enge, daß mir aller Spaß verging, der fürchterlichste Ernst vor den Augen schwebte, und jeden Morgen, so oft ich mein Amtszimmer betrat, mir nichts sichrer schien, als die seidene Schnur auf meinem Schreibtisch. Aber es kam Alles, wie Du's vorausgesagt hast.

Kaum sahen mich meine Mitbeamten so heftig verfolgt, so sagte der ganze Beamtenstaat: Justament nöt! Es ist dies ein altes mystisches Wort unserer heiligen Sprache, oder vielmehr jener Ursprache, welche einst alle Menschen verstanden, ehe Gott beim Thurmbau zu Babel ihre Spra-

chen verwirrte. Damals retteten sie nur dieses einzige Wort und zwar auch nicht alle Menschen, sondern nur die Regierungskaste, in deren Geheimsprache es heute noch herrscht, wo nur im Umkreis der Erde Beamte sind und regiert wird. Unsere Beamten tragen dieses Wort in verschlungener Schnörkelschrift als Amulet auf der Brust, und so oft ein Artikel von Dir erschien, der meine Absetzung verlangte, zogen sie das Amulet aus der Brust, sahen es an, küßten es und riefen: Justament nöt! Ich stehe nun fest in meinem Amte, meine Vorgesetzten vertrauen mir unbegrenzt und meine Taschen strotzen von Geld. Mein Harem hat sich gefüllt und aus meinen drei Weibern und vierzehn Kindern sind elf Weiber und sechsunddreißig Kinder geworden. Ich baue Villen, lege Gärten und Bäder an, wandle auf Marmor und kostbaren Teppichen, gebe Gastereien, möblire mich aus Frankistan, — und Alles, Alles ist gestohlen!

Nachschrift. So eben sucht ein Negro aus Brasilien meine Protection beim — „Holzhandel" und schenkt mir einen Papagei von ausgezeichneter Pracht und Schönheit. Dir zu Ehren nenne ich ihn „Feridun", löse ihm die Zunge und lehre ihn Deinen großen Weisheitsspruch: Diebsein währt am längsten. Wenn Du wieder nach Fez kommst, so beehre das Haus Deines Knechtes und nimm den herrlichen Vogel zum Geschenk an."

Das will ich. Denn ich habe die Idee, diesen Papagei auf die Wiener Weltausstellung zu schicken, damit er es allen Völkern der Erde verkündet: Dieb-sein währt am längsten!

Weises aus Oesterreich.

23. Juni 1872. (Confiscirt).

Das Ministerium für Verkehrsstörung, genannt Finanzministerium, hat also den Zeitungsstempel und den Inseratenstempel unglücklicherweise glücklich durchgesetzt. Der productive Verkehr des gewerbtreibenden Publikums, Nachfrage, Angebot, Absatz, Handel und Wandel, Kauf und Verkauf bleibt durch die Last des Zeitungsstempels und des Inseratenstempels fernerhin erschwert und gestört; denn die Regierung — braucht diesen Verlust des Publikums! „Alles, was das Volk verliert, das gewinnt der Staat," sagte mein Professor, als ich meinen national-öconomischen Cursus — bei den Hottentotten hörte.

Es trieb Einer sein Vieh in's Weizenfeld der Gemeinde und ließ es fressen. Der Flurschütz brachte ihn vor den Dorfschulzen und die Geschwornen. „Ich sehe freilich ein, daß es ein Schade für Euch ist," sagt er, „aber für mich ist es ein Nutzen; ich brauche das Viehfutter. Ich kann mein Vieh nicht erhalten, wenn ich es nicht in die Weizenfelder der Gemeinde treibe." Schade, daß das nicht vor dem Schottenthore war, wo es den Leuten eingeleuchtet hätte. Aber die Bauern, welche nicht sowohl Finanzminister, als vielmehr Menschen waren, sagten mit ihrem primitiven Menschenverstand: „Michel, Du bist fast nicht gescheidter als Dein Hornvieh selbst, wenn Du es so verschwenderisch und kostspielig ernähren willst. Dein Viehfutter ist viel zu theuer. Bei Deiner Viehzucht würde bald die Menschenzucht aufhören." Darauf haben sie ihm die Weizenfelder nichts weniger als bewilligt; sie verurtheilen ihn zum Schadenersatz. Es waren Bauern!

So gescheidt wie die Bauern sind wir übrigens auch noch. Auch de Pretis hat es ja zugegeben: „Die Inseratensteuer ist schlecht, schädlich, verwerflich, verderblich, die

lumpigen 200,000 fl. sind ein Blutgeld und verhindern vielleicht den Umsatz von zwanzig Millionen"; er hat das Alles mit einer Art Bauernverstand eingesehen. Nur Eins war dabei neu und ein wirklicher Fortschritt! Sonst hat man die Steuern, welche man haben wollte, wenigstens gelobt und empfohlen; mit mehr Aufrichtigkeit — die Griechen würden sagen Cynismus — macht man heute die Steuern, welche man haben will, früher herunter, gibt ausdrücklich zu, sie sind schlecht, verwerflich, verderblich, sie taugen zum Henker nichts, und läßt sich hierauf die so empfohlene Steuer ganz gemüthlich bewilligen!

So protzig ist der Grund aller Gründe, die Noth! Man braucht die 200,000 fl. Man wüßte nicht, woher sie sonst nehmen?

Und freilich ist es das Bequemste, wenn ein altes Weib ihr Portemonnaie aufmacht, um eine alte Bettstatt zu verkaufen, was sie durch den Druck bekannnt macht, mit ein paar langen Fingern in das Portemonnaie hineinzugreifen und ihr von dem Erlös der Bettstatt, die sie noch gar nicht verkauft hat und vielleicht nie verkaufen wird, einen Theil im Vorhinein wegzunehmen. Bei dieser Finanzkunst braucht man nicht Ideen, sondern blos Finger. Aber die Ideen sind selten; dagegen die Finger von mehr oder weniger Länge allgemein. Also, — quod erat demonstrandum!

Seit Bruck hat kein Finanzminister mehr Ideen gehabt. Auch Brestl hatte bloß die Idee, Möbel zu verkaufen und einen Fünftel-Bankrott zu machen; aber auch das waren nicht seine eigenen Ideen, denn die eine findet man auf dem Tandelmarkt und die andere — ich mag nicht sagen, wo. Die Londoner Börse hat es statt mir gesagt!

Die Behörde für Erregung öffentlicher Unruhen, ich will sagen, die Polizei, hat die Woche nicht weniger schön angefangen, als das Ministerium für Verkehrsstörung.

Ich ging dieser Tage über den Stefansplatz, da trat

mir ein Unsicherheitsmann entgegen und arretirte mich. „Warum?“ fragte ich. „Sehen Sie nicht, daß es hier verboten ist, diesen Ort zu verunreinigen? —“ „Natürlich. Aber ich habe ihn ja gar nicht verunreinigt.“ — „Unsinn! Eine gute Polizei muß den Uebeln zuvorkommen. Oder wollen Sie läugnen, daß Sie diesen Ort hätten verunreinigen können?“ — „Nein, das läugne ich nicht.“ — „Nun sehen Sie wohl! Sie gehen mit. Sie sind mein Arrestant.“

Dieser Tage promenirten Arbeiter über den Galitzinberg, welche öffentliche Unruhen hätten erregen können. Sie hätten können Barricaden bauen, Häuser demoliren, Vorübergehende beleidigen und mißhandeln, die Predilbahn verlangen, die Unfehlbarkeit des Papstes ausrufen, kurz, öffentliches Aergerniß geben. Das Alles haben sie nicht gethan. Sie haben blos Lieder gesungen und ihre Freude bezeugt an Manufacturen der Türkischroth-Färbereien. Aber bekanntlich sind Lieder nicht verboten, auch die bedenklichsten nicht, wie z. B. die clericalen Blödsinns- und Zotenlieder der tirolischen Kirchenmänner, welche von der Milch der Maria und anderen Weiblichkeiten handeln. Was aber die Türkischroth-Färbereien betrifft, so würden die Statistiker sagen können, wie viel wir deren haben, wie viel sie produciren, wie viel sie Steuern eintragen; aber die Logiker würden nicht sagen können, warum ihre nützlichen Fabrikate verboten sein sollten.

Also Alles in Allem: Die Arbeiter haben in Dornbach keine öffentlichen Unruhen erregt. Aber sie hätten öffentliche Unruhen erregen können. Da dachte denn die Polizei: Wofür bin denn ich da? Eh' ich's darauf ankommen lasse, bis diese vielen bedenklichen Leute Unruhen erregen, erreg' ich sie lieber selbst. Ist doch die Gewißheit immer besser, als die Angst und die Furcht.

Dacht' es, zog ihren Sabel, versperrte den Arbeitern

den Weg, hieb ein in sie, verwundete sie und arretirte ihrer dreißig.

Die Unruhe auf der Straße war hergestellt und die Unruhe in den Blättern wird noch lange dauern.

Sonst aber ist Oesterreich g'sund.

Gute Gesinnung.

7. Juli 1872. (Confiscirt.)

Im Namen Gottes Vaters † und des Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen.

Vater unser, der Du bist in dem Himmel, geheiliget werde . . .

Ja so; ich wollte eigentlich ein Feuilleton schreiben! Pardon!

Aber wer kann dem Herzen gebieten, wenn es sich endlich Luft machen darf!

Ich fange unwillkürlich zu beten an, wenn ich an meinen neuen Statthalter denke.

In Linz soll er gesagt haben! „Hoffentlich kommt die Zeit, wo es erlaubt sein wird, ein frommer Katholik zu sein." Wer möchte von dieser gütigen Erlaubniß nicht Gebrauch machen? Wenn es in der niederösterreichischen Statthalterei nicht erlaubt ist, ein Ehrenbürger — wie Hanns Kudlich zu sein, so bediene man sich der Erlaubniß, ein frommer Katholik — wie Ferdinand Kürnberger zu sein! Man bete!

Ich wenigstens thue es. Ich danke Gott von ganzem Herzen, daß wir wieder einmal so weit sind.

Eigentlich wäre ich ja niemals mißvergnügt und schlecht gesinnt; ich kann bloß das viele Stehlen und Lügen nicht leiden.

Dagegen ist Niemand dankbarer als ich für ein erquickendes Balsamtröpfchen von Wahrheit.

Und der Name Konrad von Eybesfeld als Statthalter von Niederösterreich, residirend in Wien — ist eine Wahrheit!

Es giebt kein ehrlicheres und wahreres Wort in Oesterreich, als seinerzeit das Wort Belcredi's: „Aufzuräumen mit dem Bischen Wiener Intelligenz."

Das ist die Meinung!

Eigentlich ist es die Meinung aller Feudal-Monarchien.

Wie gerne möchten z. B. auch die preußischen „Schulregulative" aufräumen mit dem Bischen protestantischer Intelligenz, wenn's nur nicht ein Bischen so viel wäre! In Oesterreich aber, wo das Bischen Wiener Intelligenz wirklich ein Bischen ist, sind wir in diesem Punkte vor Preußen voraus und können daher unser Herzenswörtchen, mit besagtem Bischen aufzuräumen, von Zeit zu Zeit schon couragirter in die Welt schallen lassen.

Es war der „liberale" Advocat und der „Barricaden"-Minister Bach, welcher, als die Soldaten sich schon längst satt gehängt und geschossen hatten, immer vom Neuen erklärte: Er könne ohne Belagerungszustand nicht regieren. Wie ehrlich war das! Wie aufrichtig! Wie paradiesisch und adamitisch! Goldenes Zeitalter! Damals durfte „das Regime" seine Meinung noch frank und frei heraussagen!

Leider bekam das Regime bald darauf heillose Prügel und die Prügelstrafe verdirbt immer den sittlichen Character des Menschen. Das Regime mußte zu lügen anfangen.

Zwar hatte auch Schmerling noch sehr viel Wahres an sich. Er hob das Concordat nicht auf; nicht einmal die Jesuiten-Gymnasien in Feldkirch und Ragusa; er erdachte eine Volksvertretung, durch welche — der Hof sehr gut vertreten war; er erdachte die Schmerling'sche Reichsverfassung und schonte sorgfältig die Mörder derselben, die Goluchowski'schen Provinzial-Verfassungen. Das Alles war

ehrlich. Es ging nicht wohl an, sich zu täuschen, selbst mit Hilfe des Friedrich Uhl'schen „Botschafters" nicht; man wußte an dieser ganzen Schmerling-Aera, „wie es gemeint war". Bei diesen schönen reactionären Thaten hat sich aber der Mann doch wenigstens mit liberalen Redensarten befleckt, was ich ihm heute noch nicht verzeihen kann. Wie wurde mir, als ich in meinem alten ehrlichen Oesterreich, in meinem kutten- und galgenreichen Vaterlande die „Wissenschaft eine Macht" nennen, oder das Gelöbniß aussprechen hörte, „die berechtigte öffentliche Meinung in sich aufzunehmen." Als ob die öffentliche Meinung nicht schon an sich Rebellion wäre! Als ob die öffentliche Meinung noch ein Recht hätte, sobald der Beamte sein Decret und der Volksvertreter seine „Concession" in der Tasche hat!

Nein, man konnte an der Schmerling-Aera keine Freude haben, wie Dichtung und Wahrheit in ihr vermischt waren. Reiner war die österreichische Wahrheit und fester stand sie wieder auf ihren Füßen unter Belcredi. Keine Verfassung! Das ist die Meinung unseres Herzens. Fort mit der Dichtung und der Wahrheit die Ehre gegeben! Keine Verfassung nicht einmal eine Schmerling'sche Scheinverfassung! Freilich war es selbst wieder ein Scheinwesen, daß man das „sistiren" und nicht „aufheben" nannte; aber sind wir nicht allzumal sündige Menschen? Und seien wir gerecht! Sistiren und Aufheben macht wirklich keinen Unterschied, wie etwa Lüge und Wahrheit, sondern bloß wie Höflichkeit und Grobheit. Wozu das gröbere Wort muthwilligerweise gebrauchen? Es klang ungefähr, als ob ich sagte: Sie sehen vortrefflich aus; gehen Sie heuer nach Gastein oder nach Carlsbad? D. h. Sie sind krank.

Und hat uns Belcredi mitten unter allen Dichtungen, die wir noch durchzumachen hätten, als eine felsenfeste, unzerstörbare Wahrheit des alten, ehrlichen Absolutismus nicht seine unsterbliche Erfindung hinterlassen, das objective Verfahren in Preßsachen? Angenommen, ein nach-Belcredisches

Oesterreich müßte eines Tages wieder — dichten und z. B. die Jury einführen, so lassen wir neben dieser Dichtung die Wahrheit des objectiven Verfahrens groß und hehr weiter bestehen, und nun paßt einmal auf, ob ihr die erdichteten Geschwornen je zu Gesichte bekommt! Hoch Belcredi und abermals hoch!

Das Bürgerministerium Beust-Giskra wird ein Oesterreicher, dem es um die ehrliche Wahrheit zu thun ist, eigentlich gar nicht aussprechen. Freilich regierte in Oesterreich, wie er es Gott sei Dank immer thun wird, der alte absolute Wille; aber diesmal fast unter lauter falschen Devisen. Natürlich wird die Polizei so wenig wie unter Metternich ein Vereinsleben dulden; aber wozu dann ein Vereins*recht*? Natürlich wird die Polizei so gut wie unter Metternich jeden Freiheits-Zimmermann*) lebendig oder todt über die Grenze jagen; aber wozu dann ein *Staatsgrundgesetz* zum Schutze der persönlichen Freiheit? ꝛc. ꝛc. Kurz, die Frau Resl schüttelte fortwährend den Kopf. Die Frau Resl, die sich nämlich von einem Romane nur rühren läßt, „wenn's wahr is," fragte uns bei ihrer Lecture der Romane im Reichsgesetzblatt unter Beust-Giskra recht fleißig, „ob's wahr is", und wenn wir ihr dann antworteten: Nein, Frau Resl, es ist Alles erdichtet, so legte sie den Giskra-Roman mit Verachtung weg und schüttelte ihren alten österreichischen Kopf. Das konnte nicht so fortgehen!

Eines Tages fragte sie uns: is's wahr daß wir Böhm' werd'n müssen? Da konnten wir mit lauter deutlicher Stimme antworten: Ja, Frau Resl, es ist wahr!

Ich will meine Schwäche für Hohenwart Niemanden aufdringen, aber er war mir von allen nachmärzlichen Mi-

---

*) Zimmermann, Redakteur eines Blattes „die Freiheit" mit einer fast demonstrativen Brutalität ausgewiesen und über die Grenzen geschafft — weil das Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit auf ihn, als Fremden nicht anwendbar!

nistern der liebste, weil er der wahrste war. In Hohenwart sprach das alte ungebändigte Oesterreich endlich wieder frank und frei von der Leber weg! Eine zehnjährige mühsame und qualvolle Verstellung zerbröckelte wie Terracotta an cyklopischen Mauern und zum Vorschein kam wieder die Wahrheit. Pfaffen und Patrimonien, Punktum! In's Hundeloch! marsch! Der Reichsrath hänge sich selbst auf, (gar kein übler Gedanke!) und erwürge verfassungsmäßig seine Bankier-Verfassung! (Wirklich gut!) Damals waren die schönsten Tage meines Lebens.

Hinlänglich elend wurde mir aber zu Muthe in der Blattern-Aera Auersperg-Unger, und ich ging der Frau Resl in weiten Bogen aus dem Wege. Die fürchterliche Frau mit ihrer einfachen Frage, ob's wahr is! Was soll wahr sein, Frau Resl? Liberalismus? Verfassungstreue? Lächerlich! Aber wollen Sie Wahrheit, nun, so ist und bleibt wenigstens Hohenwart wahr! Glauben Sie mir, verehrte Frau, er ist nicht gestürzt! Seine reactionären und verfassungsfeindlichen Beamten sitzen rings in allen Aemtern und Würden!

Rings! Die Frau Resl wischte die Hornbrille, — aber ihr Auge ist blöd — und sie hat überhaupt keinen weiten Gesichtskreis. Rings! Was ist, rings?

Da versetzt uns das liberale und verfassungstreue Blattern-Ministerium Auersperg-Unger den reactionären Hohenwartianer endlich als Statthalter von Linz nach Wien, in die nächste Nähe der Frau Resl und in das unmittelbare Bereich ihrer Hornbrille. — Jetzt trage ich meinen Kopf wieder hoch vor dieser allegorischen Austria.

Die Wahrheit zieht wieder ein! Sie kommt näher und näher!

Zwar eine traurige Wahrheit, aber das ist Nebensache; die Hauptsache ist, daß es die Wahrheit ist. Oestereich findet sich selbst wieder.

Ich möchte solche kleine Anzeichen nicht unterschätzen.

An der ganzen achtköpfigen Giskra-Dichtung war zuletzt nichts wahr, als ein kleiner unbekannter Verwaltungsbeamter aus Salzburg, den sich das hochwogige Revolutions-Ministerium Giskra aus reiner Coulance und nur so im Vorbeigehen gefallen ließ, und siehe da, eines Tages war dieser Graf Taaffe Ministerpräsident dieses hochwogigen bürgerlichen Revolutions-Ministeriums!

Die liberalen Blätter scheinen mir daher den Vogel nicht abzuschießen, wenn sie diesen Baron Conrad v. Eybesfeld schon als Statthalter von Oesterreich bekämpfen. Wie, wenn er einst Minister von Gesammtösterreich würde? Ich wenigstens gefalle mir in diesem Gedanken.

Wären wir in England, wo man denselben Minister sechsmal ernennen kann, z. B. bei den Whigs immer wieder Palmerston, bei den Tories immer wieder d'Israeli, so wäre eigentlich schon längst wieder Hohenwart an der Zeit; — was sollen wir uns täuschen? Aber statt Hohenwart gefällt mir Eybesfeld als Minister ganz gut.

Und da man sich schon lange um die Nachfolge Rauschers den Kopf zerbricht, warum könnte auf Baron Eybesfeld's Weg nicht ein zweiter Linzer nach Wien herabkommen und der künftige Wiener-Erzbischof — Rudigier sein?

Nur Wahrheit! Kann ich schon das viele Stehlen nicht bändigen, so bin ich doch glücklich, wenn das viele Lügen mehr und mehr zur Wahrheit gravitirt. Die Wahrheit macht mich ganz glücklich.

Ich will Beweise davon geben.

Von heute an, von der Aera Eybesfeld an, nehme ich mir vor, mir recht viele Mühe zu geben, und in den Landesgerichten und Finanz-Landesdirectionen einen ehrlichen Mann zu suchen. Und wenn ich ihn gefunden habe, — was gar nicht so unmöglich ist, — so will ich nicht mehr unsere Tausende von Dieben anklagen, sondern fort und fort den gefundenen ehrlichen Mann loben.

Ich will ein besserer Mensch werden.

Schon darum, weil ich bereits die Reisetasche umgehängt habe, und Wien mit dem Rücken ansehe. Im Rücken aber sieht das Auge weniger scharf.

Zeitungs-Confiscationen und § 300.

4. August 1872.

Der Journalistentag in München hat die Resolution gefaßt: Du sollst nicht confisciren!

Schon Moses sagte: Du sollst nicht stehlen; und dann sagte er noch einmal: Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut. Unter den zehn Geboten zwei für das Eigenthum! So heilig war dem alten Gesetzgeber das Eigenthum; aber das Moralgesetz Mosis ist auch unser christliches.

Wie kommts nun dessenungeachtet, daß christliche Obrigkeiten christlicher Staaten — confisciren, d. h. Eingriffe in fremdes Eigenthum machen und fremdes Eigenthum verletzen?

Zum Besten des Publikums und als Vertrauensmänner des Publikums!

Z. B. der Marktcommissär confiscirt eine giftige oder verdorbene Waare. Das thut er erstens zu meinem Besten, damit mir die giftige und verdorbene Waare nicht schädlich wird, und zweitens: thut er's als mein Vertrauensmann, denn eigentlich sollte ich selbst so viel Waarenkunde besitzen, aber ein Mensch kann nicht Alles kennen, es war mir daher bequemer, gleichsam mit einer Art Arbeitstheilung einen Mann zu bestellen, der die Waaren statt meiner kennt, und dem ich das Vertrauen schenke, daß er seine Kenntniß nur mit Gewissenhaftigkeit anwenden wird.

Dieses Vertrauen war leicht zu schenken, denn der Vertrauensmann ist leicht zu controliren. Die Waare ist ein materielles Ding, und die materielle Natur läßt sehr leicht exacte Beweise zu. Zumal was eine gesunde oder schädliche Eßwaare ist, lehrt die Chemie mit solcher Gewißheit und nach Gesetzen von so allgemein anzuerkennender Giltigkeit, daß das Recht zwischen dem Eßwaarenverkäufer und dem Marktcommissär leicht und jederzeit findbar ist.

Der Journalistentag in München hat sich daher auch nicht gegen die Confiscation von Eßwaaren ausgesprochen; er hat sich gegen die Confiscation von Zeitungen ausgesprochen.

Hier liegen nämlich die Sachen ganz anders, ja entgegengesetzt.

Ein Zeitungsartikel ist keine materielle Waare, sondern eine moralische und ideale. Was ist ein giftiger oder verdorbener Zeitungsartikel, dessen Genuß dem Leser schädlich werden könnte? Kein Mensch auf der Welt kann es sagen! Denn wenn er's sagte, so müßte er's gleichzeitig beweisen können; aber kein Mensch auf der Welt kann beweisen, was ein schädlicher Zeitungsartikel ist. Noch unmöglicher aber, — wenn der Begriff eine Steigerung zuließe, — noch unmöglicher als die Erkenntniß der Schädlichkeit, ist das Auffinden einer Vertrauensperson, welcher man diese (unmögliche) Erkenntniß zutrauen und die practische Handhabung derselben anvertrauen möchte.

Nehmen wir beispielsweise nur den äußersten und schreiendsten Fall an, den Fall, welchen sich auch der Journalistentag gefallen ließ, weil sich ihn sogar der freie Musterstaat England gefallen läßt, nämlich: das Confisciren einer Zeitung in dem einzigen Fall, wo die Zeitung direct zum Aufruhr auffordert. Ist es bewiesen, daß es Narren geben muß, welche dieser Aufforderung folgen? Kann es bewiesen werden? Ist es vielmehr nicht tausendmal wahrscheinlicher, daß es solche Narren nicht geben wird, weil ja der

Staat trotz dieser Aufforderung seine ganze Wehrkraft behält, seine Soldaten, seine Zeughäuser, seine Criminalgesetze, seine Kerker und Galgen? Ist es bewiesen, kann es nur bewiesen werden, daß selbst die directeste Aufforderung zum Aufruhr irgend eine bemerkbare oder nennenswerthe Schädlichkeit ausübt? Tausendmal nein! Dessenungeachtet stimme ich den Engländern bei, und würde eine solche Zeitungsnummer selbst auch confisciren. Aber wohlgemerkt, warum? Nicht in dem logischen und proportionalen Kreis von Verbrechen und Strafe, sondern außer diesem Kreis. Ich würde mir denken: ein Mensch der in einem friedlichen Gemeinwesen offenen Aufruhr predigt, ist so rücksichtslos, daß er denn auch selbst die zarteste Rücksicht nicht mehr verdient. Ich würde so ziemlich glauben nach der Billigkeit zu handeln, traue mir aber nicht zu sagen, nach der Gerechtigkeit, denn das Recht scheint mir immer einen Beweis, oder wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu erheischen, und erweislich oder auch nur wahrscheinlich ist es just nicht, daß ein Aufruhr-Prediger auch Aufruhr-Narren finden müßte.

Gilt aber das schon von der directen Aufforderung zum Aufruhr, welche Kritik vertrüge dann erst unser österreichischer § 300 über die Strafbarkeit von Zeitungsartikeln, „welche geeignet sind gegen einzelne Organe der Regierung Haß und Verachtung zu erregen". !!

Eine Regierung ist eine unzerstörbare Erscheinung der Menschennatur; selbst Räuberbanden haben ihren Räuberhauptmann und nackte Wilde ihren König. Die rotheste aller rothen Republiken wird noch immer regiert sein wollen, und die Regierung wird immer Organe haben müssen. Regierung und Regierungsorgane zu hassen und zu verachten, klingt daher ganz so absurd, als ob ein leibliches Wesen zwar sein Herz und seine Lunge lieben, aber seine Milz und seine Leber hassen und verachten wollte. Willst Du eine Regierung, so muß die Regierung

auch Organe haben, aber eine Regierung *muß* Du wollen, ganz einfach deshalb, weil Du ein Mensch bist. Der § 300 nimmt daher etwas an, was sittlich unmöglich ist. Kein guter Stylist und kein scharfer Denker kann es gewesen sein, der ihn in dieser Schlußredaction niedergeschrieben hat. An seiner Stelle würde ich nicht geschrieben haben: gegen einzelne Organe der Regierung, sondern: „gegen einzelne *Grundsätze* oder *Handlungen* von Regierungsorganen." Es scheint mir ein Verstoß ersten Ranges, daß sich ein Strafgesetzbuch so ungenau ausdrückt. Aber weiter!

„Haß und Verachtung." Nun gut; wem schadet das? Haß und Verachtung sind Empfindungen, aber sind Empfindungen schon Thaten und Handlungen? vorbereitete oder vollbrachte Thaten und Handlungen? Himmel, wenn ich jede meiner Empfindungen in Thaten und Handlungen umsetzen könnte! Wenn die Menschen das überhaupt könnten, so wären sie gar nicht mehr Menschen, sondern *Götter*. So aber hassen und verachten wir gar viele Blöcke, müssen sie aber liegen lassen, weil sie uns zu schwer sind. Gar Vieles was Haß und Verachtung verdient, ruht dessenungeachtet auf solchen Schwerpunkten und wurzelt so tief in den menschlichen Unvollkommenheiten, daß es seiner Existenz vollkommen sicher ist. Haß und Verachtung sind daher an sich gefahrlos, und doch scheint die Textirung unseres Paragraphen den Begriff der *Gefährlichkeit* unterstellen zu wollen, nur warnt sie der gesunde Menschenverstand das Wort ausdrücklich niederzuschreiben, wohl wissend, wie unberechtigt es wäre. Nein, Haß und Verachtung sind zunächst noch keine Gefahr für die Betroffenen, sondern blos eine *Beleidigung*. Und doch sollte das Recht der Confiscation nur aus einer „drohenden Gefahr" fließen, nicht aber aus dem „unangenehmen Gefühl" einer Beleidigung. Ein Beleidigter, Individuum oder Behörde, ist auf den Weg der Privatklage zu verweisen.

Endlich drittens ist die Erregung von Haß und Ver-

achtung gar nicht an dem Punkte zu fassen, wo sie eine vollbrachte Handlung wäre; denn dann müßten mir die Zeugen gegenüber gestellt werden, in deren Gemüthern ich Haß und Verachtung wirklich erregt hätte, — aber das möchte seine Schwierigkeiten haben. Der § 300 ist daher genügsam und begnügt sich schon mit einem Geeignetsein zur Erregung. Geeignet! Was ist geeignet? Wer bestimmt, was geeignet ist? Ich behaupte z. B. und lege die Hand dafür ins Feuer, daß die Liebesromane unserer Kreuzerblätter geeignet sind, Liebenden von schwacher Bildung den Kopf zu verdrehen und sie zum Selbstmorde zu begeistern. Es ist eine völlig gewisse Thatsache meiner Ueberzeugung, daß von den Wiener Selbstmorden irgend eine ziffermäßige Quote durch die Lectüre der Kreuzerromane verschuldet ist. Nun ist es aber eine sehr ernsthafte Sache, „geeignet" zu sein, das Leben seiner Mitmenschen abzukürzen. Leider ist diese Sache nur auch ein wenig unfaßbar und deshalb werden die Romane der Wiener Kreuzerblätter nicht confiscirt, wie gleichwohl Zeitungen confiscirt werden auf Grund des § 300, dessen Sache, wie ich nachgewiesen habe, ebenso unfaßbar ist, der sich aber als ein echter und vollblütiger Sohn des Absolutismus erweist, daß er trotzdem keine Umstände macht, sondern tüchtig zugreift.

Lebhaft kann ich mir daher die Qual constitutioneller Richter und Staatsanwälte vorstellen, welche durch ihren Amtseid verbunden sind, diesem rohbehauenen Fetisch-Block aus der Heidenzeit des Absolutismus gegen ihre gebildetere Logik und bessere Ueberzeugung noch immer Menschenopfer bringen zu müssen. Gott weiß auch, wann unserer verbesserten Strafproceß-Ordnung einst die constitutionelle Revision und Textirung des Strafgesetzbuches selbst nachfolgen wird; denn Gesetze haben in aller Welt Ländern ein gar schwerfälliges und starrkrampfartiges Dasein. Ist doch in England z. B. das Recht des Mannes, sein Weib am Strick zu verkaufen, als Gesetz noch heute nicht abgeschafft.

Dessenungeachtet möchte ich es keinem Engländer rathen, sein Weib am Strick zu verkaufen. Die öffentliche Meinung verhindert es.

Einen unschätzbaren Dienst hat daher der Münchener Journalistentag nicht den Zeitungen — das wäre Nebensache —, sondern in erster Linie den armen Richtern und Staatsanwälten selbst erwiesen, daß er durch seine Resolution: das Confisciren der Zeitungen ist unsittlich, — eine öffentliche Meinung verbreitet, welche den richterlichen Behörden Lust macht, mit ihrer eigenen Sittlichkeit muthiger an's Tageslicht zu treten, und mehr und mehr zu bekennen, wie sehr sie sich schämen, das barbarische Recht des § 300 auszuüben, nämlich Morgens in die Häuser einzubrechen und Eigenthum wegzunehmen, — ein Recht, welches mit der Barbarei, die Ehefrau am Strick zu verkaufen, ungefähr auf gleicher Linie steht. Von ganzem Herzen gratulire ich den armen Richtern und Staatsanwälten zu der Resolution des Münchener Journalistentages, als zu einer Gelegenheit, welche sie wieder um einen Schritt weiter bringt, sich in ihrem Amte, trotz ihres Amtseides, als gebildete Männer *ihrer* Zeit und nicht als Barbaren einer vergangenen Zeit aufführen zu dürfen.

Vom dreißigjährigen und vom Börsen-Krieg.

Mai 1873.

Nach der historisch denkwürdigen Börsen-Catastrophe.

In Jahresfrist verschwor sich Nickel Fein
Ein reicher, reicher Mann zu sein;
Es wär' ihm traun nach Wunsch gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.
Lessing.

Schüler, welche ihre Geschichte lernen, werden nie begreifen, warum der dreißigjährige Krieg dreißig Jahre gedauert. Die gewöhnliche und bisher noch immer übliche

Geschichtsmethode macht es ihnen auch gar nicht begreiflich. Sie merken vielmehr, daß die politisch-kirchlichen Fragen schon lange früher entschieden waren; sie fühlen es deutlich heraus, wie schon in der zweiten Hälfte der Kriegsdauer die Kriegslust verschwunden, der Fanatismus gekühlt, die confessionelle Dickköpfigkeit mürbe geworden ist, und Ermüdung, Erschlaffung, Ueberdruß, Sehnsucht nach Frieden sich als die allgemein herrschende Stimmung verbreitet hat. So schleppt sich der Krieg noch hin — von seiner dreißigjährigen Frist fast noch die ganze Hälfte durch. Warum?

Die politische Geschichte antwortet darauf nicht oder verworren. Erst die Schule des Lebens, Beobachtnng, Erfahrung und eigenes Denken, jenes Denken, welches das gleiche Gesetz in den verschiedensten Wirkungen findet, geräth auf die richtige Spur. Diese Spur macht erkennen, daß der dreißigjährige Krieg, der so einseitig als ein politisch-kirchlicher erzählt wird, unter dieser Hülle noch einen andern birgt, nämlich einen social-ökonomischen. Jener konnte früher zu Ende gehen, dieser nicht. Jener hieß Kampf zwischen Luther und Rom, Frankreich und Deutschland, Schweden und Oesterreich; dieser hieß Kampf um's Dasein. Jener gehorchte den großen Herren, Richelieu, Gustav Adolf, Ferdinand; dieser gehorchte den größten Herren: dem Magen und der Verzweiflung.

Suchen wir die große Haupt- und Staatsaction in den vier Wänden auf, und wie die Privatpersonen zu dem allgemeinen Unglück sich stellen, so spielt der dreißigjährige Krieg *des social-ökonomischen Datums* etwa in folgenden Grundzügen.

Zuerst heilen Bürger und Bauern die Wunden des Krieges noch aus dem vollen Friedensschatz, den das gesparte Gut und die unverletzte Sitte darstellen. Ihre weggetriebenen und verkauften Viehheerden stellen Gemeinden einander zurück, ohne Profit, blos für den Beutepreis. Wird eine Stadt geplündert, so machen sich's Patricier- und Zunft-

häuser zum Ehrenpunkt, ihre verschleuderten Bilder und Bücher, Kunstschätze, Möbel und Hausvorräthe den alten Eigenthümern, soweit sie erkennbar, zu restituiren. Noch ist der Gemeinsinn stark, das Ehrgefühl jungfräulich, noch sind Mittel und Wille da, sich nachbarlich einander zu helfen. Das ist die Praxis der ersten Kriegsdekade. Gegen die zweite hin verstummen Chroniken und Privatnachrichten von diesen so wohlthuenden Zeugnissen der National-Ehrbarkeit. Man fühlt sich des öffentlichen Unglückes nicht mehr mächtig; Jeder verzagt, nur mit sich selbst durchzukommen. Und bald wird die Verzagtheit — Verzweiflung. Der oft und viel Geplünderte weiß sich jetzt keine Rettung mehr, als selbst zu plündern. „Wir Zigeuner sind nur noch am Galgen sicher!" sagte ein witziger Märtyrer dieses Stammes; und vor dem Kriege war man jetzt nur noch im Kriege sicher. Die Dörfer und Städte leerten, die Feldlager füllten sich. Bürger und Bauern liefen den Soldaten zu; wer leben wollte, mußte sich anwerben lassen. Ersatz für die Plünderung gab's nur noch im Plündern.

Das ist das schauerliche Räthsel der dritten und letzten Kriegsperiode. Der Krieg ist müde geworden, aber die Kriegsfackel lodert fraßgieriger als je gegen Himmel. Die Principien erlahmen, die evangelischen und katholischen Gegensätze werden stumpf und blasirt, aber ihre Schlagwörter explodiren jetzt erst mit den verheerendsten Wirkungen. Die Gebildeten der Nation arbeiten jahrelang vor dem Frieden von Münster am Friedenswerk, aber zurück in den Krieg staut, drängt und preßt nun erst das Volk, welches verzweifelt, mit Bienen- und Ameisenfleiß zu ersetzen, was mit Wolfs- und Löwenrachen verschlungen worden. Das Entsetzlichste ist geschehen: das hohe Kriegsspiel ist ein nationalökonomischer Factor geworden! Der Gründer Wallenstein hat so prächtige neue Werthe geschaffen, wie sein Herzogthum Friedland und seinen Churhut von Mecklenburg. Das hat gezündet. Und wer kein Wallenstein ist und Armeen

gründen kann, der ist ein gemeiner Condottiere und gründet wenigstens ein Fähnlein. Er berechnet, wie viel er Handgelder zahlt, wie viel ihm ein Fürst für seine Miethstruppe zahlt — das Uebrige ist sein Gründergewinn. Aber auch der Fürst selbst wird Gründer und stellt eine ähnliche Rechnung an. Er berechnet, was er von Ländereien noch verpfänden kann, um Miethstruppen in Sold zu nehmen, was er andererseits an Ländereien und Länderfetzen säculariſiren und mediatiſiren kann, wenn er rechtzeitig zugreift und für den Friedensſchluß Thatſachen ſchafft; er berechnet ſeinen Gründergewinn. Endlich iſt von Sold und Handgeld gar nicht mehr die Rede; die bloße Beute thut's auch. Der Condottiere läuft den Fürſten zu, um ein Lehen zu erſchnappen und ſelbſt ein Fürſtlein, ein Gräflein, ein Baron zu werden; der Bürger und Bauer läuft dem Condottiere zu, um als Landsknecht reich zu werden, wie er als Bürger und Bauer verarmt iſt, d. h. um Beute zu machen. Natürlich wird recht ſcharf Beute gemacht, d. h. es werden immer mehr Bürger und Bauern zu Bettlern gemacht. Das Landsknecht-Material wird immer flottanter; Alles nimmt Handgeld. Alles nimmt. Die Nehmer ſchießen wie Pilze aus der Erde; der Circulus vitiosus, ihr großer gemeinſamer Urvater, verſchlingt und erzeugt ſie immer von neuem. Meſſe und Bibel haben dabei thatſächlich den Werth von Actien-Namen; es wäre lächerlich, die Condottieri und ihre Landsknechte zu fragen, weß Glaubens ſie ſind; ſie glauben an den Gewinn. Sie laufen heute den Kaiſerlichen und morgen den Schwediſchen zu; es iſt ihre Lieb' und ihre Contremine, womit ſie abwechſelnd in Bibel und Meſſe ſpeculiren. Aber Bibel und Meſſe bleiben nach wie vor das Feldgeſchrei des dreißigjährigen Krieges; es ſind die Titel, auf welche ſeine Conceſſionen ertheilt werden.

Eine Kriegs-Parodie von dämoniſcher Lächerlichkeit! Was ſich jetzt noch auf den hölzernen Schulbänken und in den hölzernen Lehrbüchern dreißigjähriger Krieg nennt, iſt

eigentlich nichts als jener wohlbekannte Krieg Aller gegen Alle, jener Kampf um's Dasein, jene Concurrenz des Privatvortheils, die man sonst den bürgerlichen Frieden zu nennen pflegt. Die Generation hat einen Krieg geerbt um die höchsten Ideale der Menschheit und führt ihn als Kramladen fort für den täglichen Erwerb, für's Brot und für's Licht und Holz. Sie führt ihn fort im ganzen Style eines wirklichen Krieges; sie macht ihre Inserate mit Leichenhaufen, ihre Annoncen mit angezündeten Städten, ihre Bilanzen mit Belagerungen und Schlachten. Alle Uebel, die der Krieg verhängt im guten Gewissen eines Gesammt-Interesses, bleiben gebraucht und angewendet im schlechten Gewissen der Privat-Interessen. Aber die Gewissen sind weder gut noch schlecht, diese Begriffe passen nicht mehr auf ihren Zustand; sie sind überhaupt nicht, sie sind verschwunden. Und wie der Vertheidiger im äußersten Nothfalle auf Unzurechnungsfähigkeit plaidirt, so ist diese grenzenlose Demoralisation noch der einzige Milderungsgrund. Der Krieg erkennt sich selbst nicht als das, was er ist, als Raubkrieg; die Verzweiflung hat ihn wahnsinnig gemacht, der lange Blutgeruch hat ihn betäubt wie Kohlendampf; es ist der Kopf eines Narren, der seine blutige Schellenkappe schüttelt. In diesem Kopfe sind alle Begriffe umgestürzt, verdreht und verkehrt, verrückt und verwirrt. Indem Deutschland zu Grunde geht, der Welthandel der Hansa verfällt, der Ackerbau aufhört, im kleinen Württemberg, damals um die Hälfte noch kleiner, allein 57,000 Bauernhöfe in Schutt liegen, überhaupt zwei Drittel der ganzen deutschen Nation ausgemordet sind, mitten in diesem deutschen Unglück sieht man die Deutschen — ihr Glück machen. Jeder, der sich noch fühlt, wird Unternehmer und Gründer, rührt die Werbetrommel und macht Fortune. „Fortunemachen" ist die Losung der Zeit. Jeder Schwindler findet Menschen-Kapital, wie Plaçht und Spitzeder Geld-Kapital; Menschenblut ist wohlfeil, bietet sich im Ueberflusse an — von wegen

Fortunemachen's! Wer noch arbeitet, wird ausgelacht; wer pflügt, säet und mahlt, muß der Dümmste im Dorfe sein; der aufgeweckteren Bauernbursche macht Fortune und läuft der Werbetrommel zu, der damaligen Reclame für „vortheilhafteste Kapitalsanlage". In der That sieht man ihn bald darauf hoch zu Roß, er ist Capitano, ist General, hält sich eine italienische Courtisane, denn damals kam das italienische Opernwesen auf, aber noch gab es keine Theater; statt der Loge hielt man sich daher die Primadonna selbst. Ueberhaupt kam das „galante" und wälsche Wesen in Schwung, es war die üppige Zeit, wo die geile Renaissance ins Rococo ausartete, die schmuckreich-überladenste Zeit, bauschig, malerisch, makartisch, ganz gemacht für Parvenus und „feine Leut'". Der Rottmeister ging damals reicher als heute ein Feldmarschall — und erst der Feldmarschall! Wallenstein hatte gezeigt, wie man mit der genialsten Werthzerstörung „neue Werthe" schafft, wie man ein großes Haus wird, und wie man den Soldaten „nobel" hält. Es war eine äußerst noble Zeit. Croaten stolzirten in goldenen Ketten, und Troßknechte würfelten um spanische Dublonen, wälsche Freudenmädchen ließen sich Abteien und Klöster schenken, und Barfüßeles von Nirgendsheim imitirten die Hoftrachten der Margarethe von Valois und der Maria di Medici. Die deutschen Städte und Dörfer, alte Vorräthe und erspartes Ahnengut, wurden mit Millionen von Schüreisen dreißig Jahre lang in den Ofen geschoben — welch ein lustiges Feuer! Und die Asche gab vortheilhafteste Kapitalsanlage und gräßlich viel neue Werthe! Eine wahre Glückszeit! Ein Fortschritt über alle Fortschritte, ein goldenes Zeitalter! Hätte das Feldlager damals eine Presse gehabt, wie der heutige Banken-Raubkrieg, die Presse hätte nicht Worte genug gefunden, den allgemeinen Wohlstand und den Aufschwung der materiellen Interessen zu loben. Und zwar mit Recht — vom Feldlager-Standpunkt!

Der westfälische Friede war für diese Verhältnisse buchstäblich der „große Krach". Man kann sich nicht lebhaft genug vorstellen, daß er eine unabsehbare Reihe von Existenzen wie ein Donnerschlag getroffen haben muß. Aus war's mit dem Fortunemachen. Fort war die höchste Fructification der Hakenbüchse und des Schweizerdegens. Zwei Arme und ein Räuberherz — Dinge, womit man so lange Baron werden konnte — sollten wieder beim Viehhüten und auf der Schneiderbank versauern! Mit den Friedensglocken muß ein Verzweiflungsschrei durch die Lande gegangen sein, als ob der große Pan todt wäre.

Ach! wenn derselbe Federzug, womit der Kanzler den Frieden unterzeichnet, auch eine dreißigjährige Fortunemacher-Periode aus den Spieler- und Räuberherzen ausstreichen könnte! Wer bannt die Geister, die man selbst großgezogen? Kann man eine allgemein herrschende Denkungsart, kann man einen Ideenkreis und einen Sittenzustand in den Winkel stellen wie eine Hellebarde?

Der Soldat, der jetzt Räuber wurde, mag in seinem Zustande kaum eine Veränderung empfunden haben. Er ist früher seinem Privatvortheile nachgegangen und thut es wieder. Er hat früher Beute gemacht und macht wieder Beute. Nach dem Fürstenkriege kommt *sein* Krieg; was weiter? Haben die großen Herren das Recht dazu, warum nicht auch die kleinen Leute? Daß er früher geraubt und gestohlen hat *mit fürstlicher Concession* und daß sie ein paar Perrücken in Münster jetzt zurückgezogen haben, ist ein Abstractum, das er kaum bemerkt; ja, und wenn er's bemerkt, so wird noch der geringste Mann in der Hütte jener starkgeistigen Logik mächtig gewesen sein, welche so feine Leute wie die Gräfin Terzky und der Friedländer als die Moral ihrer Zeit spielen lassen.

Als du
Mit Feu'r und Schwert durch Deutschlands Kreise zogst,
Hohn sprachest allen Ordnungen des Reichs,

Der Stärke fürchterliches Recht nur übtest
Und jede Landeshoheit niedertrat'st,
Um deines Sultans Herrschaft auszubreiten:
Da war es Zeit, den stolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweisen.
Doch wohl gefiel dem Kaiser, was ihm nützte,
Und schweigend drückt' er deinen Freveltaten
Sein kaiserliches Siegel auf! Was damals
Gerecht war, weil du's für ihn that'st, ist's heut'
Auf einmal Unrecht, weil es wider ihn
Gerichtet ist!

Diese Logik ist viel empfunden und viel — gehenkt worden!

Die Erbschaft des dreißigjährigen Krieges war ein Gauner- und Räuberwesen, dessen Großartigkeit aus vergessenen und vernichteten Polizei-Acten, welche den culturhistorischen Werth der Verbrecher-Statistik noch nicht kannten, wohl nie mehr vollständig zur Anschauung kommen kann. Die Namen Lips Tullian, Nickel Fein, der Sonnenwirth, der Schinderhannes bezeichnen blos einige Anker- und Hafenplätze im unermeßlichen Räubermeere. Sie treten von Niedersachsen bis zu den Neckarquellen genau in jenen westlichen Grenzstrichen auf, welche zwischen Deutschland, Frankreich und den Spanischen Niederlanden die großen Kriegsthore nnd die verwüstetsten Schauplätze der Fortunemacherei gewesen.

Fast präcis hundert Jahre nach dem westphälischen Frieden (1648) wurde der Sonnenwirth hingerichtet (1750), und sein Proceß enthüllte ein schwäbisches Klephtenthum, worüber Deutschland, das seine Sittengeschichte noch nicht wissenschaftlich bearbeitete, in naivem Entsetzen aufschrie. Im Schatten des Schwarzwaldes, in den Einsamkeiten der Rauhen Alp, in den Verstecken der Neckar-Quellen und den Winkeln der Nebenflüsse zählte man die mitschuldigen Räuber- und Diebsherbergen nach Tausenden! Man fand Gemeinden, wo von Großvater zum Sohn und Enkel herab das „Jaunerthum" erblich und endemisch war. Mit andern

Worten: den dreißigjährigen Krieg als schleichende Volkskrankheit; den furchtbar-schönen Pendant zu den 57.000 württembergischen Brandstätten, wovon sich ein großer Theil nie mehr erholt hat.

Als eine Räuberbrutstätte von ähnlicher Fruchtbarkeit enthüllte der Proceß Schinderhannes die Eifel. Dieser vulcanische Gebirgsstrich, unbesucht und menschenarm, öde, rauh und steril, aber just in der Mitte streichend zwischen dem Rhein und Brabant, zwischen den Klosterschätzen der berühmten Pfaffengasse und den gefüllten Bürgerhäusern des städtereichen Belgiens, war das schönste Naturmodell einer wunderbar gelegenen strategischen Raubburg, eines sichern Beutemagazins, eines classischen Diebs- und Diebshehler-Fuchsbaues. Ein ganzer verfassungsmäßiger Raubstaat mit altgeschulter Routine und technisch gegliederten Verwaltungs-Apparaten in erblich überlieferten Familien-Dynastien und Hierarchien fand sich auch hier seit den verwilderten Tagen des großen Räuberflugsamens eingesenkt und auf Wurzelstöcken fortwuchernd bis in die Anfänge unseres eigenen Jahrhunderts, so daß der Name Schinderhannes, der zuletzt nicht wie ein Individuum, sondern wie ein ganzer Gattungs- und Geschichts-Repräsentant publik wurde, einen langen, glimmenden Schwefelfaden bedeutet, welcher so entlegene Endpunkte vereinigt wie — Wallenstein und Napoleon!

So tief hatte das Fortunemachen den Volkskörper angefressen, so markzerstörend fand man nach hundertfünfzig Jahren noch seine Nachwirkungen!

Und was in diesen hundertfünfzig Jahren gehenkt, gerädert, geviertheilt, „gestäupet" und mit glühenden Zangen „gezwicket" worden ist! In allem Ernste, man kann zweifelhaft sein, was mehr Menschenleben gekostet: Feuer und Schwert der dreißig Kriegsjahre, oder Rad und Galgen der hundertfünfzig nachfolgenden Jahre, welche mit

den erblichen Marodeurs des dreißigjährigen Krieges aufräumten. —

Das heutige Kriegswesen ist ein elegantes chirurgisches Besteck, blank, kein Stäubchen und Rostfleckchen dran! Es operirt mit Tact, mit Grazie, mit einer hochcivilisirten Selbstbeherrschung. Was es verzehrt, das bezahlt es mit hellen, klingenden Thalern; ich glaube, ein geplündertes Heubündel würde nicht einmal einem Pferde schmecken, einem akademisch graduirten Equitations-Schimmel und modernen Fortschritts-Rößlein. Von Beutemachen ist keine Rede, auch vom Fortunemachen nicht, sofern ein schmales farbiges Bandstreifchen nicht etwa Fortune wäre. Am wenigsten könnte der Unfug dreißig Jahre dauern; kaum dreißig Tage braucht ein modernes Kriegsweh, und von Nachwehen wäre schon gar nichts zu spüren. Nein, der Krieg ist friedlich geworden und nur der Frieden kriegerischer. Der Kampf um's Dasein, der Krieg Aller gegen Alle, das Fortunemachen kann sich an keinen Krieg mehr anheften, hat im Kriege nichts mehr zu suchen. Dazu ist der Friede da. Der bürgerliche Friede! Ihm ist Raum der Bewegung und „Freiheit des Verkehrs" genug gegönnt, um sich seine nöthigen Kriegsformen selbst zu erzeugen. Und wirklich hat er sich die Börse erzeugt, jene Kriegsgöttin, welche aus dem Haupte des Friedens fix und fertig herausspringt, gepanzert, gerüstet, waffenschüttelnd — die tauglichsten und vollkommensten Waffen für den ewigen Kriegszustand der menschlichen Gesellschaft, die idealen Waffen, die verheerenden Mordwaffen des Credits! Ein entzückender Artillerie-Krieg ist der Credit, von einer Eleganz der Präcision, von einer Loyalität, ja Noblesse der Martialgesetze, der Kriegsgebräuche, der Dienstformen und Dienstverhältnisse, die für Freund und Feind etwas Bezauberndes haben. Aber so ist auch in seiner verwildertsten Periode der dreißigjährige Krieg als Raub- und Beutekrieg nicht mißbraucht worden, wie der Credit mißbraucht wer-

den, zumal der Börsencredit zum ehrlosesten Meuchelmord und brutalsten Vernichtungskrieg ausarten kann. Aehnlich wie jener durchläuft auch er von der Ehrbarkeit zur Gemeinheit aller Zwischenstufen und kommt bei der Schande und bei dem Verbrechen als seiner untersten an.

Das Stadium der Ehrlichkeit ist jenes, wenn der Käufer ein Börsenpapier kauft und überzahlt, weil er glaubt, daß es eine gute Rente abwerfen wird. Das zweite Stadium nach diesem tritt ein, wenn der Käufer das schon nicht mehr glaubt, aber wenn er glaubt, daß es noch Andere glauben und deßhalb im Kaufen und Ueberzahlen fortfährt. In diesem Stadium werden feinfühlige Officiere schon ihren Abschied nehmen, und auch der ehrliebende Troupier fängt die Liebe zum Dienste zu verlieren an, denn wie aus dem Boden gewachsen tauchen die Bassermann'schen Lagergestalten auf, man riecht die Lunte des Mordbrenners, man sieht die Köpfe mit den Galgengesichtern sich aufrichten, und nur ungern marschiren die bessern Soldaten in Reih und Glied mit diesen Kameraden. Das dritte Stadium endlich ist die Herrschaft und der Terrorismus dieser Galgengesichter. Kein Mensch glaubt mehr an sein Papier, kein Mensch kann auch nur glauben, daß noch der Andere daran glaubt, vielmehr weiß Jeder und ist überzeugt und hört es mit allen Glocken der öffentlichen Meinung ausläuten, daß der Glaube dahin ist. Aber der öffentlichen Meinung wird jetzt *Gewalt* angethan. Die Börsenwölfe schicken *Falschwerber* aus, wie die Kriegssprache sagen würde, d. h. sie kaufen Organe der öffentlichen Meinung, *machen* die letztere und verwandeln den *Mund* der Wahrheit in ihren *Wolfsrachen*. Nach Umständen genügt die Usurpation der öffentlichen Meinung, aber nicht selten müssen die Raubthiere auch die *öffentliche Gewalt* usurpiren. Siehe die Rowdies in New-York und in San Francisco, oder die um den 2. December würfelnde Spielerbande Louis Napoleon's. Sie haben

sich vorübergehend der Verfassungen ihrer Gemeinwesen bemächtigt. Dort aber, wo die Rowdies in den Stellen und Aemtern der Staatsverfassung schon sind, werden sie „verfassungstreu" Himmel und Erde in die Luft sprengen, um den Besitz ihrer Gewalt zu behaupten. Sie wissen um was sie spielen. Entweder die Galgenleiter oder die Rangleiter zum Baron! Entweder den Strick oder das Ordensband! „Und selbst den Fürstenmantel, den ich trage, verdank' ich Diensten, die Verbrechen sind", sagt Wallenstein, als er zur Behauptung seines Fürstenmantels das verzweifeltste Verbrechen ausheckt.

Eine Demoralisation, welche eine weitverbreitete Ausdehnung gewonnen hat, welche sich an Straflosigkeit, sogar an Herrschaft gewöhnen durfte, erhält sich dann durch ihr eigenes Schwergewicht. Ist erst eine gewisse Majorität von Menschen an ihr interessirt, so kann die Hoffnung ihrer Remedur trügerisch werden. An der Fortdauer des dreißigjährigen Krieges waren zuletzt so viele Desperados und Glücksritter engagirt, daß ihn ausgedehnte Landstriche und ganze Bevölkerungen als ein tiefgewurzeltes, allen Obrigkeiten spottendes Räuberwesen noch fünfmal dreißig Jahre fortsetzen konnten. Es hat noch kein „luftreinigendes Gewitter" gegeben — für die pontinischen Sümpfe und für die Küsten des gelben Fiebers. Auch für die Küsten des Börsenfiebers dürften die Gewitter zu ohnmächtig sein.

Diese Reflexion dämpft den Trost über den großen Krach. Der ehrliche Mann trägt lieber den Prophetenschmerz einer Kassandra, als den Fluch der Lächerlichkeit, den blos — der Vogel Strauß zu ertragen weiß.

Just weil der Krach so groß war, hat er die vorhandene Größe einer Spiellust enthüllt, welche ihr Dasein behaupten wird, welche keinesfalls von heute auf morgen ins Nichtdasein abmarschiren wird. Just weil das Unglück eine so „eindringliche Lehre" war, wie die Selbstfopper sagen, wird es bis zu einem Grad von Tiefe eindringen,

der sich erst ganz enthüllen kann — wenn wir nicht mehr sind. Aus dieser Tiefe stiegen lange nach einem Wallenstein und Jean de Wörth noch ein Sonnenwirth und ein Schinderhannes herauf! Unsere Augen werden längst schon geschlossen sein, da werden sich die Anklagebänke der nächsten Geschlechter mit Verbrechern füllen, deren Protokolle alle mit den Worten anfangen werden: „Als ich ein kleiner Bub war, haben die Eltern beim großen Krach Anno Dreiundsiebzig ihr ganzes Vermögen verloren, und seitdem hat sich unsere Familie nie mehr erholt."

Herbstfrüchte.

September 1873.

Victor Emanuels Besuch in Wien.

Es müßte jetzt hübsch über dem Striche zu wohnen sein, denn der politische Baum hängt voller Früchte und wohl dem, der sein Nest im Gezweig der Leitartikel und Correspondenzen hat! Er lebt im Ueberfluß, wie der Vogel im Hanfsamen. Die Aeste biegen und brechen; man kann selbst im Feuilleton nicht herumspazieren, ohne sich zu bücken und aufzuheben was abfällt, denn der Baum bedeckt den Boden noch weit und breit unter'm Strich — mit Politik.

Wahrlich eine sensitive Situation! Spannend wie ein Roman. Schicksalsschwanger, gewitterschwül, katastrophenträchtig, — Schwefelgeruch, electrische Reibungen! Eine Friction der Germanen und Romanen, wie schon seit Langem nicht!

Dort hat der Romane Gramont gezerrt, um Oesterreich in Preußen zu verdächtigen; hier zerrt der Romane Lamarmora um Preußen in Oesterreich anzuschwärzen.

Wie sie die zwei deutschen Mächte auseinander haben möchten! Beim Franzosen ist die Tendenz plan: Deutschland ist seine Gefahr; also Deutschland und Oesterreich befreundet seine Doppelgefahr. Italien dagegen, wie die Sachen jetzt liegen, hat Deutschlands Allianz zu wünschen, also an Deutschlands und Oesterreichs Freundschaft eine Doppelallianz. Aber just dieser Alp von Freundschaften ist ihm zu drückend, scheint's. Halt ein, o Herr, mit Deinem Segen! Deutschland allein — ja; Oesterreich allein — auch ja. Aber beide zusammen — der armen italienischen Souverainetät wird es schwül unter der neuen schlotternden Krone! Was kann es mehr wünschen als gegen französische Restaurations-Trubel nachhaltigsten Schutz; aber — Gott schütze mich vor meinen Schützern, scheint es zu denken.

Ein bischen Schmollen und Kälte zwischen den beiden Schützern wäre gar nicht so übel. Oesterreich von Preußen getrennt, hierauf zwischen der Französischen Feindschaft und der Oesterreichen Freundschaft hin- und hergeschaukelt, Gewichte ab- und zugelegt und mit Geschicklichkeit, wohl gar mit Ueberlegenheit das Gleichgewicht beherrscht, — so bedeutet man doch auch etwas! Es ist eine lockende Idee für einen Italienischen Diplomaten. Zeigen wir doch den schauerlichen Hyperboräern in Preußenland, daß der feine Kopf Macchiavells gegen den schweren Hammer Thor's sich auch noch zu fühlen wagt!

So mochte Lamarmora gedacht, oder mit den Impulsen des Instincts auch nur dunkel gefühlt haben — und wer möchte ihm Unrecht geben. Als Italiener hat er vielleicht Recht. Ist doch heute eine Weltlage, daß selbst fürs ernsthafteste Politikmachen die Mauern eines Tollhauses kaum noch ein trennendes Hinderniß sind. Es gehört ein feiner Blick dazu, was dies- und jenseits der Mauer gemacht worden, überall zu unterscheiden. Wie Menschen sonst Wahnsinn geheuchelt haben, aber als Kluge durchschaut

wurden, so kann in Romanien jeder Kluge und Patriotische jetzt für einen ganz guten und richtigen Narren aus irgend einem Gesichtspuncte Germaniens gelten.

Seit dem Aufhören der Römer ist der Zustand Romaniens eine organische Lüge. Wie ein tödtliches Uebel sind ihm Widerspruch und Unwahrheit eingepflanzt. In allen Leitartikeln über Romanien muß das selbst wieder der leitende Faden sein.

Italien hat sich geeinigt auf Kosten des Papstthums, aber das Papstthum war ihm seit je der natürliche Fortsetzer der Cäsaren und das theure Symbol der alten römischen Weltherrschaft. Noch jüngst sagte mir ein italienischer Deputirter: „Was wollen Sie? Wenn wir päpstlich sind, so herrschen wir in Paris und Wien; wenn wir königlich sind, blos bis an die Veroneser Klause.“ Der genaueste Ausdruck des italienischen Selbstbewußtseins! Aber welch' grausamer und wahrhaft tragischer Riß zwischen solchen Bedürfnissen im Innern und Ansprüchen nach Außen!

Das majestätische Geisterreich zu dem sich die römische Weltherrschaft zwar im Papstthum gas- und dunstförmig verflüchtigt aber auch wolkenförmig fixirt hat, wird nie aufhören, auf die Phantasie der Italiener magisch zu wirken. Das glänzende Wolkenbild aber machte leider nicht satt; den irdischen Leib peinigte unerträglicher Hunger und Durst: Volk wie andere Völker, Macht, wie andere Mächte zu sein. Die Italiener befinden sich genau in der Lage der alten Juden. Einer Theokratie theilhaftig, welche die Quelle ihres erhabensten Nationalstolzes war, sagten sie doch eines Tages dem Theokraten Samuel: Gieb uns einen König, wie ihn die anderen Völker der Erde haben! Das Gottesvolk wurde ein Königsvolk, es überkam den König, aber konnte es sein König zwischen Egypten und Assyrien größer und mächtiger machen? So wenig wie zwischen Frankreich und Deutschland ein italienischer König sein

Italien! Die Theokratie wurde erniedrigt — siehe die Propheten und ihre tragischen Baals-Kämpfe — aber das Königthum wurde darum nicht hoheitsvoller. Endlich brach aus der dunklen Hütte einer Zimmermannsfamilie die zurückgepreßte jüdische Theokratie mit einer beispiellos vulkanischen Wirkung wieder hervor, aber nicht der Nation und ihrem Nationalstolze kam es zu Gute. Christenthum hieß diese Theokratie und mit der Nation war es zu Ende!

Frankreich betrachtet sich als den realen Erben der römischen Weltherrschaft, wie Italien als den idealen. Von allen Theilen des zerfallenen römischen Weltreiches hat dieser Theil sich stets wie die Fortsetzung des Ganzen gerirt. Die beanspruchte Hegemonie gründet Frankreich auf seine Legionen, seine Literatur, seine Putzwaaren. Den Legionen ist es seit Crécy und Azincourt, seit Pavia, Malplaquet, Roßbach, Leipzig, Waterloo ꝛc. ꝛc. bis herauf zu Sedan um vieles schlechter gegangen als in der Regel den römischen Legionen und auch die Literatur hat an der germanischen von England ihren siegreichen Vorläufer und an der germanischen von Deutschland ihren siegreicheren Nachfolger gefunden. Bleibt also am reinsten und unbestrittensten noch die Hegemonie der Putzwaaren.

Die kostbarste Putzwaare aber ist offenbar der römische Papst. Er ist der größte Luxusartikel der Weltgeschichte, und just diesen Luxusartikel liefert Frankreich nicht! Daher der ganze Drang des französischen Geistes und der unerschütterliche Zug der französischen Geschichte, das Prestige des römischen Papstes wenigstens so viel als möglich sich anzueignen und in das seinige zu verwandeln.

Nur Eins ist Schade dabei. Der römische Papst ist seit Jahrhunderten im Veralten begriffen und veraltet täglich rapider. Frankreich aber bildet sich ein, modern zu sein und seine Macht aus modernen Ideen zu schöpfen. Wohlan, Romaniens Lüge, immanenter Widerspruch und innere Unwahrheit französischerseits! Nur aus dieser Lügenanlage

kann es geschehen, daß z. B. im Jahre 1871 die Pariser Commune „Diener eines sogenannten Gottes", nämlich Priester erschießt und schon im Jahre 1872 ganz Frankreich vor der sogenannten „Mutter" Gottes auf den Knien rutscht! Ohne die angeborne romanische Todeskrankheit: Bruch und Berstung des innersten Lebensorganes, uns stets vergegenwärtigt zu halten, könnten wir Anderen solche Extreme absolut nicht verstehen, wir, die wir in Germanien weder die Hunde der Religion noch die Henker der Religion sind! Romanien, das sich in Akademien herausputzt aber die Volksschule nie ernsthaft genommen, ist abwechselnd beides.

So trägt Italien, so trägt Frankreich jedes für sich schon, gleich einem organischen Herzfehler, einen Widerspruch in sich, den Widerspruch, im germanisch-verjüngten Europa am abgestorbenen Romanismus zu leiden.

Im unpassendsten Augenblick aber setzt sie ein böses Geschick in Widerspruch auch gegen einander selbst. Just in der Stunde, wo Italien von seiner theokratischen Basis noch am ernsthaftesten hinwegdrängt, fällt die andere romanische Doublette, die französische, am thörichtesten auf diesen morschen und veralteten Stützpunkt zurück. Das Brennusschwert, das sein größerer Nachbar bei Sedan zerbrochen, droht Frankreich dem kleineren Nachbar in die Waage seiner häuslichen Verfassung zu werfen und die Transfusion parodirend, mit veraltetem Greisenblut den Körper des romanischen Bruders, der sich verjüngen will, zu vergiften. Dieser unerhörte Vorgang zwischen den zwei Blutsverwandten erzeugt schließlich den unerhörtesten: ein römischer König macht seine umgekehrte Römerfahrt über die Alpen und sucht beim germanischen Geist, der ihm innerlichst fremd und zuwider ist, Schutz und Hilfe gegen den romanischen, gegen sich selbst, gegen sein Fleisch und Bein. Man meint, die Erdachse kehre sich um und Morgen sei Abend und Ost sei West!

Dem romanischen Königspilger liegt auf seiner Wallfahrt nach Germanien Oesterreich unterwegs, jene interessante Kreuzungsstelle, wo der romanische Südwind und der germanische Nordwind eine beständige Zugluft erzeugen, ein permanentes Verschnupftsein sämmtlicher Oesterreicher aus habituell entgegengesetzten Gründen, ein unaufhörliches politisch-kirchliches Rheuma, nicht selten gesteigert zum acutesten Hexenschuß. Die Oesterreicher sind an diese wenig comfortable Lebensluft acclimatisirt und wenn sie nicht sterben, so leben sie noch. Aber der König-Ehrenmann wird Augen machen! Den russischen Kaiser haben wir wenigstens mit zehntausend Sicherheitsmännern wattirt: aber um wie viel leichter ist es auch, zu sichern vor polnischen Dolchen, als vor römischen Dolches — Blicken! Diese Aufgabe löse mir einmal eine Polizei! Und wenn wir alle Inhaber besagter Dolchesblicke beurlauben und entfernen, was bleibt noch vom offiziellen Oesterreich?! Wie ich in den 50er Jahren in Frankfurt immer zu sagen pflegte: man ist in Süddeutschland österreichischer als in Oesterreich und die besten Oesterreicher findet man außerhalb Oesterreichs, so kommt der Guirinal-König in die Wiener Luft — ich spreche immer vom „offiziellen" Wien — wie in eine Kraft-Bouillon und einen Liebig'schen Fleisch-Extract vom Vatican! Ja, wenn ein König auch die unoffizielle Welt zu sehen bekäme! Zum Beispiel in Wien jenes Wien, dessen Kaiser ein- für allemal Kaiser Joseph heißt, und das mit Ausnahme des obersten Hundert eben das ganze Wien ist! Hat doch der gute „Viki" fortgesetzt und vollendet, was Kaiser Joseph begonnen, wie sollte der josephinische Wiener ihm nicht gut Freund sein? Und wenn der arme Kaiser Joseph nur halb gethan, was er ganz gewollt, während es der gute Viki so gut hat, ganz zu thun, was er nur halb und fast gar nicht will, so daß er vor seinen eigenen Großthaten mehr komisch als pathetisch dasteht, so ist das dem lieben Wiener nur um so lieber, denn es

sieht „spaßiger" aus, d. h. wienerischer. War doch zu Kaiser Joseph's Zeiten Hegel und die „Selbstbewegung der Ideen" noch nicht erfunden und ein Monarch mußte noch einen Willen haben und eine Person sein, während er heute blos Weltgeschichte zu sein braucht, eine Art Weinreisender des Hauses Ananke & Fatum. Und so heißen wir unseren Reisenden immer willkommen, wir, das liberale und deutsche Wien.

Wie anders aber das bewußte Hundert, das Vatikan-, das Lourdes- und Mariazell-Wien, das officielle und ultramontane! Die Jesuiten sind rasend. Ihr ganzer Zug ist entgleist und culbutirt Wagen über Wagen ins Chaos. Welch' ein Lärm! Dieser Mann wagt es uns unter die Augen zu treten! Dem Kaiser hat er Mailand und Venedig entrissen, der Schwester der Kaiserin Neapel und Sicilien, den Vettern des Kaisers Toscana, Parma und Modena, und dieser Räuber will Gast des Kaisers sein! Aber Geld und Gut möchte flöten gehen, hätte er wenigstens den Papst-König nicht entthront! Das ist die empfindlichste Wunde im Hause Oesterreich und auch diesen Dolchstoß ins Herz hat er uns versetzt! Als Ludwig XVIII. den Königsmörder Fouché zum Minister annehmen mußte, sagte er cynisch, das koste den Bourbons die Jungfernschaft; wie soll es Haus Oesterreich nennen, den leibhaftigsten Antrichist zwischen seinen Beichtstühlen und Betschemeln bewirthen zu müssen? O dieser schwarze asiatische Satan, dieser Andrassy Gyula! In effigie ist er schon gehenkt, sollte man ihn nicht in natura henken, daß er seinem Kaiser und Herrn den Rath gab, einem solchen Gaste die Arme zu öffnen?

Gewiß, geliebte Brüder in Christo, das Alles ist sehr stark. Es ist einfach entsetzlich. Victor Emanuel in Wien, und nicht einmal an einem Pfahl gebraten! Ach vielleicht wäre ihm wohler in einer so klaren Situation, wie ein brennender Pfahl ist! Es sind schon viele Hände gedrückt

worden: aber Victor Emanuel und Franz Joseph Händedrücke tauschend, — man kann wirklich zweifeln, wer hier in Canossa ist, der Wirth oder der Gast! „Ich macht' ein dummes Gesichte", sagt Heinrich Heine von seinen bürgerlich Heine'schen Verlegenheiten; aber es ist ein wahres Glück, daß ein König nur ein gescheidtes Gesichte machen kann und diesmal nicht mit dem Dichter geht! Und was noch mehr Glück ist und was mich am meisten tröstet? Wirth und Gast sind Sportsmen desselben Sports. Das ist unter vornehmen Männern viel wichtiger als man glaubt. Ich wette, es vergehen nicht fünf Minuten und die Herren unterhalten sich ausgezeichnet — von Gemsen und Steinböcken.

Wovon sich mittlerweile die Herren Minghetti und Andrassy unterhalten? Das ist mein Geheimniß!

Den Jesuiten ist es natürlich keins. Sie unterhalten sich — von der Weltherrschaft der Jesuiten, was man „die katholischen Interessen" nennt. Ein Fraction der Römlinge nämlich calculirt wie folgt: Die Reise des Kirchenräubers war freilich böse gemeint, aber der Herr kann es zum Guten wenden. Was geschieht denn eigentlich? Besinnen wir uns. Wir haben unseren Chambord als päpstliche Artillerie spielen lassen, aber die Artillerie hat zu viel Lärm gemacht. Sie treibt uns den Savoyarden in die Arme Deutschlands und der stößt wieder, wie ein Billardball den anderen, das Wiener Cabinet in der deutschen Richtung vorwärts. Also fort mit Chambord! Was ist uns Hekuba? Was ist uns Chambord? Er sollte unser Werkzeug sein, wir nicht das seinige. Es war zu scharf, es machte schartig. Fort damit! Wenn Frankreich seine sogenannte Reaction moderirt, Italien und Oesterreich aber ihren Liberalismus, wozu die Neigung ohnedies immer da, so bekämen wir, um nicht zu sagen eine Allianz aber doch ein herzliches Einverständniß mit Frankreich, das heißt eine Aufstellung der drei katholischen Mächte, imposant genug,

um ihre eigene Politik zu machen, eine Politik ohne, vielleicht gegen Deutschland. Mitten auf seinem Marsche könnte solchergestalt der Savoyarde die Front verändern und ausgezogen in der Furcht vor Chambord, einer Granate die nicht platzt, wäre er auf der Haltestation Wien schon aus der größeren Furcht vor der Lächerlichkeit vielleicht zum entgegengesetzten System zu gewinnen. Wenigstens wäre das eine Combination, die zu versuchen von großem, fast unwiderstehlichem Reiz für einen Diplomaten sein müßte. Und ist Andrassy zuletzt nicht doch Katholik und Oesterreicher? Steht ihm denn selbst die „Vasallenschaft" zu Gesichte? Wird er nicht wünschen, sich zu behaupten? Aber es giebt Rathschläge, die man befolgt und die ihren Rathgeber stürzen. Beust rieth gegen Hohenwart — und fiel mit ihm. Victors Wiener-Gastspiel ist ein so verwegener Rathschlag, muß in den maßgebendsten Herzen so starke Dispositionen zu Stimmungsumschlägen erzeugen, daß wir ganz und gar unsere Witterung wittern! Hier ist gut operiren. Entweder wir gewinnen den Ungarn oder wir stürzen ihn.

So denkt jene Jesuitenfraction, die nicht blind rasend schimpft, sondern in der Wuth noch des Denkens fähig ist, nämlich des jesuitischen Denkens. Auch lässt sie das nicht drucken, wie die Ultras ihr Geschimpfe; was sie drucken ließ, das geschah durch ihren Schüler Lamarmora, den richtigsten Auguren der obigen Inauguration!

Aber trotz alledem, die Bäume der Jesuiten wachsen nicht mehr in den Himmel; was wächst, das haben nicht sie gepflanzt und was sie gepflanzt, das trägt ganz andere als ihre Ernten. Ja, zuweilen scheint es mir fast, als ob die klügsten der Jesuiten überhaupt nur noch die Pantomime des Pflanzens und Säens machten, um ihre Unfruchtbarkeit zu verbergen.

Der Narr des neunzehnten Jahrhunderts,

oder:

Das unterbrochene Opferfest.

(Nach Publizirung des Syllabus geschrieben.)

Liebigs Düngerlehre und der Bessemerstahl werden die Welt verjüngen! rief der Graf und schwang seinen Römer. Stoßen wir an, meine Herren, auf zwei Väter der Kulturgeschichte, deren Erbe ein ewig.s sein wird! — Suchen wir noch einen Dritten, sagte der Bürgermeister, um die heilige Drei voll zu machen. — Mirabeau! rief ein junger Mann, ein Oekonom, wie ihn Andere, ein Landmann, wie er sich selber nannte; Mirabeau, der Vater des politischen Rechtsstaates. — Es ist ein großer Name, aber doch nur ein Parteiname, wendete der Bürgermeister ein; greifen wir höher! — Proudhon! rief der Graf, der Erlöser der Arbeit. — Pardon, Erlaucht, er hat sie nicht erlöst und kein Einzelner wird sie erlösen. Nach tausend Jahren wird im Kulturstaate gearbeitet werden, wie Proudhon selbst es nicht ahnen konnte. — Sehr wahr, stimmte der Kreishauptmann zu; aber was suchen wir weiter? ich rufe: Goethe! — Sofort fingen die Gläser zu klingen an, da rief der Bürgermeister: Verzeihung für meinen bescheidenen Widerspruch! Wir Deutsche sind ein Volk der Sittlichkeit und der Wissenschaft, aber in Ewigkeit kein Volk der Kunstschönheit. Die Deutschen sind nur moralisch zu rühren, nicht ästhetisch, sagt Schiller, den ich daher selbst auch nicht vorschlage. Mir schwebt ein Name vor, nicht wie im Alterthume Homer, sondern wie im Alterthume Aristoteles war. Das wäre ein Symbolum für Deutsche. — Humboldt! rief es von allen Seiten, und: das ist's, rief der Bürgermeister selbst. Die Gläser klangen und wurden im einstimmigen Hoch gestürzt.

Schade, sagte der Graf, daß wir nicht noch länger gerathen haben. Wir waren im besten Zug, eine Heerschau zu halten, welche uns nach und nach die ganze Fülle und Eigenthümlichkeit der modernen Kultur vorgeführt hätte. Wir hätten unser Auge noch lange an dem Schauspiele geweidet, wie die edelsten und productivsten Kräfte der Menschheit einem Ziele zustreben, für welches der Name Fortschritt noch bescheiden gewählt ist. Nicht fortgeschritten wird blos; nein, es sind neue Bahnen betreten worden, es sind unbetretene Pfade in Richtungen, welche zum allgemeinen Zielpunkte der Humanität die kürzeren Linien zu finden scheinen, von großen und schöpferischen Geistern aufgeschlossen worden.

Und nicht blos von großen und schöpferischen Geistern, nahm ein alter Professor das Wort, sondern von solchen, deren Zahl Legion ist. Das Volk, welches gegen alle Gedankenneuheit sonst sich abwehrend, im besten Falle empfangend, verhielt, arbeitet heute selbstthätig mit. Das ist der werthvollste Fortschritt. Als ich zu unserem Vereinstage hieher fuhr, stiegen auf allen Stationen Landleute ein, welche unserer Tagsatzung beiwohnen wollten, wie wir denn hier an unserer eigenen Tafelrunde Mitglieder und Gäste sehen, welche es verschmähen, was Anderes zu heißen, als einfach Bauern. Diese Wahrnehmung ist wahrhaft beglückend. Als ich am Thannberg botanisirte, passirte mir ein freundliches Abenteuer. Der Bauernknabe, welcher mein Führer war, fand einen Kalkspath, hob ihn auf und sagte vergnügt: Damit kann ich unserem Lehrer eine Freude machen. Es scheint mir ein seltenes Stück. Der Knabe war Schüler einer Ackerbauschule. Sein verständiges Wesen muthete mich an, ich wünschte ihn mit einem Andenken zu beschenken. Haben Sie Buckles Geschichte der Zivilisazion? sagte er; ich wäre der glücklichste Mensch, wenn ich das Buch bekommen könnte. Was sagen die Herren dazu? Der Junge hatte in einer Zeitung das Buch angezeigt gelesen

und sogleich eine Leidenschaft dafür gefaßt. Es war mein erster Gang, in der hiesigen Buchhandlung es zu verschreiben, und ich kann wohl sagen, ich habe nie ein Buch mit einem größeren Vergnügen verschenkt. —

Schön Dank, Herr Professor, rief ein alter Bauer an der unteren Tischhälfte, ein wahrer Patriarchenkopf. Sie sprechen von meinem Enkel Stefan am Thannberg. Wir haben uns immer eingebildet, das Kind habe einen guten Kopf, aber es hat doch gleich einen anderen Schein, wenn es ein solcher Herr auch sagt. — Ei, dann soll er leben! rief der Professor. Meine Herren, stoßen wir nach Liebig und Humboldt auch auf den Stefan am Thannberg an. Die Spitze der Pyramide theile die Ehre mit ihrem Fundamente! — Es lebe das Volk! es lebe der Knabe vom Thannberg! toastete die ganze Versammlung.

Das war ein richtiges Wort, sagte der Kreishauptmann: die Spitze der Pyramide theile die Ehre mit ihrem Fundamente. Sonst war die Bildung ein Obelisk, von oben bis unten gleich schmal; wir sehen die glücklichen Zeiten, wo sie thatsächlich anfängt Pyramide zu werden, und die kühnste Spitze auf der breitesten Basis ruht. In einer Bauernschenke am Schattenbach fand ich einen Gedanken Goethes. Die Bauern filosofirten über die Aufhebung der Todesstrafe, wovon ihnen ihr Provinzblatt geschrieben hatte. Da sagte ein Waldheger Folgendes: Ich mein' halt, einem Mörder das Leben schenken, könnte man nur mit Einwilligung derer, denen der Erschlagene angehört hat. Ich fürchte, die Angehörigen nehmen sich sonst selbst ihre Rache, und Mord und Todtschlag wird nur noch ärger. Da schreiben sie freilich in die Zeitung hinein: man soll eben keine Rache empfinden. Aber kann man das den Menschen verbieten? Ich finde, daß die ganze Sache eigentlich vor die Advokaten gar nicht gehört, sie sieht aus wie Religion. Wenn ich, wie Jakob, vierzehn Jahre um mein liebes Weib gedient habe, und ein Hund schlägt sie mir todt, um

ihr fünf Gulden zu rauben, so hat sich der Kerl gar nicht in die Hände der Advokaten und Richter gegeben, sondern er hat sich in meine Hand gegeben. Ob er leben oder sterben soll, ist mein Recht, und gehört in mein Gewissen hinein; ich hab' aber immer gehört, wenigstens in der Religion, daß die Gewissensfreiheit das Höchste ist, und daß man daran nicht kippen und wippen darf. — Wie gefällt das den Herren? Es ist buchstäblich der Ausspruch Goethes: „Wollt ihr die Todesstrafe aufheben, so müßt ihr die Blutrache erlauben." Aber der Waldheger am Schattenbach hat gewiß nicht den Goethe gelesen, kennt schwerlich nur seinen Namen. Er fand den Gedanken des Klassikers in seinem Selbstdenken.

Der Graf sagte: Zu diesem Thema meine Herren, bin ich so glücklich, vielleicht den schönsten Beitrag zu liefern. Ich fuhr, wie gewöhnlich auf der dritten Klasse, zwischen Bauern, Marktweibern und Handwerksgesellen. Neben mir saß ein junger Schlosser, mit dem ich mich angenehm unterhielt und der ganz glücklich war, daß ich ihn als einen gebildeten Menschen behandelte. In der Freude seines Herzens entwickelte er mir eine Idee und skizzirte eine Zeichnung dazu, welche das Problem löste, einen Bahnzug in der Geschwindigkeit seiner normalen Bewegung bedeutend schneller als es das jetzige Bremsen leistet, zum Stehen zu bringen. Ganz starr vor Verwunderung fragte ich ihn: Glauben Sie selbst an die Ausführbarkeit dieser Idee? Warum nicht? fragte er betreten, hat meine Rechnung einen mechanisch-technischen Fehler? Aber, Herr, rief ich im höchsten Erstaunen, in diesem Falle ist Ihre Idee ja das Rittergut werth, an dem wir soeben vorbeidampfen, und Sie geben sie dem nächstbesten Koupénachbar Preis?! Nie werde ich den Blick vergessen, womit sich der Schlosser jetzt über meine Verwunderung verwunderte. Soll man denn wuchern mit einem Gedanken, bei dem es sich um Menschenleben handelt? In allen Herrenhäusern Europas finde ich so

viel Adel nicht wieder! Und ich will Erbsen von Linsen nicht mehr unterscheiden können, wenn der Gedanke des Schlossers nicht wirklich lebensfähig ist. Ja, meine Herren, sprechen wir nicht länger von der Spitze der Pyramide: die Fundamentsteine, das Volk . . .

In diesem Augenblicke flog durch ein Fenster des Sitzungssaales ein schwerer Kiesel herein, um welchen ein beschriebenes Blatt Papier gebunden war. Auf dem Blatte stand Folgendes:

„Ihr Esel und Ochsen, ihr Hunde, Schweine und Schafsköpfe! Dieses sind die Sätze, welche ich euch verkündige, und der Teufel soll in euch fahren, wie in die Schweine der Gerasener, wenn ihr den Sätzen nicht Gehorsam leistet.

1. Wer behauptet, daß zweimal zwei vier ist, soll die Schwerenoth kriegen.

2. Wer seine Kinder lesen und schreiben lehrt, bringt sie an den Galgen.

3. Wer Kinder erzeugt, ohne mir Geschenke zu machen, treibt Unzucht.

4. Wer ein Mikroskop aufstellt, den soll man ersäufen.

5. Wer sich mathemathischer Instrumente bedient, dem soll man das Haus anzünden.

6. Wer sich erfrecht, irgend etwas zu erfinden, das über's Grasfressen geht, den soll man mit Knütteln todtschlagen.

7. Verflucht ist, wer eine Dampfmühle baut.

8. Verflucht ist, wer telegrafiren läßt.

9. Verflucht ist, wer anatomische Präparate macht.

10. Verflucht ist, wer auf zwei Füßen geht.

11. Verflucht ist, wer zwei Augen im Kopfe hat.

Denn ihr sollt liegen und blind sein, und auf dem Bauche sollt ihr liegen und ich will euch treten.

12. Verflucht ist, wer Geld hat. Derselbe hat es mir gestohlen, denn alles Geld aller Taschen ist mein.

13. Verflucht ist . . .

Die Gesellschaft sah sich an. Einige lachten, andere staunten. Was soll das bedeuten?

Und mit welch festem Duktus das Alles geschrieben ist, sagte der alte Professor. Man kann nicht einmal annehmen, es sei die Hand eines Trunkenen.

Warum nicht? meinte der Graf. Es gibt Trunkene, welche den Gebrauch ihrer Kräfte erst in den Spirituosen finden. So eine Art Spiritualist mag wohl auch unser artiger Freund hier sein.

Lesen wir weiter, sagte der Oekonom. Es geht noch lange so fort. Das Ding ist lustig.

Aber der Bürgermeister machte ein verlegenes Gesicht dazu. Meine Herren, sagte er, für mich ist's traurig. Was werden Sie von unserer Ortspolizei denken! Wir sitzen hier in unserer Jahresversammlung, bewirthen unsere verehrten Gäste, die besten Männer des Landes, freuen uns über die Fortschritte der Humanität und Kultur in unserem Jahrhundert, und erleben mitten in dieser Freude ein solches Bubenstück! Ich fühle fast persönlich die Verantwortlichkeit dafür und muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich sofort meine Aufträge...

Aber indem der Bürgermeister sich erhob, that sich die Thüre auf und ein Wachposten führte den Uebelthäter gebunden vor sich herein.

Dem Bürgermeister stieg eine Röthe zu Gesicht über diese Taktlosigkeit des Wachmannes; der Arretirte dagegen zog sofort alle Blicke auf sich, sogar die des Bürgermeisters selbst. Das zornige „Hinaus!" blieb ihm in der Kehle stecken.

Der Verbrecher war ein alter Mann mit weißen Haaren, in schmutziger aber feiner Wäsche, abgerissenen aber feinen Kleidungsstücken, das alte kindische Gesicht glatt

rasirt, aber bei aller Verzerrung durch Elend, Hunger, Wahnsinn und Bosheit mit Spuren von Distinkzion. Seine Haltung war gebrochen und herrisch zugleich — ein lächerlich-grauenvoller Anblick.

Ihr Naturforscher seid rechte Narren, fing der Alte zu faseln an. Da nehmt ihr die Luft und zerlegt sie in Stoffe, — wie sagt ihr? Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, — hi, hi, hi, barer Mondschein! Die Luft ist blau und das blaue Wunder ist auch blau; die Luft besteht aus blauem Wunderstoff. Das ist meine Geheimlehre. Ich habe sie euch längst zum Besten gegeben; warum glaubt ihr sie nicht, ihr Racker? Schon gut. Ich werde euch alle vernichten. Ich habe große und gewaltige Helfer, — die Heuschrecken, die Eidechsen, die Engerlinge, ja selbst Kaninchen und Wiesel stehen mir zu Gebote. Ich bin ein gewaltiger Mann. Die streitbarsten Kräfte der Schöpfung sind in meinen Diensten. Schenkt mir hundert Gulden! Ich muß mir ein falsches Gebiß machen lassen, seht, meine Zähne sind ausgefallen. Ich brauche ein künstliches Ratelier. Und gegessen habe ich, wie lange schon nicht! Schenkt mir einen Pfennig! Sonst hatte ich die schönsten Menschen zu fressen, — gebratene Männer und geschmorte Weiber, — delikate Bissen! Das gedieh mir doch! Aber jetzt soll ich mich mit Risotto begnügen. Pfui Teufel! Un dîner très chêtif; ein Hundefressen! Er machte eine Bewegung, als ob er vomiren wollte, — da ließ ihn der Bürgermeister hinausführen.

Eine lange Pause folgte. Auf einmal brach der Oekonom, ein junger, lebhafter Mann, in ein schallendes Gelächter aus. Hol mich der Schneider! rief er, es gibt doch nichts kurioseres als die Welt! Schade, daß das nur Clauren gesagt hat, und nicht Shakespeare. Da kommt ein närrischer Kauz, ein alter Taugenichts, und unterbricht unser Opferfest der Bildung und Wissenschaft mit einem Gefasel, — halb Kinderspiele, halb den Teufel im Herzen!

Es ist der originellste Kontrast! — Aber warum so ernsthaft, Väterchen?

Diese Worte richtete er an den Großvater Stefans, den silberhaarigen Patriarchenkopf. Der alte Mann antwortete seufzend: Ich denke darüber nach, meine Herren, wie vergänglich der Ruhm der Welt ist. Der Mann, der uns da verlumpt und verlottert als ein landstreichender Faselhans in die Hand gefallen, das war einst ein großer und vornehmer Herr. Damen haben ihm die Hand geküßt und Männer in Aemtern und Würden um Rath gefragt. Er konnte mit den Ersten im Lande mitthun, aber er wollte noch mehr als der Erste sein; — ich weiß nicht, ob er Gott im Himmel für seines Gleichen gehalten hat. Darüber verdarb er es mit der ganzen Menschheit und er ging in seinem Ansehen schrittlings zurück. Seinen Hochmuth, seinen Eigensinn, seine Rechthaberei, sein stolzes Prahlen und Prachten konnten zuletzt seine nächsten Freunde nicht mehr ertragen. Dabei führte er die liederlichste Wirthschaft im Lande. Um das Unglück aber voll zu machen, besaß er einige seiner besten Maierhöfe durch eine alte Testamentsfälschung, und die hat er vor ein paar Jahren durch einen Prozeß verloren. Der Rest ist in den Händen der Gläubiger, die nicht einmal auf ihre Zinseszinsen kommen. Seitdem ist er wirklich überhirnig geworden, was ihm die Welt schon längst profezeit hat. Er treibt sich jetzt irrsinnig im Lande herum und läßt an Mensch und Thier seine verrückte Bosheit aus.

Aber wer ist es? fragte der Graf.

Ich wills gar nicht sagen, seufzte der Bauer. Sie würden erschrecken. Es heißt sogar, sein Name steht im Gotha'schen Staatskalender.

Hoho! rief der Graf betreten, faßte sich aber und setzte hinzu: Nun, ein jeder Stand hat seine verlornen Söhne. Wer hoch steht, fällt tief. Meine Herren, vergessen wir den armen alten Blödling, betrachten wir sein Attentat

mehr von der lächerlichen als von der ärgerlichen Seite, und gehen wir wieder an unsere Arbeiten der Vernunft und der Wissenschaft. —

Dogmen-machen und Konzils-Faustrecht.

Eine Erinnerung an Ephesus und Chalcedon.

I.

Ephesus.

Schon die ersten christlichen Jahrhunderte beschäftigten sich damit, — nicht sowohl die Gebote Christi zu befolgen, als vielmehr scharf darüber zu grübeln, wie im Gottmenschen der Gott und der Mensch eigentlich zusammenhänge, wie dieses Kunstwerk inwendig aussehe. Nachdem die Kämpfe über die Dreieinigkeit ausgefochten waren, folgten die Schlachten über die Menschwerdung.

Cyrillus, der Patriarch von Alexandrien wußte es ganz genau, daß die Natur Christi ein-naturig wäre; Nestorius, der Patriarch von Konstantinopel wußte es aber noch viel genauer, daß sie zwei-naturig sei; er unterschied sorgfältig die Menschheit seines „Meisters" Christus von der Gottheit seines „Herrn" Jesus. Der Bischof von Rom, der sich Papst nannte, aber damals noch ein Gleicher unter Gleichen war, wurde um einen Schiedsspruch angegangen, was seinem Stolze sehr schmeichelte. Er entschied sich für die Einnaturigen. Deßungeachtet brach der Kampf aus und kam es zum Schlagen, denn die Kirche war damals noch nicht zentrale und absolute Monarchie, ein römischer Bischof noch nicht ihr alleiniger Gesetzgeber.

Der Kampf brach aus, — es kam zum Schlagen, — das ist die Sprache der Kriegsbulletins. Und doch sagt es

blos: es kam zu einem Konzil! Wir bedauern es, daß Konzile Schlägereien waren, aber wir können die Kirchengeschichte nicht besser machen als sie ist.

Es kam zum Konzil von Ephesus (431 nach Chr. G.) „Groß ist die Diana von Ephesus", war ein Sprichwort der Alten; aber für die Jungfrau Diana war später die Jungfrau Maria gekommen. Die Stadt, welche einst den prächtigsten Dianatempel besaß, rühmte sich später, das Grab der Jungfrau Maria und die Gebeine derselben zu besitzen. Dieser Anspruch wurde ihr von Jerusalem streitig gemacht; da man aber auch das angebliche Mariengrab zu Jerusalem — leer fand, so entstand die treffliche Ausrede — von ihrer Auferstehung und Himmelfahrt. Das und nichts anderes ist der Ursprung von der „Himmelfahrt Mariä." Die vier ersten christlichen Jahrhunderte wußten von einer solchen noch nichts.

Enfin, — die Jungfrau Diana hatte die Jungfrau Maria zur Erbin eingesetzt, und Ephesus nannte sich fortwährend „die jungfräuliche Stadt". In dieser jungfräulichen Stadt kam nun das Konzil zusammen und dabei ging es zu, wie folgt.

Von Konstantinopel her zog der zweinaturige Nestorius, — nicht wie ein Angeklagter und Ketzer, sondern wie ein Richter. Er verließ sich weniger auf die Anzahl, als auf den Einfluß seiner Prälaten, und seine stämmigen Sklaven aus den Bädern des Zeuxippus hatten Fäuste und Waffen. Ueberdies war sein Verbündeter, Johann von Antiochia, mit einem Gefolge von Metropoliten und Theologen in langsamen Tagreisen unterwegs. Der einnaturige Cyrill dagegen hatte es noch besser gemacht und sich mit dem Orts-Kommandanten selbst, d. h. mit dem Bischof Memnon von Ephesus, in ein festes Bündniß begeben. Dieser Herr gebot über dreißig bis vierzig bischöfliche Stimmen, daneben bot er die Sklaven der Kirche und eine Schaar Bauern auf, welche in die Stadt stürmten, um durch ihr Geschrei

und ihre Schläge der zarten, schüchternen Taube, dem heiligen Geist, wirksam zu Hilfe zu kommen. Cyrill selbst kam auch nicht mit leeren Händen, er hatte seine Flotte, zum Behuf der nöthigen Bestechungen, mit den Reichthümern Egyptens beladen, und setzte überdies eine zahlreiche Schaar von Matrosen, Sklaven und Schwärmern an das Land, welche drohend die Stadt durchzogen, die Zweinaturigen auf Straßen und Gassen, ja selbst in ihren Häusern beleidigten, kurz im Verein mit Memnon, der ohnedies Herr der Stadt war, die Stadt gehörig terrorisirten. Dies war die Freiheit des Konzils, als dasselbe zu Pfingsten 431 — natürlich unter Anrufung des heil. Geistes — eröffnet wurde. Cyrill verfügte von vornherein über zweihundert Stimmen.

Und doch stand ihm noch der heranziehende Johann von Antiochia wie eine drohende Gewitterwolke am Horizonte. Resolut wie ein Kriegsgericht beschleunigte deßhalb das cyrillische Konzil den Angriff gegen Nestorius; der Letztere setzte der Gerichtsmacht Protest, der Vorladung Ungehorsam entgegen; aber dieser passive Widerstand half ihm wenig. Vergebens plaidirten 68 Bischöfe, darunter 22 von erzbischöflichem Range in festen, aber bescheidenen Vorstellungen für Nestorius; vergebens verwendete sich selbst der kaiserliche Minister Kandidian für einen Aufschub von nur vier Tagen; die heiligen Väter vertrieben die weltliche Obrigkeit mit Schimpf und Geschrei aus ihrer Versammlung und überstürzten den Prozeß gegen Nestorius nur um so cynischer. Das Ganze dieser wichtigen Angelegenheit wurde in einem einzigen Sommertage abgemacht: die Bischöfe gaben ihre Entscheidungen zwar abgesondert, aber die Gleichförmigkeit ihres Styles verrieth deutlich, wie sie alle nur Drähte in Einer Hand waren. Das Urtheil gegen Nestorius, boshafter Weise: „An den neuen Judas" überschrieben, wurde gefällt und an den Straßenecken von Ephesus angeheftet; die Bischöfe ließen sich von ihren Sklaven,

Faustkämpfern und Lärmmachern als Retter der Kirche und der Mutter Gottes begrüßen und feierten ihren Sieg durch Beleuchtung, Gesänge und nächtliche Unruhe.

Aber jetzt änderte sich auch die Szene. Der Minister Kandidian wußte wohl, warum er einen Aufschub von vier Tagen verlangt. Am fünften Tage kam Johann von Antiochia! Noch im Zimmer des Gasthofes und ehe er seinen Staub von den Füßen geschüttelt, empfing er den Minister Kandidian, welcher ihm Bericht erstattete über seine vergeblichen Bemühungen, die ungestüme Wuth des Cyrillus zu vereiteln oder zu vernichten. Aber Johann, ein überaus entschlossener und dramatischer Charakter, zauderte keinen Augenblick, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Er machte kurzen Prozeß, indem er sich selbst und seine fünfzig Bischöfe für das Konzil von Ephesus erklärte, worauf er dann unverzüglich den Patriarchen von Alexandrien, Cyrill, als das Gift aller Ketzerei und einen Zerstörer der Kirche mit dem Anathema belegte, und nicht nur diesen selbst, sondern auch seinen Verbündeten, den Bischof Memnon von Ephesus mitten in seiner Hauptstadt seiner geistlichen Aemter und Würden entsetzte.

Man muß gestehen: in diesem Cyrill, in diesem Johann, in diesen Patriarchen der morgenländischen Kirche hat lauter Material zu souveränen Päpsten gesteckt. Der Papst in Rom sollte dem falschen Propheten Mahumed Hände und Füße küssen, daß er diese Länder dem Christenthume entrissen, denn unter den scharfen Geistern des Südens, unter den egyptisch-syrischen Feuerköpfen hätte sich der Bischof vom Rom in keinem Falle zum Papst und Alleinherrn der Kirche aufzuschwingen vermocht, wie unter den schweren, nebelköpfigen Nordländern.

In Ephesus war der Krieg also erklärt. Aber der abgesetzte Bischof von Ephesus, Memnon, war so wenig ein Schäfchen, wie sein Freund Cyrill oder sein Feind

Johann. Er ließ die Kirchen schließen und warf eine starke Besatzung in die Kathedrale. Unter Kandidian's Befehl rückten die Truppen zum Sturme vor; die Außenposten wurden geworfen und niedergemetzelt, aber der Platz blieb uneinehmbar. Die Belagerer zogen sich zurück, ein kräftiger Ausfall verfolgte sie, sie verloren ihre Pferde und viele Soldaten erhielten gefährliche Keulen- und Steinwunden. Ephesus, die Stadt der Jungfrau, wurde durch Wuth und Geschrei, durch Blut und Aufruhr geschändet, während die nebenbulenden Synoden, das Konzil des Cyrill und das Konzil des Johann, sich gegenseitig ihre geistlichen Geschoße, ihre Bannflüche und Exkommunikationen zuschleuderten, und mit Geld und Lügen bepackt, um die Wette miteinander an den kaiserlichen Hof liefen, um die maßgebenden Eunuchen und Weiber für die ein- und zweinaturigen Inspirationen des heiligen Geistes zu gewinnen.

Während einer geschäftigen Periode von drei Monaten gab sich der Kaiser, — es war der milde Theodosius — die erdenklichste Mühe, den Theologen-Kampf beizulegen und wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, nur leider nicht das beste: die Verachtung und Gleichgiltigkeit. Er unternahm es, die Anführer durch ein gemeinsames Urtheil der Lossprechung oder der Verdammung zu entfernen und einzuschüchtern, er trug seinem Statthalter zu Ephesus die ausgedehntesten Vollmachten auf und stellte ihm militärische Streitkräfte zur Verfügung; er forderte von jeder Partei erst gewählte Abgeordnete zu einer freien und unparteiischen Besprechung in der Nähe der Hauptstadt und fern von jeder Ansteckung der tumultuarischen Jungfernstadt. Aber die Orientalen weigerten sich nachzugeben und die Katholiken, stolz auf ihre Anzahl und ihre lateinischen Verbündeten, verwarfen alle Bedingungen der Duldung oder der Vereinigung. Da war denn endlich die Geduld des milden Kaisers erschöpft und er machte durch ein Auflösungsdekret einem Skandal ein Ende, welcher in

der Entfernung von vierzehn Jahrhunderten den unschuldigen Namen „allgemeine Kirchenversammlung zu Ephesus" erhalten hat!

Das Schlußtableau aber ist eine Komödie: Johann und Cyrill umarmten sich gegenseitig, um mit Anstand nach Hause zu kehren, denn die würdigen Hirten fürchteten, von ihren Herden zerrissen zu werden, wenn der Eine als der Verfluchte des Anderen gekommen wäre.

II.

Chalcedon.

Eine Umarmung zweier Todfeinde bedeutet, daß keiner von beiden mächtig genug ist, den anderen zu stürzen. Cyrill, der Einnaturige, und Johann, der Zweinaturige, setzten ihren Kampf fort. Der Kampf wogte achtzehn Jahre lang mit wechselndem Glücke hin und her. Sein hauptsächlichstes Mittel waren Palastintriguen, Minen und Gegenminen am kaiserlichen Hofe, Werbung und Abspänstigmachung der kaiserlichen Familienglieder, ihrer Sklaven, Eunuchen und Weiber, Verleumdung und Bestechung, Bieten und Ueberbieten auf Stimmen; kurz, Perfidie und Korruption. Im Laufe dieses Kampfes wurde Nestorius, der zweinaturige Patriarch in Konstantinopel, welcher wohlweislich abgedankt und sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, aber, von Ehrgeiz und Unruhe verzehrt, auf den Kampfplatz wieder zurückgekehrt war, durch ein Edikt des Kaisers Theodosius auf gleiche Linie mit dem Zauberer Simon gesetzt, seine Schriften den Flammen übergeben, er selbst in die lybischen Wüsten verbannt, von Ort zu Ort gehetzt und geschleppt, und zuletzt doch wieder rehabilitirt, nachdem sein alter Körper allen Qualen und Entbehrungen siegreich

widerstanden. Seine Person und seine Schicksale sind gleichsam das greifliche Bild, wie der Parteienkampf am kaiserlichen Hofe seine Chancen wechselte. Einmal stand der Parteienkampf so, daß der Sieg dieses oder jenes Dogmas von einem einzigen Eunuchen abhing, welcher im Schlafgemache des Kaisers die niedrigsten Dienste verrichtete! Ihn zu verdrängen oder ihn zu halten und zu bestechen galt für das konzentrirte Interesse des Christenglaubens!

Bald nach seiner Wiederherstellung war Nestorius gestorben, schon früher sein Erzfeind Cyrill. Aber mit den Häuptern des Streites erlosch, wie man denken sollte, nicht etwa der Streit selbst, sondern die Köpfe der Hydra wuchsen nach: auf Seite der Einnaturigen in Dioskurus von Alexandrien, der Zweinaturigen in Flavian von Konstantinopel.

Indem der Letztere ein leidenschaftlich unkluges Geschrei gegen den alten einnaturigen Abt Eutyches anhub, daß Christus nicht vom Fleische der Jungfrau Maria gewesen, blies er die Flammen des Streites zu einem neuen Ausbruche an. Eutyches, Haupt von dreihundert Mönchen, verlangte eine allgemeine Kirchenversammlung, und wurde darin unterstützt von seinem Freunde Dioskurus und seinem Pathen Chrysaphius, dem regierenden Eunuchen des Palastes. So kam achtzehn Jahre nach dem ersten, das zweite Konzil vor Ephesus zu Stande. (449 n. Ch. G.)

Die Alexandriner waren seit je eine unbändige und gewaltthätige Masse, zu Exzessen fortwährend aufgelegt. (In dieser Zeit hatten sie auch den berühmten Glaubensmord an der Hypatia begangen.) Sie kamen mit einer Schaar von Bogenschützen und einer noch furchtbareren von Mönchen, welche, in ihrer thebaitischen Wüste für Lust und Schmerz abgestumpft, der Vernunft und dem Mitleid gleich unzugänglich, der Schrecken der sanfteren Menschheit waren. In Ephesus angekommen, belagerten sie sofort den Sitz des Konzils, die Kathedrale, drangen mit Stöcken, Schwer-

tern und Ketten in die Kirche und zwangen die zitternden Bischöfe, welche nicht Lust zum Märtyrerthum hatten, sondern hinter den Altar flüchteten und sich unter den Bänken verbargen, ein leeres Blatt Papier zu unterschreiben, welches sodann mit der Verdammung Flavian's ausgefüllt wurde. Aber nicht genug. Der Verurtheilung folgte die Vollstreckung. Flavian wurde unverzüglich „den wilden Thieren dieses geistlichen Amphitheaters vorgeworfen" — wie Gibbon sich ausdrückt; ja, der Patriarch von Alexandrien, Dioskurus, soll sich in eigener Person herbeigelassen haben, seinen Amtsbruder von Konstantinopel mit Stößen und Fußtritten dergestalt zu mißhandeln, daß Flavian an den Wunden und Quetschungen nach drei Tagen starb. Die Geschichte selbst nennt diese zweite Synode zu Ephesus „einen Aufruhr von Räubern und Mördern," — aber war denn die erste etwas anderes?

Inzwischen hatten die Egyptischen diesmal doch über die Schnur gehauen; zwei Jahre später, beim Konzil von Chalcedon ging es ihnen schlecht.

Eine Viertelmeile vom thracischen Bosporus stand die Kirche der heiligen Euphemia auf dem Gipfel eines sanft geneigten, aber hohen Berges; ein Freibau, der als ein Wunder der Kunst gepriesen wurde und durch seine unbegrenzte Aussicht auf Land und Meer wohl fähig gewesen wäre, die Gemüther der Menschen über die irdischen Leidenschaften zum Ewigen zu erheben. Im Schiff dieser Kirche saßen auf reihenweisen Bänken 630 Bischöfe; 30 Ehrenplätze waren für Laien von senatorischem und konsularischem Rang aufgerichtet. Prunkend war im Mittelpunkte das Evangelium aufgestellt, nach dessen Worten die Bekenner desselben bisher so wenig gehandelt hatten, — aber die ganze Zurüstung verrieth schon im Aeußern, daß man denn doch auf parlamentarischen Anstand diesmal einigen Anspruch mache. Die Bischöfe von Thracien, vom Pontus, von Syrien waren zahlreicher als je erschienen, und Leo,

der römische Bischof, welcher sich Papst nannte, und der durch sein persönliches Ansehen einem Attila und Genserich imponirt hatte, unterstützte durch seine lateinischen Bischöfe und seine berühmte Dogmenschrift, das Tome, die Partei der Zweinaturigen. (Sein Vorgänger Cölestin hatte die Einnaturigen unterstützt.)

So fanden die Egyptischen in Chalcedon widriges Wetter. Unfähig, Schläge auszutheilen, aber unlustig Schläge zu empfangen, (was ehrliche Fanatiker wohl gethan hätten) salvirten sie sich — durch eine rechtzeitige Fahnenflucht. Sie ließen ihren Parteiführer Dioskurus in Stich, und flehten, indem sie sich unter Thränen und Schluchzen zur Erde warfen, die Kirchenversammlung zunächst für sich selbst um Gnade und Erbarmen an. Sie fanden Gehör. Man nahm ihre scheinbare Buße und Reue an, man häufte gleichsam ihrer aller Sünden auf das Haupt ihres Patriarchen Dioskurus allein. Dieser verlangte weder, noch hoffte er die Mäßigung derer, welche das Blut Flavians von ihm zu fordern hatten. Die wenigen, welche ein schüchternes Wort von Verzeihung fallen ließen, wurden durch den vorherrschenden Ruf nach Rache überstimmt und übertäubt.

Aber so stark war die Macht der Einnaturigen, so innig scheute man sich, über ihr Dogma zu richten — welches uns ja heute noch als das vernünftigere einleuchtet, so wenig fand man es rathsam, in Dioskurus seinen ganzen ungeheuren Anhang, mit dem gewaltigen Eutyches, dem Danton der Partei, zu beleidigen: daß man dem verlorenen Mann nicht eigentlich als Irrlehrer und Ketzer zu Leibe ging (wurde doch der einnaturige Cyrill heilig gesprochen!), sondern den weltklugen Ausgleich ergriff, Kriminaljustiz über sein Privatleben zu üben. Als daher Dioskurus vom Konzil zu Chalcedon abgesetzt und vom Kaiser verbannt wurde, leitete man seine Schuld nicht aus kirchlichen, sondern aus persönlichen Vergehen ab.

Zeugen wurden vorgebracht, um die einzelnen Thatsachen seines Stolzes, seiner Habsucht und seiner Grausamkeit zu beweisen, und die Väter hörten mit Abscheu, daß die Almosen der Kirche an Tänzerinnen verschwendet würden, daß sein Palast, ja selbst sein Bad den Freudendirnen von Alexandrien geöffnet wäre und daß der Patriarch die schändliche Irene, eine berüchtigte Person, öffentlich als seine Beischläferin unterhalten hätte. Irene heißt im Griechischen zugleich der Friede, — ein Umstand, welchen die Gamins von Alexandrien nicht ohne Witz benützten, um auf ihren Patriarchen einen Gassenhauer zu singen, dessen Sinn im Deutschen ungefähr folgender wäre:

„Der Friede sei mit Euch Allen, sagt unser heiliger Bischof: aber wie kann der Friede, (die Irene), mit uns Allen sein, wenn sie der Bischof für sich allein behält?" —*)

Ist aber der Leser nun neugierig, wie der Streit der Einnaturigen und der Zweinaturigen schließlich noch ausgegangen, so sei ihm kund und zu wissen, daß die Kirche zuletzt — die „Einheit in der Zweiheit" annahm, welches Dogma noch das heutige ist.

„Socia Palmarum".

11. December 1871.

Die traurigste Ausgeburt der menschlichen Geistesverirrung — das Mönchsthum — ist weder jüdisch noch christlich; es ist egyptisch. Die Offenbarung Mosis bietet

---

*) *Εἰρήνε παντεσσιν ἐπίσκοπος εἶπει ἐπελθων,*
Πῶς δύναται πᾶσιν ἣν μόνος ενδον ἐχει;

dem Mönchsthume keinen Anhaltspunkt, eben so wenig die Offenbarung Christi. Wie Pflanzen außer ihrem Klima entarten, ist das Mönchsthum nur eine klimatische Entartung des Christenthums. Dem letzteren scheint ungefähr der Verbreitungsgürtel der Weinrebe vorgezeichnet. Der Wein ist eine warme Pflanze, weder eine kalte noch eine heiße. Als byzantinische Missionäre, welche in Asien das Christenthum verbreiteten, mehr und mehr nach Norden vordrangen, auf das asiatische Hochplateau und in die Steppen der altai'schen Nomadenvölker, sagte ihnen ein Khan: Wie sollen wir das Andenken eures Herrn Jesus Christus feiern? wir haben weder Brod noch Wein; wir haben nichts als das Fleisch und die Milch unserer Herden! Und an diesem tristigen Argument fand das Christenthum seine Grenze. Es hörte auf, wo das Rennthier anfing und wo es dem Weine zu kalt war.

Seine entgegengesetzte Grenze war es, wo die Palme anfing und wo es dem Weine zu heiß war. Auch hier hörte das Christenthum auf — aber leider nur seinem Geiste nach; als Thatsache vegetirte die Pflanze weiter und entartete. Unter den Palmen entartete das Christenthum zum Mönchsthum. Dort, wo das Klima so heiß ist, daß die englische Postverwaltung in heißen Sommern ihre Inselbriten avisirt, Briefe, die durch's rothe Meer gehen, nicht mit Wachs zu siegeln, weil sich das Siegel auflöst; dort, wo die Dattelpalme freiwillig und ungepflegt ihre reichlichen Früchte bietet und eine Handvoll Datteln zur Nahrung eines Tages ausreicht: dort ist die klimatische Wiege des Mönchsthums. Eine übermäßige Hitze, welche zur Faulheit einladet; eine Palmenfrucht, welche die Faulheit ohne Arbeit ernährt; — wohlan, die zwei Grundbedingungen zum müssigen Mönchsleben! Im egyptischen Nilthale mußte das Mönchsthum erfunden werden — es mußte, weil es konnte!

Mit dem Auge des Philosophen und mit dem Anti-

theſen-Witz eines Voltaire oder Schiller ſtaunte der jüngere Plinius dieſe Neuerung im menſchlichen Geſchlechte, das Mönchsthum, an. Gens sola et in toto orbe praeter caeteras mira, sine ulla foemina, omni venere abdicata, sine pecunia, socia palmarum. Ita per seculorum millia (incredibile dictu!) gens aeterna est, in qua nemo nascitur. Tam fecunda illis aliorum vitae poenitentia est.

Zu deutſch: Ein Volk, ganz einzig in ſeiner Art und mit nichts auf der Welt zu vergleichen! Ein wahres Weltwunder! Ein Volk ohne Weiber, ein Volk, welches die Liebe verſchworen hat, ein Volk ohne Geld, ein Volk unter Palmen! In dieſem Volke wird niemand geboren und doch kann es ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert in alle Ewigkeit fortpflanzen. Es klingt wie ein Märchen! Dieſe Leute pflanzen ſich fort — durch das Leben Anderer und durch die Reue dieſes Lebens!

Alles war hier dem Worte oder dem Sinne nach leicht zu überſetzen, nur „socia Palmarum“ klingt poetiſcher als als das deutſche: ein Volk unter Palmen. Man müßte ſagen: ein Gefährte der Palmen, ein Genoſſe, Geſelle, Geſpiele der Palmen — aber das Alles fällt nicht ins deutſche Ohr, wie ins lateiniſche: socia Palmarum. (Am kühnſten, aber vielleicht am richtigſten wäre die Ueberſetzung gegattet mit Palmen. Dicht neben der Gatten- und Weiberloſigkeit ſcheint Plinius in ſeinem Antitheſenwitz dieſe Pikanterie wirklich ſagen zu wollen.)

So verwunderte ſich Plinius über die Anfänge des Mönchthums. Wie hätte er ſich erſt verwundert über die Fortſchritte und über die Entwicklung des Mönchthums! Sine femina, ohne Weiber ſich fortzupflanzen iſt freilich merkwürdig; aber wie merkwürdig iſt es, sine pecunia, ohne Geld, Pferde und Wagen, Paläſte und Refektorien zu haben!

Mit der Schalkheit ſeiner proteſtantiſchen Ironie ſcherzt

der Geschichtschreiber Gibbon: „Ich habe irgendwo das freimüthige Geständniß eines Benedectiner-Abtes gehört, welcher sagte: Mein Gelübde der Armuth hat mir 100.000 Thaler jährliche Einkünfte verschafft, und mein Gelübde des Gehorsams hat mich zum Rang eines souveränen Reichsfürsten erhoben. Ich habe vergessen zu fragen" — spottet Gibbon — „was für schöne Erfolge er seinem Gelübde der Keuschheit verdankte."

Warum uns das Alles in diesem Augenblicke einfällt? Weil in diesem Augenblicke die Nachricht durch die Zeitungen geht, daß das Gesetz über die Aufhebung der geistlichen Kongregationen im nächsten Jahre, längstens im Jahre 1873 in's italienische Parlament eingebracht werden wird.

Aber im Jahre 1869 wurde der Suez-Kanal eröffnet, d. h. wurde die Axt der modernen Zivilisation angelegt an Egypten, — die Wiege aller geistlichen Kongregationen! Solche Witze der Weltgeschichte gefallen uns. Wieder einmal fällt der Herzog, nachdem der Mantel gefallen! Irgendwo in der Welt ertönt ein Wort — an einem ganz anderen Punkte der Welt ertönt ein ganz anderes Wort; — beide haben scheinbar nicht den geringsten Zusammenhang unter sich, — aber das Ohr wird bedeutsam getroffen, — es besinnt sich — und siehe da, man hat Wort und Antwort gehört! Nicht in der Menschensprache, aber in der Sprache der Weltgeschichte!

Mit dem Suez-Kanal wird Egypten europäisch und kaum drei oder vier Jahre später antwortet Europa mit radikaler Ausmerzung eines spezifisch egyptischen Uebels!

„Wir Pfaffen haben nie etwas getaugt", sagt Matthäus Lang, Geheimschreiber Kaiser Maximilians I. und später Erzbischof von Salzburg. *)

Und unserm Goethe sagte bekanntlich ein 70jähriger

*) Wachsmuth, Sittengeschichte V. 1. pag. 6.

Mönch in Rom: Das möchte er noch erleben, daß der Kaiser alle Mönchsorden aufhebt! Er meinte den Kaiser Joseph, während dessen Regierung Goethe seine italienische Reise machte.

Der wackere Alte! Er persönlich hat es nicht erlebt, aber das Menschengeschlecht erlebt es. Und so mag sich das sterbliche Individuum trösten, daß Alles, was es wünscht, wenigstens der unsterblichen Gattung nach und nach in Erfüllung geht oder gehen kann.

Noch aber haben wir hinzuzufügen, daß ein italienischer Mönch und ein Erzbischof von Salzburg — kein „Preßjude" ist!

Ein Capitel von den Hexen.

Gewiß gibt es in der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte keine Umwälzung, welche auffallender, wichtiger und folgenreicher wäre, als die Genesung von jener intellectuellen Gehirnentzündung, welche man Wunderglauben nennt. Gegenwärtig nehmen fast alle Gebildeten die Erzählung von einem Wunder mit einem vollkommenen Unglauben auf. Eine Erscheinung mag noch so unerklärlich sein, mag noch so hartnäckig jeder wissenschaftlichen Forschung verbergen, was sie ist: fest steht, was sie nicht ist, nämlich daß sie kein Wunder ist. Das war einst anders. Noch sind es nicht drei, ja kaum zwei Jahrhunderte, daß nichts gewöhnlicher, wahrscheinlicher und glaubwürdiger war, als eine Wundergeschichte. Es gab kaum ein Dorf oder eine Kirche, welche nicht der Schauplatz einer übernatürlichen Kundgebung gewesen wäre. Man hielt dafür, daß die Mächte des Lichtes und der Finsterniß sichtbarlich um die Meisterschaft kämpften. Sie thaten das nicht einmal, wie andere Duellanten,

an abgelegenen Orten, sondern auf Straßen und Marktplätzen, und Jedermann konnte zusehen. Der eine Duellant kämpfte mit Gottesurtheilen, mit Verzückungen und Weissagungen, mit Blinden, welche sahen, mit Tauben, welche hörten, mit Lahmen, welche hüpften und sprangen; der andere Duellant mit Hexen, welche auf Besen ritten, und mit Milch, welche sich in Blut verwandelte.

Der Hexenglaube ist so alt wie die Welt, und die gebildetsten Staaten des Alterthums, Rom und Griechenland, hatten ihn schon. Zu den Zeiten des Demosthenes wurde eine Zauberin Lamia hingerichtet. Sie kann übrigens kaum als Ahnfrau der christlichen Hexen betrachtet werden, denn das Alterthum bestrafte die Magier nur, weil sie den Menschen ein Leid zufügten, nicht weil sie Gott beleidigten. Diese Unterscheidung ist zwischen Heiden- und Christenthum wesentlich.

Grausame Strafgesetze und harte Verfolgungen waren über die Magier gar oft schon unter den römischen Kaisern verhängt worden, aber aus rein politischen Gründen. Die Magier, welche Astrologie trieben und die Zukunft ermittelten, konnten durch das Vorgeben, daß Dieser oder Jener zum Purpur bestimmt sei, Verschwörungen stiften, Gegenkaiser aufstellen, zur Rebellion ermuntern. Ihr Verbrechen war Hochverrath. Als aber die Christen anfingen, über das römische Reich sich auszubreiten, eine Secte voll starker, mit vielem Märtyrerblute eingeweihter Schwärmerei, verabscheuten sie weniger die bürgerlichen als die religiösen Folgen der Magie; das Sacrilegium kam ihnen viel schrecklicher vor als die Anarchie. Die Schädlichkeit der Magier war allenfalls durch die talismanischen Wirkungen des Weihwassers und anderer christlicher Ceremonien in einer Art von Rivalsystem zu contrebalanciren; desto todeswürdiger blieb in den Augen der Christen der Frevel der Magier, die Vergewaltigung und Majestäts-Beleidigung Gottes. Nichts kann nämlich unhistorischer sein, als wenn man sich vor-

stellt, das Heidenthum verschwand und das Christenthum nahm seine Stelle ein, ungefähr wie Einer den Platz besetzt, welchen der Andere geräumt hat. Im Gegentheile ging das Christenthum mit den Heidenthum eine lange Reihe von Compromissen ein, wie z. B. die Alterthumsforscher schon längst die Spuren dieser Vermischung fast in jedem Theile des römisch-katholischen Glaubens entdeckt haben. Was sich nicht in legitimes Fleisch und Blut des Christenthums verwandeln ließ, wurde eine Art bastardirender Auswuchs an demselben. In der Form von unzähligen abergläubischen Gebräuchen nahm dieser Theil des Heidenthums eine schwankende Stelle ein, bald geduldet, bald verdammt, am Rande des Glaubens schwebend und durchflochten mit den autorisirten religiösen Handlungen, von den Concilien zwar desavouirt, von den unwissenderen Geistlichen aber in der Regel befördert und bei dem Volke häufig in stärkerer Verehrung, als die rituellen Ceremonien selbst. Ein dritter Theil endlich bewahrte vollkommen starr und unbeugsam die alte grausige Form des Heidenthums, jenes Heidenthums, welches nach seiner angeblichen Ueberwindung noch viel zu stark war, um nicht alle Jahrhunderte des Christenthums mitzuleben und mit der alten Titanenfaust fort und fort in dasselbe hineinzudrohen. Dieser Theil des Heidenthums nun wurde der christliche Teufelsstaat. Und dieser Staat wurde das Vaterland der Hexen, dieser unglücklichen Erben der Magier, deren Verbrechen, aus dem Weltlichen ins Geistliche übersetzt, gleichsam den Teufel zum Gegenkaiser Gottes machte und ein Hochverrath war, welcher jeden einzelnen Christen in Person anging; denn sein Staat, der Gottesstaat, das Reich der ewigen Seligkeit, fand sich durch die Hexerei unmittelbar und tödlich bedroht, wie wenn ein auswärtiger Feind erobernd und zerstörend ins Innere eines heißgeliebten Vaterlandes gerufen würde.

In der That wird es am menschlichsten sein, die Hexenprocesse unter einem solchen Gesichtspunkte anzusehen.

Was man Bitteres und Aufregendes gegen diesen wüstesten Exceß des Christenthums sagen kann, gewinnt sofort ein anderes Gesicht, rückt uns näher und wird uns verständlicher, wenn wir uns vorstellen, daß der christliche Gottesstaat die Hexen als eine politische Partei von Verschwörern ansehen mochte, ungefähr wie der französische Sicherheitsausschuß die Aristokraten, die Royalisten, die Emigranten ansah. Politische Parteien pflegen aber nicht auf die Bekehrung sondern auf die Vernichtung der Gegner auszugehen. In den Hexenprocessen sollte die Partei des Teufels Kopf für Kopf physisch vernichtet werden. Natürlich konnte es den Gutgesinnten ebensowenig einfallen, die Köpfe zu zählen und vor dem Umfange der Henkerarbeit zurückzuschaudern, als es z. B. der Schreckensherrschaft Robespierre's eingefallen ist, welche aber freilich mit all ihren Guillotinen zu einer harmlosen Tändelei herabsinkt gegenüber jenem Terrorismus, welcher die Scheiterhaufen der Hexen anzündete, und welcher in aller Menschen Geschichten ohnegleichen und ohne Beispiel dasteht. Sollen doch siebentausend Hexen allein in Trier verbrannt worden sein, sechshundert von einem einzigen Bischof von Bamberg, achthundert in einem einzigen Jahre im Bisthume Würzburg! Zu Toulouse, dem Sitze der Inquisition, starben vierhundert Personen wegen Zauberei bei einer einzigen Hinrichtung und in dem winzigen Douay fünfzig in einem Jahre. Remy, ein Richter von Nancy, rühmte sich, in sechzehn Jahren achthundert Hexen dem Feuer überantwortet zu haben. Die Hinrichtungen, welche in wenigen Monaten zu Paris stattfanden, sind, nach den Worten eines gleichzeitigen Schriftstellers, fast unzählbar. Die Flüchtlinge, welche nach Spanien entrannen, wurden dort eingefangen und von der Inquisition verbrannt. In diesem Lande erstreckte sich die Verfolgung bis auf die kleinsten Orte, und der Glaube hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß noch 1780 ein Zauberer verbrannt wurde. Torquemada widmete sich mit gleichem Eifer der

Ausrottung der Hexerei wie des Ketzerwesens, ebenso Peter von Arbues. In Italien lieferte die einzige Provinz Como in einem einzigen Jahre tausend Opfer. In den meisten Theilen des übrigen Landes war die Verfolgung so heftig, daß gefährliche Aufstände entstanden. Dieselben Scenen wurden in den Thälern der Schweiz und Savoyens aufgeführt. In Genf, als es noch seinem Bischofe unterstand, brannten in drei Monaten fünfhundert Hexen, achtundvierzig wurden in Constanz und Ravensburg verbrannt und achtzig in der kleinen Stadt Valéry in Savoyen. Und doch streifen all diese Ziffern nur die Oberfläche des Kraters, keineswegs seine Weite und Tiefe. Die Chronisten hatten, durch die Gewöhnung des Alltäglichsten, starke Nerven und verzeichneten beiweitem nicht alle, sondern nur die außerordentlichsten Razzias, etwa wie unsere Zeitungen heute nur die Geburt von Vierlingen für eine nennenswerthe Nachricht halten, die Zwillinge aber keiner Aufmerksamkeit würdigen. Es ist wahrscheinlich, daß der Christenstaat im Laufe der Jahrhunderte wol eine Million seiner Bürger dem Hexenglauben geopfert hat.

Die kirchengeschichtliche Ausbildung dieses Schreckenssystems ist nicht mit ein paar Phrasen von Barbarei und Fanatismus abzuthun, sondern stellt sich als eine Studie dar, über die wir in einem zweiten Artikel wenigstens ein Streiflicht zu werfen versuchen werden; vom heutigen erwartet der Leser ohne Zweifel eine interessante Antwort auf die Frage: wie und wodurch der Hexenglaube und seine Wurzel, der Wunderglaube, den breiten, unermeßlichen Boden, den sie einst besessen, verloren? Es mag ihm selbst wie ein Wunder scheinen, welcher Platzregen all die Tausende von Scheiterhaufen plötzlich ausgelöscht, welche Märsche, Evolutionen, Schlachten und dramatische Effecte den rothglühenden Boden des Aberglaubens siegreich erobert und mit den Batterien der Aufklärung unüberwindlich armirt haben.

Es ist aber bekannt, daß die Geschichte auf diese Frage

keine romantische Antwort gibt. Die Reaction gegen den Hexenglauben explodirte in keinem einzigen Knalleffect; das größte terroristische System, welches die Welt je gesehen, ging nicht in einem Aufschrei der beleidigten Menschheit und unter den Keulenschlägen ihrer tapfersten Riesen, sondern es ging langsam, geräuschlos, unbemerkt und verschwindend zu Grunde. Kein Mensch kann sagen, wer die Sporen seiner Besiegung verdient hat.

Vor Allem die Kirche selbst nicht. Es ist gar oft schon bemerkt worden, daß die Kirchengeschichte eigentlich am wenigsten von der Kirche gemacht wird. Während die Theologen aller Parteien mit dem höchsten Aufwand von gelehrten Beweisen für ihre Verfassungsfragen zu kämpfen glauben, haben unsichtbare Geisterhände auf der Rechten, auf der Linken und im Centrum den ganzen Apparat von Beweisen plötzlich beiseite geschoben, und zwar nicht einmal mit Gegenbeweisen, sondern — mit Kopfschütteln, mit Lächeln und mit Gähnen. Und das, nicht die Theologie, macht schließlich die Kirchengeschichte. Man kann nicht sagen, daß die Kirche vom Hexenglauben sich selbst gereinigt, daß theologische Beweise das Unbewiesene desselben statuirt haben.

Aber auch nicht die weltliche Literatur. Zwar hat schon Kaiser Max mit seinem urwüchsigen Gemsjägerwitz gesagt: „Wie sollen Hexen über den Teufel Gewalt haben und kein ehrlicher Mann kann von einem Engel etwas erhalten?" Ebenso hat Friedrich der Große den Aufklärungsschriften des Thomasius nachgerühmt, daß die alten Weiber es ihm verdanken, wenn sie in Ruhe alt werden können. Und in den drei Jahrhunderten zwischen Kaiser Max und Thomasius könnten wir aus allen Ländern der Christenheit eine ununterbrochene Reihe von geistlichen und weltlichen Schriftstellern nennen, welche beachtete und aufsehenmachende Bücher gegen den Hexenglauben in großer Menge geschrieben haben. Und doch brannten in diesen drei Jahrhunderten mit der fürchterlichen Ruhe eines Naturgesetzes die Schei-

terhaufen der Hexen unberirrt weiter, und die zeitgenössische Philosophie hat keinen einzigen derselben ausgelöscht. Friedrich's Bonmot ist mehr Compliment als Wahrheitszeugniß, denn unter Thomasius lag der Hexenglaube schon im Verenden, und Thomasius war nur sein Todtengräber.

Wer also nennt das unermeßliche Motiv, durch welches der Hexenglaube aus der Christenheit verschwunden ist?

Wenn ein Kind in seinem siebenten Jahre den Knecht Ruprecht fürchtet, aber in seinem achten an ihm zweifelt, so haben diese dreihundertfünfundsechzig Tage zwischen dem einen und dem anderen Jahre Veränderungen und Wendepunkte herbeigeführt, welche für die intellectuelle Geschichte des Kindes entscheidend waren. Wer aber nennt sie? Aus welchen Quellen und Quellfäden tröpfelten sie sachte zusammen? Das Resultat ist sichtbar, die einzelnen Efficienten desselben sind unsichtbar.

Wiederholen wir es, die Kirchengeschichte wird von der Culturgeschichte gemacht. Nicht die Theologen machen sie, sondern die Chemiker, Physiker, Mathematiker und Grammatiker, die Philologen und Philosophen, die Spinner, Weber, Buchdrucker, Seefahrer, Kaufleute, Fabrikanten, Comödienschreiber und Modisten. Der Glaube ändert sich mit der Cultur. Er sucht beständig seinen Einklang mit den sittlichen und intellectuellen Zuständen der Gesellschaft. In dem Maße, als die Menschen von einer roheren zu einer feineren Civilisation vorschreiten, veredelt sich ihre Phantasie, verfeinert sich ihr Gefühl, das Schreckliche weicht dem Gefälligen, der pensionirte Teufel engagirt sich bei den Novellenschreibern, und die Hexen trinken ihre Schale Kaffeh in schwatzhafter Sicherheit. Sagen wir also, der Hexenglaube wich nicht den Beweisen, sondern der Stimmung. Das ungefähr wäre die kürzeste Formel. Zu beweisen, daß kein Teufel existirt und daß die Menschen keinen Bund mit ihm haben können, wäre auch heute noch wahrscheinlich dem Gebildetsten unmöglich; und doch wäre es ebenso unmöglich,

auch nur vom Ungebildetsten eine Geneigtheit zum Hexenglauben erhalten zu können.

Das scheint nun eine hocherfreuliche Thatsache. Was kann angenehmer sein, als sich von einem ungeheuren, erdrückenden Uebel durch die bloße Stimmung zu befreien! Tausende von Richtern und Advokaten haben in den Hexenprocessen die Beweisführung als eine mit ihrem ewigen Seelenheil zu verantwortende Gewissenssache empfunden, und heute entscheidet jeder Karrenschieber durch seine bloße Gefühlsstimmung ohne allen Beweis! Wer sollte nicht jubeln, wenn man so schwere Dinge so leicht werden sieht!

Aber diese Freude hat ihr doppeltes Gesicht. Was ohne Beweis ging, kann ohne Beweis wiederkommen! Nie wird mehr geglaubt werden können, daß sich die Sonne um die Erde dreht; denn das Gegentheil ist bewiesen. Daß aber nie mehr an Hexen geglaubt werden wird, kann nicht mit derselben Sicherheit ausgesagt werden, denn unser Sicherheitsposten ist hier kein ewiger Beweis, sondern eine veränderliche Stimmung.

Wahrlich, die Concordats-Partei weiß, was sie thut, wenn sie für die unveräußerlichste Domäne der Kirche die Schule erklärt. Die Schule ist eine von den wichtigsten Regionen, in welchen die Stimmung eines Zeitalters gemodelt wird. Nicht Literatur und Theater, nicht Zeitung und Tribüne, nicht Telegraph und Eisenbahn, nicht Liebig, Ackerbau, Industrie, Handel und Wohlstand erzeugen so gründlich die Zeitstimmung, als sie all diesen Dingen voraus schon die Schule erzeugt hat. Gebt der Kirche die Schule, und sie kann all eure Fortschritte erst zum Stillstand, dann zum Rücklauf bringen. Daß aber der Rücklauf bei einem gewissen, immerhin noch anständigen Punkte ankomme und auf demselben verharre, wird sie selbst nicht mehr in ihrer Gewalt haben, denn jede Bewegung überfliegt den Zielpunkt des Bewegenden, und die Schwungkraft eines abwärts gleitenden Körpers trägt denselben regelmäßig weiter, als der

Anstoß voraussehen ließ. Ist der Hexenglaube in Frankreich, diesem Musterlande der Aufklärung und des Fortschrittes, officiell nicht längst schon abolitionirt? Und doch ereignete sich noch unter unseren Augen Folgendes in Frankreich: 1850 klagte das Civil-Tribunal von Tarbes das Ehepaar Soubervie an, daß es den Tod der Frau Bedouret veranlaßt habe. Die Ehegatten hatten geglaubt, daß sie eine Hexe wäre, und erklärten, der Priester hätte ihnen gesagt, sie wäre die Veranlasserin der schweren Krankheit der Soubervie; darum schleppten sie die Bedouret in ein Privatzimmer, hielten sie über brennendes Stroh und legten ein rothglühendes Eisen über ihren Mund. Das unglückliche Weib starb bald im qualvollsten Schmerze. Die Soubervies gestanden die That und frohlockten darüber. Im Processe erhielten sie die bestmöglichen Zeugnisse. Es wurde dargethan, daß sie lediglich aus Aberglauben die That begangen, und geltend gemacht, daß sie nur den höchsten geistlichen Vorgängern gefolgt seien. Von den Geschwornen der Gnade empfohlen, wurden sie nur zur Zahlung von jährlich 26 Frcs. an den Mann der Gemordeten und zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. (Cordier, Légendes des Hautes-Pyrénées. Lourdes, 1855. pp. 79—88.) In Frankreich aber besteht keine pflichtige Staatsschule, was der Clerus zu benützen weiß, indem er dem Volke — unentgeltlich Schulen eröffnet.

Es ist demnach nicht die muthwillige Lust der Pfaffenhetze, nicht das Buhlen um Volksgunst, nicht das Einstimmen in ein Tags- und Modegeschrei, sondern die Pflicht jedes sittlichen Menschen, deren Unterlassung ein schweres Verbrechen wäre, daß wir unsere Schule gegen den Einfluß der Kirche vertheidigen, jener Anstalt, welche ihrer ganzen Natur nach die Grenzen des Glaubens und Aberglaubens nie scharf unterscheiden wird, ja welche sich eigentlich nur sicher und wohl fühlt, wenn sie die Citadelle des Glaubens von den Außenwerken des Aberglaubens recht stattlich gedeckt

weiß. Jede alte Frau, welche über die Straße geht, ruft uns zu: Entreißt die Schule der Kirche!

Schopenhauer hat gesagt: Wie läßt sich ein Menschengehirn nicht zu Schanden kneten, wenn man es von seinem fünften Jahre an unter die Hände bekommt! Wie gut weiß man das auf dem Boden, welcher noch warm ist von der dreizehnhundertjährigen Lohe der Scheiterhaufen, aber — wie gut wissen auch wir es! Der Kampf um die fünfjährigen Köpfchen unserer Kinder ist unsere heiligste Culturaufgabe.

Ein Capitel vom Teufel.

Jede Religion fängt mit dem Schrecken an. Die Erscheinungen, welche sich dem Geiste des Wilden am gewaltigsten einprägen, sind nicht eben die wohlthätigen und geordneten, sondern die unheilvollen und außerordentlichen. Die Dankbarkeit ist minder lebhaft als die Furcht, und der kleinste scheinbare Bruch eines Naturgesetzes macht tieferen Eindruck als Regel und Stetigkeit. Wenn die schrecklicheren und aufregenderen Naturgesetze dem Geiste nahetreten, wenn die tödtlicheren Formen von Krankheiten oder Elementar-Ereignissen das Land verwüsten, so schließt der Wilde hieraus auf die kräftig beglaubigte Gegenwart des Teufels. Im Dunkel der Nacht, unterm Donner des Widerhalls, am Rande der Abgründe und gähnenden Klüfte, beim Leuchten der Kometen, oder dem Düster der Sonnenfinsterniß, wenn Hunger das Land verheert, Erdbeben und Pest die Menschen dahinraffen; kurz in Allem, was befremdend, schauderhaft und verderblich ist, fühlt er sich überwältigt von dem Uebernatürlichen. Ganz und gar allen Einflüssen der Natur ausgesetzt, aber vollständig unbekannt mit der Folgenkette

ihrer mannichfaltigen Theile, lebt er in beständiger Furcht dessen, was er für die unmittelbaren und eigenthümlichen Thaten der bösen Geister hält. Und da er sie fortwährend in seiner Nähe fühlt, sucht er natürlich in Verbindung mit ihnen zu treten. Er ruft und beschwört sie, er schmeichelt ihnen mit seiner Huldigung, er besticht sie mit seinen Geschenken. Im Drange eines großen Unglückes oder in Anfällen von Haß und Rache, wo er seine Kraft verzehnfachen möchte, versucht er mit Ihrer Macht sich zu wappnen und seine aufgeregte Einbildungskraft überredet ihn bald, daß er seinen Wunsch erreicht habe. Wenn Fähigkeiten und Ehrgeiz ihn über die gewöhnliche Höhe stellen, so wird ihm dieser Glaube der bequemste Pfad zur Macht. Im Besitze der Macht gebietet und zwingt er als Herrscher, an die Quelle derselben zu glauben, d. h. der Teufelsglaube wird ein Theil der Staatsreligion, wird im System der Orthodoxie legitimirt.

Diesem ganzen Gange entgegen, fing die christliche Religion nicht mit dem Schrecken, sondern mit der Liebe an. Natürlich! Sie entstand ja nicht unter rohen Wilden, sondern im Schoße einer civilisirten Gesellschaft, nicht unter den Gefahren des Naturlebens, sondern unter den bequemen Dächern der sicheren Städte. Diese Gesellschaft hatte sich die Natur längst unterworfen und die kindische Furcht der Elementar-Schrecken verlernt. Aber diese Gesellschaft war in Herren und Knechte getheilt, in stolze Bürger und in rechtlose Sklaven. Was dieser Gesellschaft demnach noth that, das war nur Eines: ein warmes, sittliches Band zwischen den Herren und Knechten, die Idee der Gleichheit und Brüderlichkeit — die Religion der Liebe!

Aber so leicht geht der Teufel doch nicht zum Teufel. Wenn er kein Amt mehr hat als Personification der Naturschrecken, so empfiehlt er sich, brauchbar und diensterfahren wie er ist als Personification der sittlichen Schrecken, als Objectivbild der menschlichen Selbstzerstörung,

kurz als Symbol des Bösen. So weiß er sich der neuen Aera ebenso unentbehrlich zu machen, wie der alten, und schwört mit Vergnügen auf ihre Verfassung, denn sie erlaubt ihm schlechter zu sein als je. Er entfaltet im vollsten Glanze jetzt erst recht seine geschmeidige Vielseitigkeit, und daß er das Kreuz nicht flieht, sondern neben der Kirche verträglich seine Capelle baut, bekommt ihm vortrefflich. Die neue Aera hebt ihn eher, als daß sie ihn drückt, sie menagirt ihn fürstlicher als zuvor, seine Opfer sind kostbarer und werden reichlicher, die meisten Geschäfte gehen in seine Hand über, er wird die erste Person im Staate. Zwar die Praxis der alten Aera ist ihm noch immer eine liebe Gewohnheit, er blitzt und donnert für alte Weiber und liefert den Spinnstuben effectvolle Wetterschläge. Aber er nimmt auch den Franklin'schen Blitzableiter und die ganze Aufklärung nicht übel; er sagt, er habe dieses Bedürfniß längst gefühlt und — operirt mit Praslins und Chassepots!

In der That, der unermeßliche Gegensatz zwischen dem Aberglauben einer heidnischen Natur-Religion und dem Lichte einer geoffenbarten Religion berührt den Teufelsstaat fast gar nicht; der Teufel wechselt, aber er verliert nicht seine Bedeutung. Wenn der zitternde Wilde im Graus der Elemente schaudert, so schaudert der Mensch, der zum sittlichen Leben erwacht ist, im Bewußtsein der Untiefen und Abgründe seines eigenen Herzens, des namenlos schmerzlichen Bruches zwischen seiner idealen und realen Natur. In diesem Sinne mag Goethe gesagt haben: „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil," nämlich seine Anlage zur Religion und der unmittelbarste Ausdruck dieser Anlage. Jede Religion schaudert. Selbst die heiterste und tröstlichste aller Religionen, die Religion, welche sich mit Zuversicht die Erlösung nennt, hat ihren Teufel — ganz wie Zeus die Titanen oder wie die Asen den Loki und den Wolf Fenrir — zwar „mit den Ketten der Finsterniß gebunden und in den Abgrund der Hölle geschleudert," was aber im minder

siegreichen Bulletinstyl doch nur heißt: sie hat ihn am Leben gelassen. Das ist die Hauptsache. Ein tiefer Zug der menschlichen Gewissenhaftigkeit verräth sich darin. Der Mensch, wie inbrünstig die Selbstliebe ihn antreibt, das Heil zu glauben, wagt doch nicht, das Unheil zu leugnen. Er stellt es sich entfernt, er stellt es sich ohnmächtig, entkräftet, unfähig vor, aber in der Welt ist es doch! So unzerstörbar ist der Sinn der Wahrheit, oder — so schreiend sprechen die Thatsachen! Auch der leidenschaftlichste Optimismus nimmt Anstand, das entgegengesetzte Princip des Pessimismus völlig und definitiv auszuschließen.

Während wir es also den Männern von Fach überlassen, ihre Kirchengeschichte in den theologischen Streitigkeiten zu sehen, glauben wir besser zu thun, wenn wir sie in der Stimmung der Gläubigen suchen, wie sie zwischen der Heilsfreudigkeit und der Furcht vor dem Teufel schicksalsvoll auf- und niederwogt. Das ist die innere, gleichsam psychologische Kirchengeschichte.

Es vereinigte sich Alles, die ersten Jahrhunderte des Christenthums in die menschlich-heiterste Stimmung zu tauchen: das Morgenroth der neuen Heilssonne und das Abendroth der heidnischen Herrlichkeit. Den Rahmen des christlichen Dogmas durften die Ideen Plato's umwuchern und als Gnosis fast zudecken, aber die gnostischen Systeme galten nicht durchwegs für ketzerisch. Es blieben Rosen genug davon in der Dornenkrone des Heilands hängen, und das blutige Bild schüttelte jahrhundertelang nicht unwillig das Haupt dazu. Noch williger nahm die christliche Kunst die Schönheit des Heidenthums zu sich herüber. Anfangs beschäftigte sie sich ganz und gar mit den Todten. Katakomben waren die Stätten, welche verziert wurden; die Capellen waren alle von Todten umgeben, die Altäre Gräber der Märtyrer. Nach den mittelalterlichen oder sogar neueren Ideen hätte man nun denken sollen, eine unter solchen Umständen entstandene Kunst müßte einen eigenthümlich düsteren

und strengen Ton angenommen haben, umsomehr, wenn man die Heftigkeit der gleichzeitigen Verfolgungen würdigt. Aber das Gegentheil! Keine Spur der Bitterkeit, der Klage, des Rachedurstes! Das unverbrüchliche Gesetz der antiken Welt, von Grabverzierungen jedes Bild der Traurigkeit auszuschließen, galt lange Zeit auch den Christen. Die Blumenkränze, an welche das Heidenthum sich entzückte, und sogar einige der fröhlichsten Bilder der heidnischen Götterlehre wurden beibehalten und gemischt mit den schönsten Sinnbildern der christlichen Hoffnungen, mit den schönsten Darstellungen der christlichen Gnadenwunder. Die Betrübniß, welche durch die Christenverfolgungen über Familien und ganze Gemeinden kam, konnte die Stimmung der Gesammtheit nicht drücken, viel eher erheben und begeistern. Die Kirche war gleichsam ein Schlachtfeld, auf welchem zwar noch Blut floß, aber der Sieg schon entschieden war. Jeder Einzelne stand und fiel auf seinem Posten, und jeder Fallende machte das Gefühl der Unüberwindlichkeit stärker. Was konnte man mehr thun, als sich kreuzigen lassen wie der Gottmensch selbst? Der verheißene Himmel wurde ein verdienter. Man hatte die sicherste Ueberzeugung des gewonnenen Heiles, denn man kaufte es mit seinem Blute. Jeder Einzelne trug das Paradies in seiner Patrontasche. Der physische Tod war Kinderspott, denn seine Blume, der Triumph, das allgemeinste und stärkste Gefühl.

Dabei könnte aber nichts falscher und unhistorischer als der Wahn sein, daß dieses Siegesbewußtsein des Christusglaubens den Teufelsglauben noch ausschloß und ihn nicht aufkommen ließ. Nichts weniger! Als sich die Christen vom Heidenthum abwendeten, geschah es nicht deßhalb, weil sie die Heidengötter für Lügen und Fabeln und nur den auferstandenen Jesus von Nazareth für wahr hielten. Weit entfernt! Zeus, Venus, Apollo, Minerva waren ihnen ebenso wahre und wirkliche Existenzen wie den Altgläubigen selbst. Aber sie wurden ihnen zu Teufel. Und da die Anbeter

dieser Teufel noch die unermeßliche Mehrheit bildeten, und da der Dienst dieser Teufel in Tausenden von Tempeln getrieben wurde, und da vom Capitol zu Rom und vom Parthenon zu Athen und vom Dianatempel zu Ephesus und von Delphi und von Olympia dieser Teufelsdienst über alle Maßen leuchtend und herrlich die Welt durchstrahlte — so bedenke man, in welcher Atmosphäre der damalige Christ zu leben das Glück hatte! Er trat Teufelsboden und athmete Teufelsluft auf Schritt und Tritt. Er ging im Teufels-Element bis an den Hals. Unsere Teufels-Ministerien, Teufels-Parlamente und Teufelspresse sind wahres Kinderspiel gegen den Teufelsstaat, welcher das junge Christenthum einhüllte und zudeckte.

Und doch! So groß die physische, dynamische und räumliche Verbreitung des Teufels war, so klein war seine moralische. Er herrschte überall, nur nicht in den Gemüthern. Die Gemüther waren ihres Gottes viel zu gewiß. Noch fühlte man sich dem Heiland und seinen Aposteln viel zu nahe, noch wirkte man selbst zu kräftig und zu ehrlich mit dem Heile mit, als daß der Stifter des Unheils Figur machen konnte. Es ist wahr, nichts war der christlichen Phantasie geläufiger als der Teufelsspuk und sein unaufhörliches, allgegenwärtiges Treiben. Viele Tausende von Fällen des Besessenseins, der Wunder und Erscheinungen des Teufels waren im Umlauf und wurden ohne den geringsten Zweifel geglaubt. Es gab kaum Einen großen Heiligen, der nicht irgend ein Rencontre mit dem Teufel gehabt hätte, ja es wurde förmlich Ehrensache, vom Teufel einer Versuchung gewürdigt zu werden. Zuweilen erschien er als ein fratzenhaftes schreckliches Thier, zuweilen als schwarzer Mann, manchmal als ein schönes Weib, oder er trieb seine Frechheit so weit, wol gar als ein Prediger auf der Kanzel, ja selbst als Jesus Christus zu erscheinen. Aber so sonderbar es uns heute klingen mag, all dieser Unfug rief nicht den geringsten Terrorismus hervor.

Man glaubte allgemein, daß der Erzfeind den Christen umschwebe, aber ebenso glaubte man, daß das Zeichen des Kreuzes oder wenige Tropfen Weihwasser, oder der Name Maria ihn sofort in eine schimpfliche Flucht jagen könne. Die Lebensgeschichten der Heiligen waren von seinen Listanschlägen voll; aber sie schilderten ihn regelmäßig als besiegt, erniedrigt und verachtet. Der Satan selbst hatte auf Geheiß Cyprian's ein wehrloses, unwissendes Mädchen, das sich der christlichen Religion geweiht hatte, wiederholt überfallen. Er hatte die ganze Kraft der Sophisterei zur Verdunkelung ihrer Jungfräulichkeit und alle Künste der erzengelhaften Beredtsamkeit zu Gunsten eines jungen und edlen Heiden erschöpft, welcher nach des Mädchens Hand strebte; aber das einfache Zeichen des Kreuzes machte jeden Sophismus zu Schanden, dämpfte jede Erregung der irdischen Liebe und trieb den Teufel geäfft und verzagt zu dem Magier zurück, der ihn gesendet hatte. Legionen von Teufeln in taktischer Schlachtordnung aufgestellt, umringten die Kirche, wohin der heilige Maurus einzog, und verhinderten mit drohenden Geberden den Zug des Heiligen; aber wenige Worte des Exorcismus zerstreuten sie alle im Nu durch die Luft. In der Kirche der heiligen Sabina zu Rom zeigte man lange einen schweren Stein, welchen der Teufel in einem Augenblicke verzweifelter Leidenschaft auf den heiligen Dominicus geschleudert, in der eitlen Hoffnung, das vom Schutzengel geschirmte Haupt zu zerschmettern. Aber das Evangelium des Johannes um den Hals gehängt, oder einen Rosenkranz, oder eine Reliquie reichten vollkommen aus, um auch die höchsten Anstrengungen der teuflischen Bosheit zu Grunde zu richten.

Das Alles beweist nur, daß eine geoffenbarte Religion eigentlich rein göttlich und gar nicht teuflisch ist; daß sie die Teufelsidee zwar historisch überkommen, aber sittlich erst dann ausbilden und mit Inhalt erfüllen kann, wenn die Kirche bereits in das Stadium ihrer Corruption eingetreten,

an ihrem Geiste gesündigt und sich dieser Sünde bewußt geworden. Bis dahin zehrt der Teufel von seinem alten, mythologisch-heidnischen Erbe; erst im Bruch der Gewissen wird sein Rohboden urbar und bringt selbstständige Früchte hervor.

Wenn man in Ländern, in welchen sich mehrere Confessionen und auf nachbarlichen Räumen durchsetzen, der Güte derselben nachfragt, so hört man regelmäßig die Antwort: Jede Confession ist gut, wo sie in der Minderheit ist. Eine bedeutungsvolle Lehre!

Daß die christliche Kirche in die Mehrheit gelangte, dürfte nun freilich nicht beklagt werden; bei einer Anstalt, welche allein selig macht, mußte ja das im Plane der Vorsehung liegen. Aber daß sie nicht nur eine Mehrheitskirche, sondern auch eine herrschende Kirche und endlich gar eine Grundherrschaft wurde: dieses Unglück hätte ihr nicht widerfahren sollen.

In der römischen Welt hatte sich die christliche Kirche mit Blut und Wunden, mit Lieben und Leiden, mit Dulden und Harren, mit guten Werken und guten Beispielen die Mehrheit erobert. Als sie aber die deutsche und slavische Welt mit dem Kriegsschwerte eroberte und den Muß-Christen nun gar ihren häßlichen Zehent aufjochte — da mochte der Gottmensch in der Höhe sein Reich auf lange verloren geben, aber der Teufel, „mit den Ketten der Finsterniß gebunden," fühlte seine Ketten leichter werden. Eine Krisis voll dunklen Verhängnisses war angebrochen. Das Mittelalter konnte nicht roh und unwissend genug sein, um nicht nach und nach zu empfinden, daß Idee und Praxis der Kirche geschiedene Wege gingen. Der reiche Jüngling des Evangeliums, welcher sein Gut den Armen verschenkte, um selbst arm zu werden, und der jetzige Christ, welcher vom armen Bettelmönche zum reichen Prälaten den umgekehrten Weg avancirte; der römische Cäsar, welcher seine Kriegsknechte auf nazarenische Beter losließ, und der römische Papst, welcher auf Waldenser und Albigenser selbst

wieder Mörderbanden hetzte: es war nicht möglich, den Christusstaat noch gründlicher umzukehren. Das Bewußtsein dieser Verkehrung pflanzte sich denn ganz folgerichtig bis zum Regenten selbst fort: man wurde irre, ob Christus diesen Staat noch regiere. Die Person des Christus trat zurück und die Person des Teufels — das heißt das Symbol der allgemein empfundenen Verderbniß — trat in den Vordergrund. Christus blieb zwar officiell in seinen Ehren und Majestätsrechten, sein Hof, seine Diplomatie, sein Inneres und Auswärtiges amtirten nach wie vor in seinem hochheiligen Namen: aber — der Name ist nicht immer die Sache. Es schlich mehr und mehr das Gefühl um, daß die sachliche Macht oder einen großen Theil derselben jener gebundene und überwundene Rebell, der Teufel, zeitweilig wieder zurückerobert. Hier war es denn, wo man anfing, sein Bündniß zu suchen. Er gewann einen Anhang, einen Hof, eine Armee. Der Hexenglaube breitete sich aus. Aber nicht nur das. Es war noch das Wenigste, daß Hexen waren und die Macht des Teufels zur Schau trugen. Auch diejenigen, welche zu Christus hielten und das Treiben der Hexen verdammten, fühlten sich doch von der Macht der Hexerei imponirt, und in einem Fältchen ihres Herzens entstand etwas wie Neid. Warum erlaubte ihnen Christus nicht, was der Teufel den Hexen erlaubte? Jene machten krank, machten Wetter; warum konnten sie nicht heilen, nicht Regen und Sonnschein machen? Zwar die Heiligen konnten es einst, und die Mönche und Priester können es noch. Aber warum nur diese? Warum nicht auch die Laien, nicht einmal die Besten und Frömmsten? Wenn sie durch die Teufelsmacht von den Hexen angegriffen werden, warum können sie sich durch die Christusmacht nicht persönlich vertheidigen? Warum? Damit sie um Schutz und Hilfe zu den Priestern gehen müssen, welche Schutz und Hilfe nur gegen bare Bezahlung verkaufen? Böse, böse Gedanken!

So war der Zweifel geboren, die Philosophie. Aber Zweifel und Philosophie, in ihren ersten Kinderjahren, fühlen nicht etwa ihr Recht, sondern einzig ihr Unrecht. Angstschweiß und Todesschweiß bricht auf den Stirnen jener kindlichen Denker aus, welche mitten in der Kirche etwas Anderes zu denken anfangen, als eben die Kirche selbst. Der mütterliche Boden zu ihren Füßen weicht, sie versinken mit den Sündern. Ist denn ihr Denken nicht selbst schon eine Eingebung des Teufels? Wer sagt ihnen, daß ein neues Licht ihre Stirnen beleuchtet und nicht blos der Widerschein von den Scheiterhaufen der Hexen? Nach jenen Verruchten greift der Teufel mit seinen leiblichen Armen, nach ihnen züngelt er aus der Ferne. So ist Alles, Alles des Teufels. Die Hexe, welche zum Scheiterhaufen geht, und der Richter, welcher sie hinführt. Sie zaubert, er denkt. Das Verbrechen ist das gleiche. Die ganze Christenheit ist des Teufels.

Natürlich kann Tag und Stunde nicht genannt werden, wo zuerst der Gedanke entstand, daß Mensch und Teufel — zwei Factoren, welche so alt wie die Weltgeschichte sind — mit einander einen leiblichen Bund eingehen können, ein Gedanke, welcher jetzt völlig als neu auftrat. Aber je sorgfältiger man die Geschichte der Jahrhunderte studirt, welche der Reformation vorausgingen, desto bestimmter weist Alles darauf hin, daß in der Geschichte des europäischen Geistes den entscheidenden Wendepunkt das zwölfte Jahrhundert bildet. Eine allgemeine Wiederbelebung der lateinischen Literatur hatte stattgefunden, welche tief in den geistigen Zustand Europas eingriff und auf den Volksglauben mit Nothwendigkeit einwirkte. Zum erstenmale seit vielen Jahrhunderten sehen wir einen schwachen Geist der Kritik gegen die Leichtgläubigkeit ankämpfen und jenseits der Theologie, welche bisher den ganzen Inhalt des Lebens vertreten, auch eine Wißbegierde nach rein weltlichen Dingen entstehen. Auf jedem Gebiete des Denkens

und Wissens gab sich eine unbestimmte Unruhe, ein Geist von Aufregung und Spannung kund, welcher zu der bisherigen Starrheit seltsam contrastirte. Der lange Schlummer der Orthodoxie war durch viele Ketzereien unterbrochen, welche, obgleich oft unterdrückt, immer von neuem zum Durchbruche kamen. Das Manichäerthum, welches eine zeitlang in der Kirche gedämpft worden war, brach in einer wilden Flamme unter den Albigensern aus und wurde nur durch jenes furchtbare Blutbad erstickt, in welchem Hunderttausende ihren Tod fanden. Damals zum erstenmale entfaltete Abelard die Fahne der Philosophie in Europa und allarmirte die Geister der Gelehrten durch scharfe und unlösbare Zweifel über die wichtigsten Glaubenslehren. Damals flammten auch die Lehren der Ungläubigkeit von Sevilla und Cordova hervor, und Averrhoes' Gestalt begann jene riesigen Verhältnisse anzunehmen, welche in einer späteren Periode den Geist von Europa überschatteten und einige der begabtesten Männer fest überzeugten, daß das Reich des Antichrists angefangen hätte. Gleichzeitig mit dem Aufleben der heidnischen Wissenschaft erwachte wieder der Hang zur Astrologie, und der in ihr liegende Fatalismus, der bestimmteste Gegensatz der christlichen Vorsehung, drang in die Hallen der Edlen und in die Paläste der Könige. So zog es sich von allen Seiten schwarz über Europa zusammen. Unser Welttheil fing an, in jene unaussprechliche Periode einzutreten, in welcher die Menschen zu zweifeln, aber den Zweifel noch nicht für unschuldig zu betrachten angefangen haben. Allgemein ist die Pein, die Gewissensangst, das Grauen vor sich selbst. Allgemein ist die Furcht vor einer nahen und beispiellosen Strafe. Tritt nun in einer solchen Stimmung wirklich eine der entsetzlichsten Erscheinungen unseres Planeten auf, eine Pest wie der schwarze Tod, welcher, nach Hecker's Berechnung (Volkskrankheiten im Mittelalter, Berlin 1865), den vierten Theil der Bewohner Europas, d. h. 25 Millionen Menschen dahingerafft

hat, so ist keine Feder im Stande, den Eindruck zu schildern, welcher die damalige Christenheit zermalmte. Flagellanten zogen umher, Bußlieder heulend und den Leib zerfleischend, und sprengten nach allen Seiten die zündenden Funken wahnsinniger Phantasien aus. Hier brach unter Fürsten und Edlen ein wahres Wettrennen aus, in die Klöster zu gehen und Schlösser und Burgen der Kirche zu opfern, die allein noch retten könne; dort sprang man mit dem Jauchzen der Verzweiflung dem Teufel in die Arme und raffte diesseitige Freuden zusammen, weil ja der Himmel doch schon verloren sei und Christus die Seinen verlassen habe. Der naive Spott mit dem Teufel, dieser durchgehende Zug der ersten christlichen Legenden, hatte aufgehört; die Macht des Teufels war fürchterlicher Ernst geworden.

Ergreifender noch als in den Notizen der Chroniken spiegelt sich dieser Umschlag der Stimmung in der christlichen Kunst ab. Bis zum Schlusse des 10. Jahrhunderts wurde der Heiland als ein sehr junger Mann, mit dem Ausdruck ungetrübter Milde und Ruhe im Gesichte und beschäftigt mit Gnadenwundern, abgebildet. „Der gute Hirt," welcher fast jede Capelle in den Katakomben ziert, war noch immer der Lieblingsgegenstand der christlichen Maler. Das Alles fing sich im 11. Jahrhundert zu ändern an. Das Gesicht Christi wurde ernster, älter, trauriger, und um das 12. Jahrhundert wird sein Bild oft geradezu schrecklich. Er ist da wirklich der „Rex tremendae majestatis" des furchtbaren Dies irae-Liedes, dieser geistlichen Marseillaise. Von Gnadenwundern zu erzählen, gewöhnte sich die Kunst ab, aber Orgagna malte und Dante sang seine Hölle!

So war die Theokratie in das Stadium eingetreten, wo sie durch den unbarmherzigsten Terrorismus, welchen die Welt je gesehen, durch das System der Hexenprocesse, Rettung aus höchster Noth für erlaubt hielt. Es war die Aufgabe dieser Zeilen, was „Ein Capitel von den Hexen"

versprochen, zu erfüllen, nämlich vorstellig zu machen, wie ein solches System bei gesitteten, eine Religion der Liebe bekennenden Völkern historisch und psychologisch die Möglichkeit seiner Ausbildung fand.

Hexen, Petroleusen und Wallfahrterinnen.

14. September 1871.*)

Was man mit den fantastischen Weibern anfangen soll, hat den nüchternen Männern von jeher graue Haare gemacht. Zur Zeit der Hexenprocesse war es die beliebteste Meinung — sie zu verbrennen. Heute sind die fantastischen Weiber selbst fürs Verbrennen, aber fürs Verbrennen — von Stadthäusern, Tuilerien und Louvres. Da ist es nun die Meinung der Männer, sie zu erschießen. Diese rechthaberischen Männer wollen immer etwas anderes als die armen, unrechtleidenden Weiber. Das Pariser Kriegsgericht will etwas wesentlich Anderes, als die Pariser Petroleusen.

Wenn man mich früge, so wollte ich wieder etwas Anderes, aber das einzig Wahre und Richtige. Meine Meinung ist einfach die: man soll den Petroleusen, nämlich den phantastischen Weibern, grüne „Buschen" in die Hand geben, vergoldete Bilder und Spiegel umhängen, feierliche Einzüge bewilligen, man soll sie mit Fahnen und Glocken-

*) Als Wink und Warnung für bigotte Regierungen ist auf die phantastisch-dämonische Verwandtschaft zwischen Petroleusen und Wallfahrterinnen unter obigem Datum mit einem Gedanken der rein theoretischen Erkenntniß angespielt worden; kaum ein Jahr verging und die auflodernde Flamme des wüsten französischen Wallfahrter-Treibens bestätigte diesen Gedanken überraschend genug mit der ganzen Beweiskraft der Erfahrung und der thatsächlichen Wirklichkeit.

geläute abholen, ihnen die ersten Straßen der ersten Hauptstädte einräumen, ihnen Postwägen, Spitalwägen, Feuerspritzen und sonstige Dummheiten rücksichtsvoll aus dem Wege räumen, man soll sie mit einer Ehrengarde von Stadtwachen wie in Gold einfassen und wenn der unbewachten Stadt inzwischen Kassen gestohlen oder Gurgel abgeschnitten werden, diese Kleinigkeiten ohne viel Aufhebens verschmerzen.

Ich bin nämlich stark überzeugt, das die Pariser Petroleusen weit und breit kein grünes Gebirge mit einem „Gnadenbilde" darin haben, wohin sie die Funken der phantastischen Weiber-Electrizität gefahrloser als auf Stadthäuser und Tuilerien versprengen könnten. Hätten sie dieses grüne Gebirge mit dem Gnadenbilde darin, so zögen sie in langen blökenden Schaaren auf eine Reihe von blauen Montagen und rosenrothen Nächten in dasselbe hinaus und erwarteten von dem Gnadenbilde im grünen Gebirge die phantastische Erfüllung aller phantastischen Hoffnungen, welche sie kaute de mieux von ihrer sogenannten „Internationalen" erwartet haben.

Denn Eins ist sicher: Der Mensch muß und will zaubern! So lange der Mensch noch Wünsche hat, welche nur übermenschliche Kräfte erfüllen könnten, sind Scheiterhaufen, Füsiladen und Guillotinen nur verlor'ne Liebesmüh' für's Petroleusenthum. Himmel oder Hölle sollen helfen, ein Wunder soll geschehen, oder wenigstens eine Hexerei, verlangt das Petroleusenthum im menschlichen Herzen. Darin aber war die alte Petroleuse, nämlich die Hexe, doch auf dem richtigeren Wege, daß sie sich schlecht und recht gleich an den Teufel wandte, d. h. an's Uebermenschliche, weil sie wußte, daß sie mehr als Menschenmögliches wünschte, weil sie wußte, wo der Mensch mit seinem Latein zu Ende. Die moderne Petroleuse weiß leider nicht, wo der Mensch mit seinem Französisch zu Ende und das ist das Erschießliche ihrer Lage. Ein Wort-

spiel bricht ihr den Hals. Sie nennt den Teufel nicht Teufel, sondern Internationale. Sie widmet ihren Teufelsdienst einem ganz so phantastischen, fratzenhaften, albernen, innerlich unmöglichen und an seinen Widersprüchen ohnmächtigen Negationskerl und Neinsimpel, wie es nur je der alte dumme Teufel war, dieser Geck und Lügengeist, der keine Macht hatte, als den Aberglauben, daß er sie hätte. Aber das weiß sie nicht. Wüßte sie es, so wäre sie Hexe und genösse den Schutz der modernen Aufklärung, da wir Hexen nicht mehr verbrennen.

Leider aber ist sie selbst aufgeklärt und mit ihrer Aufklärung hat sie den echten Geist des nüchternen und hoffärtigen 19. Jahrhunderts, welches nur Menschliches und nichts Uebermenschliches kennt. Sie kennt ihren Incubus nicht, sie weiß nicht, daß das absurde Phantom, von dem sie besessen ist, jenseits der Menschheit liegt, sondern nimmt alle Bosheit und allen Wahnwitz desselben auf ihr eignes freies Menschenthum. So verfällt sie dem Schwert des modernen Richters, da sie doch dem Schutz der modernen Aufklärung anheimfallen könnte. Die aufgeklärte Petroleuse unklar darüber, daß sie die echte alte Hexe ist, hat hinter die Hexe des Mittelalters einen unermeßlichen Rückschritt gemacht.

Da scheinen mir nun die phantastischen Weiber vor dem Gnadenbilde im grünen Gebirge die goldene Mitte zu halten zwischen den phantastischen Weibern mit der Petroleumkanne, welche ihre Phantastereien für menschlich-erreichbar halten und den phantastischen Weibern auf dem Blocksberg, welche das Uebermenschliche ihrer Phantastereien zwar logischer erfaßten, dafür aber den Mißgriff begingen, das Uebermenschliche mit dem Untermenschlichen zu verwechseln.

Freilich nennt mein Freund Accusator diese subtile goldene Mitte eine sentimentale und lächerliche Alfanzerei und schnauzt mich mit der grimmigen Frage an: ob ich denn in dem „grünen Buschen" nicht auch die Petroleumkanne

röche, und in dem „schähnen Gruaß von Mariazell" nicht auch die Marseillaise heraushörte? Ob ein Fanatismus nicht wie der andere sei und alle zusammen des Teufels? Nein! ob der Eine nicht schlimmer sei als der Andere, weil der Staat wenigstens die Hexe verbrannte und die Petroleuse verurtheilt, dagegen den „grünen Buschen" und den „schähnen Gruaß von Mariazell" zu seiner Staatsmaxime macht? Oder ob ich schon je einen Staat gesehen hätte, der, wenn ich ihm die Pistole auf die Brust setzte und ihn auf Ja und Nein fragte: bist Du ein Staat Humboldts oder ein Staat der alten Weiber, welche wallfahrten gehn, nicht das Letztere antworten würde?

Guter Freund Accusator! an diesem Punkte des Gespräches brechen wir's am besten ab, denn — ein guter Freund soll mir auch der Staatsanwalt bleiben! Und er ist ja ein Anwalt des Staates, der seine Bürger wie Du vielleicht mit Recht sagst, tausendmal lieber als beim Humboldt, bei der Mariazeller-Muttergottes findet. —

Kinder und Kindermärchen.

Weihnachten 1866.

Und wieder liegt das wunderbare Kind in der Krippe! Bei uns ist es ein weißes, in den negerhaltenden Ländern ein weißes und ein schwarzes, also eine Art Christkindl-Dualismus, denn die Neger wollen doch auch ihr Christkindl haben, und wie könnte das anders als schwarz pigmentirt sein? So sah z. B. in den Kirchen von Montevideo der Reisende Anderson das Weihnachtsfest durch Ausstellung von Krippen feiern, in welchem eine Wachsfigur des Jesuskindes lag; aber der gemischten Bevölkerung wegen standen in jeder Kirche zwei Krippen, und in

der Krippe der Neger war das Jesuskind schwarz. Warum reiste Herr v. Beust nicht nach Montevideo? Wenn er den Dualismus und seinen Ausgleich nicht fix und fertig von Pest mitbrachte, so kann er ihn nirgends mehr classischer studiren — das sieht Jedermann ein — als in Montevideo. Inzwischen möchte sich dieses Meisterstück von Gleichberechtigung der Nationalitäten auch den Herren Rieger und Toman empfehlen, und wäre denselben unmaßgeblich der Rath hintanzugeben, in der plastischen Formation ihrer Christkindl die historische Individualität des jungen Welterlösers durch platteste Schnabel- und Stumpfnasenbildung trutziglich zu einer slavischen zu stempeln.

Das germanische Christkindl dagegen braucht solche Aeußerlichkeiten nicht, sondern legitimirt sich als guter Deutscher schon längst durch seine Liebe zur Literatur, diesen Grundzug deutscher Volksthümlichkeit. Wenn die Lebkuchen nach dem Honiglande Polen, die Kletzen nach dem Obstlande Mähren, also auf slavische Wege weisen, alles Gedruckte dagegen deutscheste Heimathsfrucht ist, so ist unser Christkindl von Jahr zu Jahr deutscher geworden. Nicht daß die uralten slavischen Weisthümer — Lebkuchen und Kletzen — vor den leckeren Zünglein und rosigen Mündchen ihre Rechtscontinuität nur einen Augenblick verwirkt hätten: das hieße die ernstesten Interessen und Thatsachen gröblich entstellen; aber — wahr ist doch wahr! Neben Lebkuchen und Kletzen, vergoldeten Nüssen, Aepfeln und Backwerk hat sich mehr und mehr die Literatur, also das Deutschthum, den Tannenbaum erobert. Der Tannenbaum nascht weniger und liest mehr. Zu allen Zweigen und Zweiglein klettern die Geister, Feen, Hexen und Zauberer des Märchenbuches den Weihnachtsbaum hinan und theilen sich bereits mehr als paritätisch mit der materiellen Eßwaare. Wenn es heißt, daß die Menschheit immer materieller wird, so ist an der Wurzel der Menschheit, bei den Kindern, just das Gegentheil der Fall: der Materialismus verblüht auf

dem Weihnachtsbaum, und immer mehr kommt der Idealismus auf seine grünen Zweige. Mehr als das, was zum Essen ist, liebt die Kinderwelt das, was zum Glauben ist. Mehr als Aepfel und Nüsse liebt sie das Märchenbuch. Ihr Verhältniß zum Weihnachtsbaum ist idealer geworden, das Hauptorgan desselben nicht mehr die Verdauungsfähigkeit, sondern die Glaubensfähigkeit.

Es ist ein großer Gedanke, diese Glaubensfähigkeit! Was gestern und heute noch in Hand des Setzers, Druckers und Buchbinders müßige Märchenfabelei war, das ist morgen und übermorgen in die Hand eines großen und liebenswürdigen Publikums, dem nur „das Bischen deutsche Intelligenz" fehlt, sonst aber die Zukunft gehört, unbestrittenes Dogma. Der Schani bekehrt die Mali zum Glauben an den garstigen Riesen Knaraſper und die Mali den Schani zu dem sanften Bekenntniß des Aschenbrödels und des Schneewittchens. Glaubenskriege entbrennen und Glaubens-Compromisse werden geschlossen. Auch Secten bilden sich sich, und die Schiiten und Protestanten rufen zu ihrem Glauben die Hilfe der kritischen Auslegung herbei. Vaterleben, gibt's einen gläſernen Berg? fragt Paulchen, und Vaterleben antwortet: Warum soll's nicht geben einen gläſernen Berg? Gibt's doch eine Stadt in einem Kesselthal von lauter papierenen Bergen! — Wo? fragt Paulchen verwundert. — Komm', ich will sie dir zeigen. — Der Knabe sieht und glaubt. Das kleine Mariechen fragt: Aber Vater, da steht, der reiche Graf Wulfil hat sein ganzes Hab und Gut verschwendet und mußte zuletzt eine Stadt nach der andern verpfänden, seine Juwelen und Silbergeschirre verkaufen, seine Bedienten entlassen, seine Hunde erschießen, und nichts blieb ihm übrig, als seine tugendsame Gattin und seine drei wunderschönen Töchter. Wenn der Graf diese gehabt hat, warum haben sie ihn denn nicht abgehalten, so zu verschwenden? — Und der Vater erklärt dem Kinde, daß die tugendsame Gattin wahr-

scheinlich eine Verfassung und die drei Töchter ein Parlament bedeuten, worauf es das Kind kinderleicht einsieht, wie solche Gewalten ohne Einfluß sein können.

So übt das Märchen schon frühzeitig die edelste Kraft der menschlichen Natur, die Glaubensfähigkeit. An der Prinzessin Morgana, am Zitterinchen, an den sieben Raben, am Schmadderaderaderalz lernen die Kleinen sich vorbereiten für die höchsten und wichtigsten Probleme des Glaubens bis sie zuletzt sogar ans „Wiener Journal" glauben.*)

Brav, meine Lieben, brav! Ich möcht' euch Alle umarmen und küssen! Wenn ihr nicht schon eine natürliche Liebe zum Märchen hättet, man müßte sie euch künstlich vacciniren, denn es ist gar zu folgenreich, ans Märchen zu glauben! Es entscheidet über Glück und Unglück eurer ganzen Zukunft.

Es ist heute gewiß nicht der Tag, euch gruseln und schaudern zu machen — das hat schon der Krampus besorgt — aber ich könnte euch haarsträubende Dinge erzählen, von Kindern, gescheiten, talentvollen Kindern, welche dessenungeachtet das Vaterhaus meiden mußten, denn — sie glaubten das Märchen nicht!

Da hatten wir z. B. einst ein Kind — Dr. Gruby hieß es — das war der größte Physiolog unter uns, zu einer Zeit, wo wir in der Physiologie noch so gut wie nackt herumliefen. Wir brauchten ihn wie einen Bissen Brot, aber — er glaubte das Märchen nicht, und wir konnten ihn entbehren. Ausgestoßen vom Vaterhaus, schleppte sich der Unglückliche — allerdings in den glänzendsten Verhältnissen, wie die Materialisten sagen — noch viele Jahre in Paris herum.

Kinder, glaubt eure Märchen!

Dann hatten wir ein anderes Kind — Dr. Werth-

*) Organ Belcredi's.

heim — dessen Untersuchungen über die Elasticität geradezu epochemachend waren. Vor ganz Europa konnten wir stolz sein auf ihn. Aber — er glaubte das Märchen nicht, und auf den Märchenglauben sind wir doch noch stolzer als auf die Elasticität. Auch den hat der Rattenfänger von Hameln geholt, nämlich das glaubenslose Paris.

Kinder fürchtet den Rattenfänger und glaubt eure Märchen!

Ferner hatten wir einen äußerst talentvollen Astronomen — Dr. Levy — welcher die Seele von Littrow's Sternwarte war, aber leider das Märchen nicht glaubte. Daß wir Narren gewesen wären und ihm mehr als eine Assistentenstelle mit 400 fl. gegeben hätten! Da kamen die unvermeidlichen Pariser und gaben ihm „nur für's erste" 2800 Fr. So schmachtet der Unglückliche jetzt im Auslande.

Kinder nehmt ein Beispiel daran und glaubt eure Märchen!

Was soll ich euch von Dr. Goldmark sagen, dem ungerathensten aller Kinder? Ein großer Chemiker, ein sogenannter nützlicher Mensch! Er hatte die Entdeckung des amorphen Phosphors gemacht, für Gewerbechemie und Fabrikswesen von äußerster Wichtigkeit. Was half's? Hatte er doch keine Spur von Märchenglauben! Nun, ihr wißt was aus ihm geworden ist. Sogar seine Entdeckung ist zum Märchen geworden; ein Anderer schreibt sich jetzt diese Entdeckung zu, welcher in Ehren und Würden unter uns lebt, weil er seinerseits wieder ans Märchen glaubt.

Kinder, spiegelt euch daran und glaubt fein ans Märchen.

Unter den Eiszapfen der Schweizer Alpen friert der unglückliche Professor Büdinger, einer unserer verdienstvollsten Gelehrten, welcher aber nicht ans Märchen glaubte. An der Sonne von Afrika bratet Professor Lieben in Palermo, wie Werthheim aus einer Millionärs-Familie. Er

könnte sein Geld unter uns verzehren, wäre auch gerne geblieben, wenn man ihn nur zum Docenten gemacht hätte, aber — er glaubte ans Märchen nicht. Also fort mit solchen Kindern in alle vier Winde!

Ich könnte euch noch Namen nennen wie Curtius, Schleicher, Weinhold, Ludwig, Brinz, große Gelehrte und Lehrkräfte, ausgezeichnete Professoren und Zierden jeder Lehrkanzel. Wie gerne hätten wir sie auch behalten! Aber konnten wir das? Sie glaubten ans Märchen nicht.

Ihr seht also, Kinder, ihr seht es an zahlreichen Beispielen, die ich noch um viele vermehren könnte, daß es buchstäblich wahr ist, was ich gesagt habe. Nichts so folgenreich als ans Märchen zu glauben. Das Wohl und Wehe eures Lebens hängt daran.

Laßt euch daher auch nicht irremachen, wenn einmal Einer kommt und die Welt darüber auszankt, daß sie „tausendmal widerlegte Märchen" immer von neuem glaubt.*) Das thut er nur zum Schein. Das thut er nur um euren Märchenglauben zu prüfen. Im Gegentheile! Nichts leg' ich euch dringender ans Herz, als just diese „tausendmal widerlegten Märchen" zu glauben. Ja, seht mich nur an! Ich spreche im Ernste. Glaubt all' eure Märchen, liebe Kinder, aber glaubt ganz besonders „die tausendmal widerlegten". Das seht ihr schon mit eurer kleinen Vernunft ein: an denen muß was dran sein. Wie hätte man sich sonst die auffallende Mühe genommen, sie tausendmal zu widerlegen! Eine Lüge ist leicht auf einmal zu widerlegen, was aber tausendmal widerlegt wird, das sieht wie die Unterdrückung einer unzerstörbaren Wahrheit aus. Nicht wahr, Kinder, das begreift ihr?

---

*) Die Ultramontanen hatten es in ihren Journalen und Predigten kurz zuvor „ein tausendmal widerlegtes Märchen" genannt, daß die Jesuiten den Fürstenmord vertheidigt hätten.

Gedanken über geistliche Arbeitseinstellung.

Gerechtigkeit! Gleiches Recht für Alle! Soll der Priester weniger davon haben als der geringste unserer Arbeiter? Von Zeit zu Zeit liest man, daß irgendwo ein schwacher und schüchterner Versuch einer geistlichen Arbeitseinstellung gemacht worden. Zum Beispiel ein Pfarrer verweigert hier eine Taufe, dort eine Trauung, einmal eine Absoluzion, ein anderes Mal ein Begräbniß. Nun, wie benimmt sich in einem solchen Falle die sogenannte liberale Presse? Sie mißt mit zweierlei Elle, sie wägt mit zweierlei Gewicht. Ist z. B. von einer Arbeitseinstellung die Rede, welche die Schneider in Paris, die Spinner in Manchester, die Matrosen in London, die Setzer in Leipzig, die Bäcker in Wien ꝛc. ꝛc. zu verabreden und durchzuführen für gut finden, so hat die Theorie des Liberalismus eigentlich nichts dagegen einzuwenden. Ob und wie viel das nützt, darüber läßt man streiten, darüber läßt man Zweifel und Erörterungen zu; nicht zulässig und außer allem Zweifel steht es dagegen, daß die Polizeigewalt des Staates sich nicht darein zu mischen habe. Eine Arbeitseinstellung kann gewagt, verfehlt, hoffnungslos erscheinen, niemals aber erscheint sie unerlaubt; sie gilt für eine von den freien Bewegungen, womit das Verhältniß von Arbeit und Lohn sich selbst zu reguliren berechtigt ist. Dieser Spieß nun wird vollständig umgekehrt und die Theorie des Liberalismus in einem ihrer Fundamentalsätze preisgegeben, sobald es sich darum handelt, daß ein geistlicher Arbeiter, sei es auch nur momentan und in einem vereinzelten Falle, durch Arbeitseinstellung sich den Versuch erlaubt, den Preis seiner Arbeit zu halten und den Werth derselben fühlbar zu machen. Die ganze liberale Presse ergreift dann Partei gegen den Mann! Die geistliche Arbeitseinstellung wird mit Gehässigkeit und im Sinne der Denunziazion besprochen, sie wird der öffentlichen Meinung als ein Unrecht vorgestellt, ja es blickt nicht undeutlich die

Forderung durch, daß die Staatsgewalt dergleichen nicht dulden dürfe, daß man den betreffenden Pfarrer gemaßregelt zu sehen wünsche. Das heißt „das gleiche Recht" sehr ungleich vertheilen!

Ganz anders steht zu dieser Frage meine eigene Meinung. Ich habe die Mäßigung des Klerus, womit er von dem Mittel der Arbeitseinstellung Gebrauch macht, so bescheiden, so zaghaft, so ausnahmsweise Gebrauch macht, nie genug bewundern können. Denn wenn nun einmal Arbeitseinstellung ein Mittel sein soll, den Arbeitslohn zu steigern, so bedenke doch, wolgeneigter Leser, um welche Arbeit es sich handelt! Um die kostbarste von der Welt. Um die kostbarste schon für den Arbeiter selbst, auch wenn das konsumirende Publikum, — was Gott verhüte! — das Gefühl der Kostbarkeit je einbüßte. Es handelt sich um eine Arbeit, welche der Konsument im Innersten des Herzens ganz und gar selbst verrichtet, denn was der Produzent von äußerer und sichtbarer Arbeit leistet, könnte jedes Kind leisten, könnte der Schwächste an Geist und Kraft leisten, ja, könnte dem Auge des Uneingeweihten als Arbeitsleistung überhaupt gar nicht einleuchten. Oder ist es dir je eingefallen, wohlgeneigter Leser, einer Gesellschaft von Herren und Damen — etwas Lateinisches vorzulesen? Wenn du das irgendwo versuchtest, so würde man erst glauben, du scherzest, und wenn du Ernst daraus machtest, so würde man noch Schlimmeres glauben. Thue das Nämliche, aber im Karakter des geistlichen Arbeiters, und du hast eine produktive Arbeit verrichtet. Möchtest du dir diese Arbeit nun gutwillig verkümmern lassen? Wenn nach einem guten Diner die animirte Gesellschaft sich mit Konfetti's bewirft, so ist das zwar ein graziöses und munteres Spiel, aber doch müssen die Personen schon sehr vertraut miteinander sein, welche sich mit Konfetti's bewerfen. Dagegen ist es auch in der vertrautesten Gesellschaft nicht denkbar, daß Einer aufsteht, welcher den Anderen Wasser ins Gesicht spritzt. Es gibt nur einen

einzigen Fall auf Erden, wo das eine produktive Arbeit ist, nemlich als Weihbrunnsprengen auf dem Gebiete der katholischen Kultusverrichtungen. Aber wenn es hier wirklich und mit Recht Abteien, Schlösser, Wälder, delikate Fische und köstliches Wildpret werth ist, daß man den Leuten Wasser ins Gesicht spritzt: möchtest du dir diese Arbeit irgendwie gefährden oder entwerthen lassen? Wer die Hand aufhebt und sie von oben nach unten, und von einer Seite zur andern bewegt, also eine Geberde macht, welche ungefähr dem Viervierteltakt ähnlich, der erregt die Meinung, er sei ein Kapellmeister oder Sänger und werde nun das Gaudeamus igitur zum Besten geben. Wenn er den Viervierteltakt stumm gäbe und jede Musik dazu schuldig bliebe, so würde das in allen Fällen Befremden erregen, — den einzigen Fall ausgenommen, daß er diese Geberde als geistlicher Arbeiter machte, wo sie dann als Zeichen des Kreuzes und als Zeichen des Segens ganze Armeen zum Siege führt, ganze Länder und Völker glücklich macht und mit Millionen von Kirchengütern gewiß nicht zu theuer bezahlt wäre. Das profane Auge inzwischen hätte doch nur einen Viervierteltakt gesehen, und das profane Ohr nicht einmal das Gaudeamus igitur gehört. Die äußere und sichtbare Arbeit wäre also die leichteste und kürzeste von der Welt gewesen, und wenn du für diese Arbeit Millionen bekämest, würdest du nicht all deine Kräfte aufbieten, wohlgeneigter Leser, eine so leichte Arbeit in einem so hohen Preis zu erhalten? Es thut mir bitterlich weh, daß ich von diesen geistlichen Dingen in der unheiligen Sprache der Laien sprechen muß; aber ich hoffe, du siehst darin keine Herabwürdigung deiner Religion, die ja auch die meinige ist; denn da wir unten stehen, die heiligen Dinge aber oben, so mögen wir sie noch so sehr würdigen, es wird immer ein kleines Herabwürdigen sein, nemlich ein Verfolgen der Richtung von oben nach unten, weil uns die entgegengesetzte, von unten hinauf, nach dem Gesetze der Erdschwere leider

versagt ist. Also laß mich in unsrer erdschweren Profansprache zu Ende sprechen, wohlgeneigter Leser.

Da die heilige römische Kirche die Mutter aller abendländischen Kultur ist, so ist ihr denn auch die Arbeitseinstellung, welche wir Eintagsfliegen für eine Erscheinung unserer modernsten und ausgebildetsten Kultur halten, schon im grauesten Mittelalter und vor vielen Jahrhunderten bekannt gewesen. Bilden wir uns doch nicht ein, irgend ein Zwangsmittel zu erfinden, welches die römische Kirche, die hohe Lehrmeisterin in solchen Dingen, nicht zwingender längst schon erfunden hätte.

Nicht denken dürfen wir an das Interdikt, jene von der Kirche erfundene und mit vernichtender Wirkung gehandhabte Riesenform aller Arbeitseinstellungen, ohne beschämt die Augen niederzuschlagen und uns als Pygmäen zu fühlen, welche ihr das nur nachmachen können, — wie der Floh den Biß einer Hyäne! Nicht denken dürfen wir es, wie viel noch fehlt, daß unsere modernen, kindischen Strike's nur einen Schein von der imposanten Macht eines Interdikts hätten. Zur Arbeitseinstellung gehört vor Allem der Begriff eines Duells zwischen zwei Kapitalmassen. Auf der einen Seite das Kapital der Lohngeber, auf der anderen Seite das Kapital der Lohnnehmer, repräsentirt theils durch ihre Arbeitskraft in natura, theils durch die Lohnersparnisse ihrer Vereinskassa. Beim römischen Strike, d. h. beim Interdikt, war alles Kapital auf der einen Seite und nicht das mindeste davon auf der anderen, weil ja sämmtliche Laien zusammen noch nicht vermochten, was ein einziger tauber und gichtbrüchiger Kapuziner vermochte, nemlich eine Zeremonie zu verrichten. Ferner können unsere Arbeiter keinen Arbeitszweig sperren, welcher absolut unentbehrlich wäre. Wenn wir nur Schritt für Schritt in den Naturzustand zurückkehren, so sind am Ende alle Industrien der Welt entbehrlich, und wer zuletzt aufsitzt, das sind die Arbeiter selbst. Der römische Strike aber konnte niemals

aufsitzen, denn welcher Mensch könnte den Viervierteltakt entbehren, oder daß ihm Wasser ins Gesicht gespritzt wird? Und nun erst die Hauptsache! Die bestorganisirte Arbeiterassoziazion kann höchstens die Arbeiter ihres eigenen Landes, nicht aber die Arbeiter der ganzen Welt umfassen, sie kann nicht verhindern, daß vom Auslande her Arbeit importirt und der Strike nach und nach lahm gelegt wird. Vollständig und hermetisch konnte das der römische Strike. Wenn das Interdikt auf Portugal lag, so konnte aus dem fernsten Masovien kein Mönchlein zureisen, welches die Glocken läutete, welches den Portugiesen Wasser ins Gesicht spritzte, und den Viervierteltakt machte. Das heißt ein Strike! Länder und Völker beugten sich unter ihm und trotzige Könige wurden zu demüthigen Knechten durch ihn. Er drang durch den Harnisch eiserner Ritter, streifte Panzerhemde wie Spinnweben ab und auf der nackten Haut tanzte lustig die Geißel des römischen Strikes.

Diese Allmacht ist endlich auch Ohnmacht geworden. Wie nach einem verheerenden Wolkenbruch, welcher Scheunen, Mühlen und feste Brücken hinwegriß, das letzte Regentröpflein unschädlich durch die Gashalme sickert und keine Mücke mehr wegschwemmt, so sind es die letzten, verdunstenden Reminiszenzen des Interdikts, wenn hin und wieder noch ein armes Kuratlein oder ein brummiger Stadtpfarrer den trostlosen Versuch einer momentanen Arbeitseinstellung riskirt. Von der Zivilehe bei der Trauung, und von der Entreprise des pompes funèbres beim Begräbniß in einem Arbeitsmonopol reduzirt, dessen Rente ihm sicher, ja ewig dünkte: wer mag es dem armen unwissenden Manne verargen, wenn er ein klein wenig auf sein eigenes Fäustchen hin strikt, er, den kein weltlicher Unterricht belehrt hat, wie ungewiß jeder Strike in seinem Erfolg, ja wie erfolglos er in seiner Vereinzelung ist? Laßt ihn das Recht der freien Arbeiterbewegung gebrauchen, so gut er es versteht! Ist es doch schon ein Fortschritt, daß er dieses Recht nicht mehr

genießt nach dem Systeme Lassalle, denn — so fabelhaft es klingt — Oesterreich, der konservativste Staat der Welt, hat nach dem revoluzionärsten aller Systeme Jahrhunderte lang die geistliche Arbeit faktisch begünstigt, nemlich nach dem System der Staatshilfe, und zwar der ausgiebigsten umfassendsten Staatshilfe. Wenn dagegen heute irgend ein Geistlicher eine Trauung oder ein Begräbniß verweigert, d. h. die Arbeit einstellt, so erblicken wir darin das System Schultze-Delitzsch, nemlich den gesunden Gedanken der Selbsthilfe, und können dem Pfarrer oder Kuraten, welcher begriffen hat, daß es auf diese ankommt, unsere Achtung nicht versagen.

Und auch der Liberalismus sollte es nicht. Wahrlich. es ist eine große Inkonsequenz der liberalen Presse, daß sie jedem Arbeitszweig das Recht der Arbeitseinstellung zugesteht, nur dem Geistlichen nicht. Fürchte ich doch, indem sie ihm dieses Unrecht thut, — räumt sie ihm eine Ausnahmsstellung ein, die er sich selbst nicht beilegt. Gleiches Recht für Alle! führt es nur streng durch dieses, Präservativ gegen — Vorrechte. Laßt dem geistlichen Arbeiter, welcher mit weltlichen Waffen kämpft, seine Kampfart. Wer weiß, wozu es gut ist!

Der Knabe aus der Fremde.

Weihnachten 1867.

In der Nacht des Heiligen Christ zog ein Knabe durch's Land — ein Knabe aus der Fremde, den ich so wenig zu nennen weiß, als ein Größerer vor mir „das Mädchen aus der Fremde". Goldgelockt war sein Haar, liebreizend Mund und Wange, und in seinem Auge strahlte ein warmes, freundliches Feuer voll Geist und Kraft. Es erinnerte an

das Wort: Wenn die Götter sich noch so gut verkleiden, an ihrem Auge kann man sie erkennen. Es war etwas Göttliches in dem Auge des Knaben. Man hätte ihn für einen Amor halten können, aber für einen Amor nach den Ideen Plato's. Für einen Liebesgott, nicht der Sinne, sondern der unsterblichen Seele.

Der Knabe blickte neugierig zu den tausend erleuchteten Fenstern hinein und fragte die Vorübergehenden, was dieses Leuchten und Glänzen bedeute. Wir feiern die Geburt Jesu Christi, war die Antwort. Ein Freudenstrahl fuhr über das Antlitz des Knaben. Die will ich mitfeiern, sagte er rasch.

Und soeben fuhr ein großer stattlicher Herr in seiner Equipage heran, stieg aus und begab sich in sein Palais. An seiner Hand blitzten Diamanten und auf seiner Brust hing ein goldenes Kreuz. Wunderbar ergriff der Anblick des Kreuzes den Knaben. Er sprang heran und faßte zutraulich die Hand des Prälaten. Du Mann, sagte er, wir wollen die Geburt Jesu Christi feiern.

Der aber brummte: Ich habe jetzt keine Zeit. Ich muß einen Hirtenbrief schreiben gegen die Teufel der Hölle, gegen die Juden und Heiden, gegen die Unfläther und Seelenmörder, kurz gegen die Rotte Korah — die Concordatsstürmer.

Thu' das, sagte der Knabe erschrocken; das müssen ja böse Menschen sein. Aber was ist das Concordat?

Das Concordat ist ein Vertrag mit Rom.

Und was sagt dieser Vertrag?

Dieser Vertrag sagt: Kein rechtgläubiger katholischer Christ kann heiraten, kann lesen und schreiben lernen, kann geboren werden nnd sterben, ohne daß dabei nicht Alles so hergeht, wie es Rom befiehlt.

Potz, Blitz! rief der Knabe, hat sich der Kaiser in Rom einer solchen Gewalt vermessen?

Ei was, Kaiser; ich spreche vom Papst.

Was für ein Mann ist das?

Der Papst ist der Statthalter Christi auf Erden.

Das ist wohl nicht recht möglich, sagte der Knabe bescheiden. Christus der Herr hat seine Religion nicht auf Concordate gegründet, sondern auf die freie Wahl der Gewissen.

Kindergeschwätz! rief der Prälat und machte sich fort.

Der Knabe aber ließ traurig das Köpfchen sinken und seufzte in sich hinein: Mir scheint, ich bin noch immer nicht geboren! —

Die Glocken des Domes läuteten; die Gemeinde der Gläubigen strömte andächtig nach der Kirche. An den Pforten der Kirche stand eine Frau in Sammt und Seide, auf dem zierlichen Scheitel ein Grafenkrönlein. An ihrem Halse hing ein kostbares Kreuz, und in der Hand hielt sie eine Büchse, womit sie fromme Beiträge sammelte.

Wieder war es das Kreuz, welches wie ein Magnet auf den Knaben wirkte. Lächelnd trat er heran und sagte: Schöne Frau, das ist brav von dir, daß du Almosen sammelst. Was ihr den Armen thut, das habt ihr mir gethan. Du sammelst doch für die Armen?

Aber die Gräfin maß das Bübchen von oben bis unten und antwortete stolz: Ich sammle den Peterspfennig.

Was ist das? fragte der Knabe.

Das sind Millionen einer freiwilligen Kriegssteuer, damit der Stuhl Sancti Petri Soldaten bezahlen und Krieg führen kann.

Ei, ei, Peterchen, ein so großer Herr bist du geworden? murmelte der Knabe. Was man nicht Alles erlebt! Der Fischer aus Galiläa hält sich Soldaten! Und nachdenklich schlich er weiter, und immer ernster und nachdenklicher wurde er. Wenn das mein Petrus thut, ach, dann bin ich noch immer nicht geboren! seufzte er traurig im Weiterwandern. —

So schlich er zur Stadt hinaus. Die Weihnachtslichter verschwanden hinter ihm, vor ihm lag nächtlich und dunkel ein weites Blachfeld. Nach einiger Zeit sah er ein

Dorf und im Dorfe ein altes Schloß, welches zu einem Gefängnisse eingerichtet war. Das ganze Gefängniß strahlte von Weihnachtslichtern.

Der Knabe jubelte. Recht so! rief er, die Armen, die Nackten, die Gefangenen sollt ihr bedenken. Hier endlich wird meine Wiege stehen.

Sofort war er im Hause. Da sah er ein Weib, welches in einer Ecke saß und weinte, unbetheiligt am Weihnachtsfeste.

Warum bist du verstoßen? fragte der Knabe voll Mitleid.

Weil ich eine Rückfällige bin, war die Antwort des Weibes.

Warum wurdest du rückfällig?

Ich mußte. Ich war in Noth und vergriff mich an fremdem Eigenthume.

Hat man aus einem christlichen Besserungshause dich im Stande der Noth entlassen?

Ja.

Soll ich das glauben? Ist das die Wahrheit? Und das Geistauge des Knaben sah ihr mit wunderbarer Schärfe ins Herz.

Das Weib antwortete: Ich könnte aus dem Ueberverdienste meiner Strafarbeit allerdings eine Barschaft von 28 Gulden haben. Aber die frommen Schwestern und ihre gottselige Oberin haben den Teufel der Eitelkeit im Herzen und wollen sich bei allen Gelegenheiten in den Augen der hohen Herrschaften hervorthun — leider auf Kosten der armen Gefangenen. Und so nehmen sie uns unaufhörlich unser Bischen Erspartes weg, woran wir ein kleines Kapital zu einem ehrlichen Erwerbe hätten. Bald müssen wir steuern für die Wassernoth, bald für die tapferen Krieger, am meisten aber für den Papst und den Peterspfennig. So haben sie mir meine 28 Gulden nach und nach bis auf 12 zusammengeplündert.

Sage nicht „plündern“. Solche Gaben sind freiwillig und du hattest ein Recht, nein zu sagen.

Du sprichst wie ein kleines Kind. Wenn man nicht tanzt wie die Nonnen pfeifen, so conjoniren sie Einen zu Tode.*)

Da schrie der Knabe, als ob ihm ein Messer ins Herz führe, zum Himmel hinauf: Mein Vater, mein Vater, ich bin noch immer nicht geboren! Und mit verfinstertem Antlitze stürmte er aus dem Hause und sprach einen Spruch gegen das Haus — ein Nachtvogel, der an seinem Munde vorbeistrich, hat ihn gehört. Und der Nachtvogel flog in die Stadt hinein. Doctor Giskra aber fuhr aus dem Schlafe, denn er hörte ein Zwitschern vor seinem Fenster: Du Mann da drinnen, wenn du Minister wirst, ende die geistliche Verwaltung in Neudorf!**) Der Herr trägt dir's auf — und das Volk erwartet, daß du kräftiger sei'st als ein Schwächerer vor dir! —

Bin ich doch neugierig, meinen Peter zu sehen, der so viele Pfennige braucht, sogar den erpreßten Schweiß der armen Gefangenen! So sprach der Knabe und zog auf der Straße nach Süden immer tiefer hinab. Von seinem Wandel ging ein Schein aus und in Städten und Dörfern guckte bald da bald dort Einer zum Fenster heraus und meinte, es sei ein Nordlicht. Kein Mensch erkannte — den Knaben aus der Fremde!

Auf einmal stand eine Riesenkuppel in der Luft und ein Palast lag dabei mit unzähligen Vorhöfen, und das Ganze war umschwärmt von bewaffneten Garden, Livrée-Bedienten, Carrossen, Fackeln, Pifferari-Gedudel. Der Knabe schlüpfte durch all das Gewühl und — stand im Cabinete des Heiligen Vaters.

---

*) Siehe: „Aus dem Gerichtssaale“, „Neue Freie Presse“ Nr. 1181, Freitag 13. December 1867, Morgenblatt.

**) Ein Strafhaus für weibliche Sträflinge nächst Mödling bei Wien.

Der Heilige Vater saß bei einem guten Kaminfeuer und schlürfte eine Tasse Chocolade. Es war ein alter freundlicher Herr mit milden, leutseligen Zügen, welche sogleich das Herz des Knaben gewannen.

Grüß' dich Gott, Statthalter, sagte er, ich bringe dir meinen Peterspfennig. Aber sage, wozu brauchst du nur all diese Pfennige, he?

Um das Reich Christi zu vertheidigen.

Warum nicht gar! Des Menschen Sohn hatte nicht, wohin er sein Haupt legte, und soll sein Statthalter mehr haben? Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sagte Christus.

Der Statthalter antwortete: Kind, das verstehst du nicht. Wenn die Menschen gehorchen sollen, so müssen sie Macht sehen. Erst geistige Macht, bald aber sinnliche, glänzende, ja schreckende, denn die Menschen sind ein schwaches Geschlecht.

Der Knabe schmunzelte mit einer holdseligen Ironie. Nun, man muß ihrer Schwäche nur nicht allzu willig entgegenkommen!

Der Statthalter fuhr fort: „Ich habe die Frage der weltlichen Herrschaft reiflich studirt. Wenn ich mich bestrebe, dieselbe aufrechtzuerhalten, so geschieht das wahrlich nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich überzeugt bin, daß diese Herrschaft mir unerläßlich ist, um einer vollständigen Unabhängigkeit zu genießen und um meine geistliche Autorität mit aller Freiheit auszuüben."

Der Knabe schüttelte den Kopf. Du sagtest, die Menschen sind so schwach, daß sie weltliche Macht sehen müssen, um zu gehorchen. Wie aber, wenn sie diese Macht bestreiten? Dann ist in ihren Gemüthern eine Wandlung vor sich gegangen und diese Gemüthswandlung ist selbst wieder eine Macht, eine geistige Macht, stärker als deine weltliche. Peterchen, Peterchen, in was für einem falschen Cirkel bewegst du dich da!

Das ist ein verdrießliches Gespräch, sagte der Statthalter und kraute sich das Ohr.

Der Knabe fuhr fort: Vergangene Zeiten haben dich mit weltlicher Fürstlichkeit ausgestattet, die veränderte Meinung der gegenwärtigen entkleidet dich wieder derselben. Denk' also mit Hiob: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei der Herr.

Der Statthalter sagte: Hiob war ein frommer Mann, aber Petrus ist größer.

Der Knabe antwortete: Ich streite nicht um deinen Besitz. Du bist ein Friedensfürst, und kannst du ihn friedlich genießen, so thu's. Aber du kannst es nicht. Er kostet dich Blutvergießen, Krieg. Und wenn du von Petrus sprichst, so hat Christus der Herr zu Petrus gesagt: Wer das Schwert gebraucht, wird durch das Schwert umkommen.

Der alte Herr, welcher bekanntlich ein witziger Kopf war, sagte mit heiterer Laune: Ja siehe, mein Kind, das befolge ich aufs Wort. Ich gebrauche auch nicht das Schwert, sondern das Chassepot-Gewehr.

Aber dem Knaben that dieser Witz bitterlich weh. Eine Thräne trat in sein schönes Auge, und mit dem tiefsten Herzenstone klagte er: Ach, ich bin noch immer nicht geboren! —

Er irrte vom Trastevere ans andere Ufer hinüber. Hier war eine andere Welt. Kein fröhliches Menschengewühl, kein tausendflammiges Weihnachtsleuchten. Oede und menschenleer war die Gasse, still und dunkel. Es war das Ghetto.

Indem der Knabe im traurigen Sinnen so hinschlich, drangen aus einem Fenster des Erdgeschoßes die Gebetesworte an sein Ohr:

„Hanaures haloilo onu madlichim al hanißim . . ."

Ha, meine Muttersprache! rief der Knabe. In diesen Lauten hat meine allerseligste Mutter mich sprechen gelehrt! Gegrüßt sei die Zunge des Landsmannes und gesegnet die

Lippe des Beters! Sein Herz wallte hoch auf, eine Freudenthräne durchglänzte sein Auge.

Im Nu stand er im Zimmer. In der Mitte schwarzlockiger Knaben ragte die Gestalt des Patriarchen; Silber umwallte sein Haupt und sein halbblindes Auge sah Gottheit und Ewigkeit. Noch hielt er den Schames in der Hand, womit er zum Chanuka-Feste das erste Licht der achtzüngigen Lampe angezündet. Und soeben kam die Mutter nach Hause, einen schweren Pack von Wochenkram auf dem Rücken, wovon sie den alten Vater und die jungen Kinder im Schweiße ihres Angesichtes ernährte.

Sie hatte den Kindern Spielzeug und Süßigkeiten mitgebracht, worüber ein Sturm von Jubel ansbrach. Aber der fremde Knabe bekam von Allem sein Theil, und die Kinder luden ihn ein, Trenderl mit ihnen zu spielen, und so oft er gewann, freuten sie sich und Alle herzten und hätschelten ihn, und der Freude wurde kein Ende.

In der Mitte der Judenkinder feierte sein Weihnachtsfest — der Knabe aus der Fremde!

So verging die Nacht. Die Kinder schliefen in ihren Bettchen. Aber der Knabe aus der Fremde schlief nicht. Er trat an die Bettchen seiner Gespielen heran, streckte segnend seine Hände über sie aus und sagte: Wachset und werdet groß, und alle Schätze der Erde sollen euch verliehen sein. Ihr sagt wenigstens nicht, daß ihr sie sammelt in meinem Namen und zu meiner Ehre. Ihr beleidigt mich wenigstens nicht! — —

Dieses Blättchen widme ich allen guten und ehrbaren Menschen, ganz besonders aber meinen geistlichen Freunden, welche mein vorjähriges Weihnachts-Feuilleton in einer Staatsschrift verewigt und so in die Geschichte Oesterreichs eingeführt haben.

Rose und Wasser.

Am Ostersonntage 1867.

Im Bremer Rathskeller liegt ein weltberühmtes Faß. Du findest es nicht in der Heerde der übrigen, welche doch auch nicht Pöbel, sondern Magnaten vom reinsten Blute sind. Allein und abgesondert liegt es in einer Gewölbkammer, wie in der Dresdener Galerie die hohe sixtinische Frau in einem aparten Pavillon wohnt. Auf der Decke jener Gewölbkammer ist eine Rose gemalt, davon heißt das königliche Faß die Rose. Unter diesem Namen ist es der Ruhm von Bremen, von Deutschland, und wenn es den Jung-Türken gelingt, ihren Staat und ihre Kehle vom Koran zu emancipiren, so wird sein Ruhm vielleicht auch in Arabien erschallen, und die beburnußten Sänger von „Rose und Nachtigall" werden unter der Rose das 200jährige Rheinweinfaß und nicht eine verwelkliche Blume verstehen.

Die Rose ist zu gut für diese Welt. Zwar hin und wieder wird auf Verlangen eines besonders weisen Arztes, welcher mit seinem Latein zu Ende ist, einem besonders kranken und vornehmen Siechling ein Schluck aus der Rose verordnet; aber kein gesunder Zecher kann sich rühmen, unmittelbar aus der Rose zu zechen. Selbst der verstorbene König von Preußen, welcher ein Johannisberger Oxthoft von 120 Eimern mit 20,000 Thalern bezahlt — er war ein geistreicher Herr und wußte den Geist zu schätzen — hätte für dieses echt preußische „Heidengeld" doch nicht einen einzigen Eimer aus der Rose bekommen. Vor der göttlichen Rose sind wir allzumal arme Sünder und jede Majestät verschwindet vor ihrer eigenen, sie, welche die höchsten Häupter des gotha'schen Staatskalenders kommen und gehen sieht wie Thautropfen. Die Rose ist zu gut für diese Welt. Wenn der Kellermeister aus ihr schöpft, so geschieht es für keine menschliche Kehle, sondern er füllt den Geistwein der Rose

auf zwölf auserwählte Fässer, welche die tiefempfundene Andacht unserer frommen Altvordern die zwölf Apostel genannt hat. Erst der Apostelwein wird verkauft, der Rosenwein nie. Aber selbst der Apostelwein ist durch die Rose viel zu kostbar geworden, um so ohne weiteres verzehrt zu werden. Es werden daher auch die zwölf Apostel größtentheils nur wieder zur Umfüllung auf die übrigen Fässer verwendet, so daß die Rose direct und indirect den ganzen Bremer Rathskeller veredelt, und das eben ist der hohe Ruhm seiner Kellerwirthschaft.

Im Bremer Rathskeller kommen Einem fromme Gedanken und der Geist schwingt sich zum Hohen und Heiligen auf. Bei diesem Aufschwung sind ihm die kühnsten Ideen-Verbindungen leicht und natürlich. Und so dachten wir, als uns der Kellermeister seine Wirthschaft erklärte — an die Kirchengeschichte! Ja, die ganze Procedur dieser Wirthschaft gemahnte uns wie ein Symbol und eine Allegorie der Kirchengeschichte.

Die Umfüllung der Rose auf die übrigen Weinsorten vollzieht sich innerhalb des Bremer Rathskellers selbst. Die Mischung wird bis zu einem Punkte geführt, bei welchem sie, um das zu sein was sie ist, ihren praktischen Abschluß findet. Theoretisch aber ließe sich der Mischproceß über die ehrwürdigen Mauern des Kellers hinaus und bis ins Unendliche fortgesetzt denken. Folgerichtig käme der Gedanke zuletzt bei einer Grenze an, wo wir eine Flasche des lautersten Brunnenwassers vor uns hätten, welche dessenungeachtet die Ehren der Rose für sich in Anspruch nehmen könnte, weil etwa ihr neunundneunzigster Vordermann den millionsten Theil von einem einzigen Tropfen der Rose enthielte. Wie, wenn diese Wasserflasche nun lebendig würde und eine Kirchenzeitung redigirte?

Das ist ein Gedanke, der uns die ganze Kirchengeschichte mit all ihren Erscheinungen und Schicksalswechseln erklären kann.

Die Kirche ist eine Ausgießung des heiligen Geistes über

die Menschen. Der Geist ist immer derselbe, aber die Menschen wechseln. Bald sind sie fähiger, bald unfähiger, den Geist aufzunehmen und zurückzustrahlen. Je nachdem dieses oder jenes der Fall ist, hat die Kirche ihre guten und bösen Tage, ihren steigenden und sinkenden Einfluß.

Wie's in der Laienwelt aussieht, kommt dabei wenig in Rechnung. Nicht der Materialismus der Laien bestimmt das Schicksal der Kirche, sondern ihr eigener. Der Geist überwindet stets die Materie; glaubt ihr, der Materialismus ist zu groß, so findet der Rückschluß statt: euer Geist ist zu klein. Wie ein Funke ebensowohl ein Loth als tausend Centner Pulver entzündet, so ist der Geist unter allen Umständen der gewisse und unfehlbare Sieger der Materie; die Wucht und Masse der Materie hindert ihn nicht. Hier die römische Weltherrschaft, dort ein paar unwissende galiläische Fischer — was will man mehr? Und doch haben die Fischer die römische Weltherrschaft überwunden. Hier die Mörderhorden der Hunnen, welche von Chinas Grenzen bis in die Alpen stürmen, dort ein schwacher wehrloser Greis, welcher sie vor den Thoren Roms umzukehren bittet, und — sie kehren wirklich um. Das ist der Geist vis-à-vis der Materie!

Wenn daher die Kirche den Materialismus verklagt, so geschieht es mit jener Art von optischer Täuschung, womit der Schiffende glaubt, daß sich die Gestade bewegen, oder der Staarkranke, daß das Himmelsblau von schwarzen Punkten und Flecken wimmelt. In Zeiten dieser Klage leidet sie selbst am Materialismus und ist der Materialismus in ihre eigenen Organe gedrungen. Der Geist überwindet stets die Materie; die Rose ist ihrer Wirkung immer gewiß. Nur die Wasserflasche, welche den Anspruch der Rose macht, schänkt uns vergebens Glas auf Glas ein und erschöpft sich in Zorn, daß die Begeisterung ausbleibt.

Aber woran erkennen wir nun, ob im Laufe der menschlichen Wechsel in die Organe der Kirche Materialismus

gedrungen? Eben am Zorn dieser Organe! Der Christenpriester ist unter allen Umständen sanftmüthig und gelassen, er ist ja seiner Sache gewiß. Der Christengott nämlich ist ein sittlicher Gott und kein Naturgott wie Jupiter oder Baal: alle Fortschritte der Naturwissenschaften, alle Evolutionen des Materialismus ändern daher schlechterdings nicht das Geringste an seinem Verhältniß zum sittlichen Menschen. Wenn im Mittelalter der sieche Pilger in vielen Tagreisen sich auf Krücken über den Brenner oder Semmering schleppte und der Moderne nach Meran oder Tüffer im wollüstigen Coupé schnell und mühelos hinüber fliegt, so ist der materielle Fortschritt zwar ungeheuer; aber zittert der Moderne deßhalb weniger bang dem zweifelhaften Lose seiner Heilung entgegen? Bedrängen ihn weniger die Aengsten des Leibes und die zermalmende Frage, ob er einer neuen Frist seines Lebens oder dem Tode entgegengeht? Und wenn ihn nagende Reue befällt, daß er durch die Wollüste seines Leibes den bitteren, traurigen Tod vielleicht selber beschleunigt, und wenn ihn das Schuldbewußtsein drückt, wie viel er gethan, um den elenden Mammon, die Genußmittel dieser täuschenden Wollüste, sich zu verschaffen: vielleicht hat er durch Kindesundank den Vater ins Grab gestoßen, um vorzeitig sein Erbe sich anzumaßen; vielleicht hat er die arme Geliebte in Noth und Verzweiflung verlassen, um die ungeliebte Reiche ihr vorzuziehen; vielleicht hat er das Vertrauen seiner Mitbürger mißbraucht, das Gut der Witwen und Waisen veruntreut, den Staat, den Freund, die eigene Familie betrogen? — wird ihm in diesen Schwülen und Aengsten der materielle Fortschritt der Eisenbahn nur den mindesten Trost bieten? Und wenn er auf einer Station in ein bethürmtes Haus mit dem Zeichen des Kreuzes tritt, um seine verzagte Seele am Gotteswortе zu laben, und ein Baalspriester schimpft auf Journale und Juden, Vogt und Moleschott, Strauß und Renan, Eisenbahnen und Telegraphen, ist dann die Kirche hinter dem Laien, selbst hinter dem sündigen

Laien, in diesem peinlichen Falle nicht zurückgeblieben, statt ihm voranzugehen; stellt sie sich dem getäuschten Trostsuchenden nicht auf der untersten Stufe ihres Verfalles, in der Blöße ihrer eigenen weltlichen und unreinen Leidenschaften dar? Was kümmert ihn Vogt und Moleschott, Telegraph und Eisenbahn? Wozu der Zorneifer gegen sie? Können sie das Reich Christi nur um eine Linie zurückdrängen? Das Reich Christi ist das Reich des Gewissens, nicht das Reich der Materie. Ein Jupiter, ein Baal, ein Gott der Natur verliert genau das, was ihm die Naturwissenschaften abgewinnen; mögen daher die Baalspriester neidisch und eifersüchtig sein auf Physik und Chemie — es ist Rebellion in ihrem Reiche. Aber die Christenpriester? Kann der Phosphor das Gewissen beschwichtigen? Kann der Bessemerstahl über den Tod des einzigen Sohnes trösten? Was geht's die Christenpriester an, wie die Menschen ihre materielle Lage sich verbessern? Ihre sittliche Lage ist ewig die nämliche — einer unendlichen Verbesserung, einer Erlösung bedürftig. Hier faßt der Christenpriester den Menschen, faßt ihn und hält ihn und wird ihn ewig halten, sofern nur seine eigene Hand nicht marklos erlahmt und das Vertrauen zu sich selbst verliert.

Christenpriester und Baalspriester umwerben dich in unserem Jahrhundert, denkender Leser, in allen Formen und Farben. Um dich im verwirrenden Labyrinthe zu orientiren, glaubten wir einmal einen Faden, der dich für immer leitet, dir in die Hand geben zu sollen. Der Christenpriester ist über den Materialismus erhaben, der Baalspriester wird von ihm beunruhigt und schimpft über ihn. Geh' hin mit diesem Unterscheidungszeichen, welches keine Ausnahme leidet, und wenn du Baalspriester siehst, welche Jesum Christum durch ihre Aufführung zu Grabe tragen, so mögest du dann auch Christenpriestern begegnen, welche würdig seine Auferstehung zur ewigen Herrlichkeit feiern.

Die Kirche und die Sittlichkeit.

Eine Gelegenheitsrede zur Eröffnung des römischen Konzils.

In drei Abschnitten.

I.

Es gab eine Zeit wo alle Menschen Köhler waren, nemlich den Köhlerglauben hatten. Ehrsame Köhler, welche Spinoza, Locke, Berkeley, Kant hießen, tappten in rußigster Unwissenheit den Lichtlein ihrer Pfarrer nach und hatten keine Ahnung davon, was ihre eigenen Namen eines Tages bedeuten, welche Lichter der Welt aus ihrem Blute entspringen würden. Daher kommt es auch, daß ich an den Palästen, welche nichts als die Vergangenheit gebären, mit Geringschätzung vorübergehe, aber zu den Schildern der Schneider und Handschuhmacher mit Ehrfurcht emporblicke. Wie manchen Namen mag ich da lesen, welcher König des nächsten Jahrhunderts sein wird!

„Und der Mensch griff denkend in seine Brust," sagt Schiller vom Wendepunkte der antiken zur christlichen Welt. Aber Schiller sagte das als protestantischer Christ und verstand eigentlich den Anbruch der Filosofie darunter; vom Christenthume hätte er sonst besser gesagt: der Mensch griff fühlend in seine Brust. Der moderne christliche Mensch fing erst wirklich zu denken an, als er nach zwei Jahrtausenden des Träumens und Fantasirens das Organum des Aristoteles fortsetzte und vollendete in dem Novum Organum des Baco von Verulam. Zwischen Baco und Fichte geschah aber dann auch reißend schnell die versäumte Arbeit von zwei Jahrtausenden, so daß Fichte als Schlußstein und letzte Konsequenz dieser Arbeit den köstlichen Satz aussprechen konnte: Einen Filosofen zu fragen ob er an Gott glaube, komme ihm vor, als fragte man einen Mathematiker — ob

das Dreieck blau oder roth sei? Gott ist ein Gemüthsbedürfniß und der Mathematiker hat sicherlich auch Gemüthsbedürfnisse; aber die Gemüthsbedürfnisse des Mathematikers gehören nicht in die Mathematik. Es ist nicht möglich, schärfer zugleich und unschuldiger auszusprechen, was die Interessen des Denkens von den Interessen des Gemüthes unterscheidet.

Aber das mannlose Geschlecht der „Halben" liebt die Unterscheidungen nicht; es liebt die „Vermittlungen." Der Aufklärer stellt sich zwischen den Filosofen und den Köhler in die Mitte und „vermittelt." Was Fichte so präzis und für alle Zeiten mustergiltig auseinandergehalten, das verquickt der Aufklärer wieder, denn er nimmt das Gottesbedürfniß des gemeinen Mannes, streicht es filosofisch an und möchte dieses gefärbte Dreieck als „geläuterten Gottesbegriff" wieder in Umsatz bringen. Geläuterter Gottesbegriff! Das Wort macht mir übel. Als ob man sich einen Gott zur Zierde hielte und nicht weil man ihn braucht! Als ob nur ein Shawl warm hielte und nicht auch ein Schafpelz! Ja, vielleicht dieser noch mehr als jener. Als ob der Gottesbegriff an Brauchbarkeit und Haltbarkeit nicht genau so viel einbüßte, um was ihr ihn der eleganten Façon wegen abhobelt und abschleift, filtrirt, raffinirt, siebet und läutert! Wenn der Bauer sagt: Gott ist der gute Mann, der mir die kranke Kuh heilt, und die Bäuerin: Gott ist der gute Mann, der mir mein krankes Kind heilt; der Filosof dagegen erklärt: Gott ist das Absolute, Gott ist die Identität von Sein und Nichtsein, Gott ist die ideale Auflösung der Widersprüche — wie um Alles in der Welt „vermittelt" ihr denn diese Gottesbegriffe? Heilt das Absolute die Kuh oder krepirt die Kuh? Denn ein Drittes wird selbst der wüthendste Vermittlungskünstler nicht statuiren wollen. Aber hier ist der Punkt, wo der Aufklärer zugleich immer auch Fortschrittsmann ist. Der moderne Fortschritt hat die Viehassekuranzen erfunden — und siehst du, Bauer, wenn du deine

Kuh assekurirst, so wird durch den dialektischen Prozeß der Identität des Seins und Nichtseins deine nichtseiende Kuh wieder zu einer seienden, denn die Assekuranz stellt sie dir lebendig auf allen Vieren wieder in den Stall. Gut; was ist also die Assekuranz? ist sie Gott, ist sie geläuterter Gottesbegriff oder ist sie gar kein Gott? Du bist der Frage aus dem Wege gegangen. Inzwischen ist die Frage wenigstens praktisch gelöst, also lauf', armer Schächer. Doch halt; hier steht noch die Bäuerin. Wie ist's mit ihrem kranken Kinde? Hat der moderne Fortschritt auch für bekümmerte Mutterherzen eine Viehassecuranz? Oder sagst du es dem bekümmerten Mutterherzen ohne Weiteres ins Gesicht, daß das Kind nach den „Naturgesetzen" sterben muß? Oder räthst du dem bekümmerten Muterherzen an, um Rettung des Kindes zum Absoluten zu beten?

Aber das ist doch traurig! Der geläuterte Gottesbegriff, in welchen wir die Summe einer tausendjährigen Bildung hineingesteckt haben, taugt zum Henker nichts; dagegen der Gottesbegriff, welcher etwas taugt, welcher dem Bauer die Kuh, und der Bäuerin das Kind heilt, welcher ein gutes Weinjahr und den großen Treffer schickt, dieser Gottesbegriff ist wieder entsetzlich ungeläutert. Er kann sich in Europa mit Anstand fast gar nicht zeigen; es ist Einem, als hätte man ihn schon irgendwo in Asien oder Afrika bei tanzenden Schamanen und berauschten Negern gesehen, als müßte man ihn nur gleich zum Waschen, Flicken und Ausbessern in irgend eine absolute Filosofieanstalt schicken, und von allen Barbarismen sorgfältig purifiziren lassen. Es ist ein Gott der Wilden, ein Gott des naiven Egoismus, kurz, ein Gott der menschlichen Bedürftigkeit, nicht aber der menschlichen Sittlichkeit.

Ja es ist so! Vergebens wehrt sich der menschliche Stolz dagegen. Bedürfniß und Würde sind Begriffe, welche einander ausschließen. Jeder Gottesbegriff verzichtet auf

Würde, welche den Gott nicht begreifen, sondern benützen will. Der Gott im Kölner Dom, und der Gott im Kaffern-Kraal haben beide dasselbe zu leisten, d. h. nicht die Vernunft zu befriedigen, welche die Wahrheit sucht; sondern das Herz zu befriedigen, welches den Trost sucht! Ihre Würde ist die gleiche. Es gibt kein Europa und Afrika in den Bedürfnissen der Masse; es gibt keine Würde des theoretischen Erkennens, wenn weiter nichts erkannt wird als eine Nothlage und ein Hilfsbedürfniß.

Und doch ist die Würde da, denn der Beter im Kölner Dom steht hoch über dem Beter im Kaffern-Kraal. Und doch gehen beide vom Bedürfniß aus, d. h. vom Gemeinen, ja vom Wilden, und ein Unterschied der Würde ist wieder nicht da. Wo also finden wir unsere Würde? Der geläuterte Gottesbegriff kann nicht volksthümlich, und der volksthümliche kann nicht lauter sein, — dieser Zirkel schließt sich, und in ihm liegt unsere Würde nicht. Wo also liegt sie?

Lediglich in der Praxis. Wenn das Bedürfniß an sich und a priori gemein ist, also theoretisch den Begriff der Würde ausschließt, so macht es praktisch einen Unterschied, welcher die ganze Würde der Kultur in all ihren Graden wieder aufnimmt: wie und auf welche Art das Bedürfniß befriedigt wird. Die praktische Verwalterin der Metafisik aber (welche als Volks-Metafisik Religion heißt), ist nicht die Filosofie, nicht ihre Schmarotzerpflanze, die Aufklärung, sondern — die Kirche.

Die Kirche also nimmt den Gottesbegriff des gemeinen Mannes, sie nimmt ihn unbesehen, wie sie ihn findet, in aller Rohheit seiner Symbolik, in allem Egoismus seiner Tendenzen, sagt aber zum Gläubigen, der ihn hat, so: Dein Gott soll dir dein krankes Kind und deine Kuh heilen, er soll dir im Lottospiel und beim Roßtauschen behilflich sein,

er soll von deinem ersten bis zu deinem achtzigsten Jahre all' deinen Bedürfnissen, Wünschen und Neigungen sein aufmerksames Ohr leihen, und wenn du todt bist, soll er dich erst in den Schoß nehmen und selig machen eine ganze Ewigkeit lang. Schön! du bist nicht blöde, mein liebes Ich-Geschöpf. Aber wisse, Gott ist noch weniger blöde. Für so viele Leistungen, das siehst du ein, darf er Gegenleistungen beanspruchen. In der That sieht der Bauer das ein, sogar die Bäuerin! Die Kirche nennt nun diese Gegenleistungen, und siehe, es sind die Forderungen der europäischen Sittlichkeit! Es sind die Pflichten der reinsten Moral! Jetzt sind wir wieder von Schamanen und Kaffern zu uns selbst zurückgekehrt. Jetzt gewinnen wir den ganzen Unterschied zwischen dem Fetischanbeter und dem Beter im Kölnerdom. Ein Gottesbegriff, welcher theoretisch so arm war, daß ihm kein Professor legens fünf Gulden geborgt hätte, bestreitet jetzt unsern ganzen moralischen Haushalt, produzirt das ganze Kapital der europäischen Sittlichkeit! Das hätte die Aufklärung nicht gekonnt. Zum Absoluten betet man nicht, und die Identität von Sein und Nichtsein leistet nichts. Wo keine Wirkung, dort keine Gegenwirkung, und so wäre der „geläuterte Gottesbegriff" ein Rad geblieben, welches in unsere Brust nicht eingreift, während der ungeläuterte unsere edelsten Kräfte in Thätigkeit setzt. Daher das Recht der Kirche gegen die Aufklärung; daher auch die vornehme Zurückhaltung gegen die letztere von Seite Desjenigen, welcher über die Aufklärung selbst wieder aufgeklärt ist.

II.

Sage nur gleich, wo du hinaus willst. Dein Exkurs hat uns bisher mehr verwirrt als in die Richte gewiesen.

Du verurtheilst den Aufklärer als einen Halben, und bist zu vornehm, sein Freund zu sein. Gut. Wie wir dich kennen, bist du aber auch kein Freund der Kirche, sondern bekämpfst sie in tausend Wendungen. Und doch plaidirst du jetzt für den kirchlichen Köhlerglauben, und machst ihm das ungeheure Zugeständniß, wie unrein er sei, daß er die reinste Sittlichkeit wirke. Ist das Ernst? Oder ist es nichts als eine neue Wendung in deiner alten polemischen Stellung?

Ja.

Wie wir nemlich die Kirche oben begriffen haben, so war das selbst wieder ein „geläuterter" Kirchenbegriff, aber keineswegs der empirische. Die angebliche Praxis der Kirche ist eben auch nur ein theoretischer Gedanke, aber keine praktische Erfahrung.

Unser Zweck war, zu beweisen, daß der Geistsorger gerecht sein kann gegen den Seelsorger, daß er ihm brüderlich die Hand reichen kann. Aber der Seelsorger reicht nicht zurück. Er ist eifersüchtig auf den Geistsorger, er versagt ihm seinerseits die Gerechtigkeit, er hält ihn für seinen grimmigsten Todfeind. Wenn er kann, so verbrennt er ihn, und wenn er ihn nicht verbrennen kann, so fühlt er sich unglücklich. Er will den Rauch von brennenden Pfählen und verbranntem Menschenfleisch so wenig entbehren, wie ein Raucher seine Zigarre. Es geht ihm nichts von der Hand, sein ganzes Tagewerk ist ihm verdorben, wenn ihm die Zigarre fehlt, nemlich Ketzer an einem Pfahle. Seit sich Europa in diesem Punkte zu einem großen „Coupé für Nicht-Raucher" verwandelt hat, auch „keine Hunde mehr mitgenommen werden dürfen," um die Lutheraner und Camisarden in die Messe zu hetzen, seitdem ist kein Segen mehr beim Predigen der apostolischen Liebe. Die Liebe hält eine Diät ohne Hunde und Scheiterhaufen nicht aus.

Wir haben gesagt, daß der Aufklärer, welcher der

frommen Einfalt seinen seichten „geläuterten Gottesbegriff" aufschwatzen möchte, unser Freund nicht ist, weil er nur die Schule versteht und nicht das Mysterium des menschlichen Herzens. Inzwischen ist doch so viel wahr: der Gottesbegriff läutert sich ohne Aufklärer; er läutert sich ganz von selbst. Die theoretische Aufklärung thut das wenigste dazu; der Bauer widersteht ihr, und widersteht ihr mit Recht. Das Licht kommt in der Regel nicht aus Zeitungen, Büchern und Volkskalendern; es kommt aus Maschinen, Chemikalien und Fabrikaten, aus Verkehrsmitteln, Straßen und Brücken; es kommt aus jeder Einrichtung, welche das Leben erleichtert und den Wohlstand hebt. Der Bauer in ledernen Stiefeln ist aufgeklärter als der Bauer in Holzschuhen, ohne daß ein Mensch zu sagen wüßte, wie das gekommen ist.

Wäre nun der Begriff, den wir der Kirche zuzuschreiben so gütig waren, wirklich ihr eigener; — nemlich in Kraft des Glaubens der Sittlichkeit vorzustehen — so könnten ihr alle Wandlungen und Läuterungen des Glaubens sehr gleichgiltig sein. Wer den Zweck hat, Feuer zu machen, reibt auf der untersten Kulturstufe zwei Hölzer an einander; auf der mittleren schlägt er Funken aus Stahl und Stein; auf der höchsten gewinnt er Feuer durch Fosforfrikzion. Immer aber gewinnt er Feuer und sogar immer besser. Wer einen Knaben zu erziehen hat, der wird es gleichmäßig zu benützen wissen, wie das Kind mit fünf Jahren vor dem Knecht Ruprecht sich fürchtet, mit zehn die nützlichen Tendenzen des Robinson Crusoe verstehen lernt und mit fünfzehn die idealen Tendenzen des Plutarch in seine Seele aufnimmt.

Freilich ist in diesen Fällen das Mittel nur immer vollkommener, also die Erreichung des Zweckes nur immer sicherer geworden. Aber der Glaube pflegt durch beständige Bildung und Läuterung sich zu verflüchtigen, bis er zuletzt vollends in Unglauben umschlägt.

Und wenn! Was schadet das? Nicht einmal dieses Aeußerste schadet. In einer Tischgesellschaft ging unlängst unter vielem Lachen ein Brief von Hand zu Hand, worin gemeldet war, daß der Bruder Eines der Tischgenossen zum Prediger der atheistischen Gemeinde in New-Manchester bestellt worden. Schreiber dieses lachte selbst mit, und doch ist mir der Ernst der Sache vollkommen klar. Die atheistische Gemeinde in New-Manchester sagte sich eines Tags offenbar folgendes: Wir haben uns nun so lange und so redlich bemüht, uns Gott vorzustellen, aber wie wir es auch anfangen wollen, wir können es doch nur auf menschliche Weise; — anthropomorfisch. Nun ist aber nichts sicherer, als daß Gott auf menschliche Weise nicht gedacht werden kann; wir geben daher dieses bildlose Denken ganz auf, und ziehen uns auf die Pflege der praktischen Sittlichkeit zurück. Wir brauchen keinen Glaubenslehrer mehr, sondern nur einen Sittenlehrer.

Was will man dagegen einwenden?

Nicht der Atheismus schadet der Kirche, sondern daß sie ihn nicht anerkennt! Wir glauben, das ist einer von den Fundamentalsätzen.

Die Kirche, welche von Anfang her nicht künstlich verdummte, sondern die natürliche Dummheit blos gewähren ließ und zu sittlichen Zwecken benützte, that ganz Recht daran, daß sie das Gemüth des rohen Naturmenschen dort faßte, wo er in Erdbeben und Sonnenfinsterniß den Teufel fürchtete, in der fruchtbaren Kuh und im fruchtbaren Schlamm die gute Gottheit verehrte. Aber die Kirche mußte sich sagen: So dumm wie der Mensch heute ist, wird er nicht ewig bleiben; es wird der Tag kommen, wo ihm die Kuh Kuh, und der Schlamm Schlamm sein wird, wo er das Fieber mit Chinin heilt, und nicht mit geweihten Fieberzetteln, wo er den Blitz mit dem Blitzableiter unschädlich macht und nicht durch Wetterläuten. Wie will ich mich zu diesen Wandlungen stellen? Will

ich jeden Einzelnen, bei dem sie zum Vorschein kommen, im Feuer verbrennen? Will ich ganze Länder und Völker, bei welchen sie zum Vorschein kommen, ausbrennen und ausmorden? Will ich, wenn ich nicht mehr brennen und morden kann, wenigstens fluchen, schimpfen und intriguiren, und mit der fortschreitenden Gesetzgebung um jedes Fetzchen Schulrecht, Eherecht, Konfessionsrecht einen widerwärtigen Hader anfangen, welcher in der gebildeten Welt mein Ansehen schädigt, und welchen ich voraussichtlich so gewiß aufgeben muß, wie ich einst das Sengen und Brennen aufgeben mußte?

So mußte die Kirche sich fragen und die Antwort darauf hätte nicht zweifelhaft sein sollen. Sie mußte sich darauf einrichten, daß der Glaube alle Wandlungen der Kultur durchmachen, und durfte nicht erschrecken, selbst wenn er beim Unglauben ankommen würde. Sie sollte und durfte den Glauben zu allen sittlichen Zwecken benützen, so lange es der Menschenkultur entsprach, diese Zwecke nur durch Schreck- und durch Reizmittel zu fördern; sie mußte aber voraussehen und sich darauf einrichten, daß von der fortschreitenden Bildung eines Tages die Sittlichkeit um ihrer selbst willen gepflegt werden würde. Wenn sie es gut mit der Sittlichkeit meinte, mußte sie daher den Verband der Moral mit dem Dogma beweglich und löslich machen, damit, wenn der dogmatische Tender entgleiste, wenigstens der Zug selbst, die Hauptsache, die Moral gerettet würde. Es sollte und durfte der Kirche gleichgiltig sein, ob sie Chef der Gläubigkeit oder Chef der Sittlichkeit war, ob sie dem Cultus der ersteren oder der Cultur der letzteren vorstand. Denn wenn es der natürliche Lauf der Dinge ist, daß alle Dogmen verwittern: was nie und nirgends verwittert, das sind die Bedürfnisse und Forderungen der sittlichen Natur, jener wahrhafte Fels St. Petri, welcher unerschütterlich steht und auf dessen Baugrund alle Kirchen der Welt Platz haben.

Freilich ist der dogmatische Drang unserer Natur dem moralischen mindestens ebenbürtig, denn glauben bedeutet beim Volke die metaphysische Anlage der Menschennatur und wir sind sehr entfernt, dieser Anlage ihre Erhabenheit, ihre unerschütterliche Ewigkeit abzusprechen. Aber wohlgemerkt, Anlage müßen wir sagen. Hingegen was diese Anlage producirt, die jeweiligen Glaubensvorstellungen, das ist thatsächlich veränderlicher, hinfälliger, der Verwilterung fähiger, als die sittlich-moralischen Vorstellungen, welche ein Fels von einem dauerhafteren Gestein sind. Wen Teut seine Streiter zu den methtrinkenden Helden der Walhalla führte und Cromwell die seinigen mit Motiven des biblischen Gottvertrauens geführt hat, so waren in beiden Fällen die Glaubensvorstellungen hinlänglich verändert; unverändert dagegen blieb dort wie hier die gleiche sittliche Erscheinung: die Männertugend, die Aufopferung für eine Idee. Es fehlt wenig so dürften wir diesen so losen und widerspruchsvollen Causalnexus von Glaube und Sittlichkeit überhaupt einen eingebildeten nennen; wenigstens sieht man welches Recht wir dazu hätten. Entweder wirkt auch ein roher Glaube, eine edle Sittlichkeit, wie der Glaube Teuts gleich dem Glauben Cromwells wirkte; oder es wirkt auch ein hochgeistiger Glaube eine rohe Sittlichkeit, wie bei jenen Cataloniern, welche den heiligen Romuald, als er ihren abgöttischen Verehrungen sich durch die Flucht entziehen wollte — zu erschlagen beschlossen, damit sie wenigstens seine wunderkräftigen Reliquien zu Handen behielten! Was Wunder also, daß das Wahrscheinlichste die Vermuthung wird: der Glaubt wirkt überhaupt gar nicht auf die Sittlichkeit ein, sondern diese lebt ihr Leben nach völlig andern als seinen Bedingungen aus?! Sehr vorsichtig sagt daher Kant: „der Glaube an die Unsterblichkeit ist sicher ein Trost für das Menschenherz, aber einen Staat möchte ich just nicht darauf gründen.“ Forster ruft in einem Briefe ungeduldig aus: „Wann wird es doch einmal dahin

kommen, daß Menschen einsehen lernen, die Quelle der edelsten und erhabensten Handlungen, deren sie fähig sind, habe nichts gemein mit den Begriffen, die wir uns vom lieben Herrgott und vom Leben nach dem Tode und vom Geisterreich machen." Frankenheims Völkerkunde spricht es als Resultat des Studiums aller Zeiten und Völker aus: „daß die Religionen weit mehr in die Gebräuche als in die Sinnesart der Völker eingreifen. Sie haben sicher ihren Einfluß auf den Geist der Menschen aber einen Einfluß, welcher dem des Climas und der Naturumgebungen weit nachsteht." Diese Zeugnisse ließen sich ins unendliche vervielfältigen, denn mit Ausnahme der Theologen sitzt die ganze Menschheit und ihre Geschichte auf der Zeugenbank.

III.

Ist somit die Transfusion und der Säfteaustausch zwischen Glaube und Sittlichkeit ein durchaus dunkles, zweifelhaftes und strittiges Gebiet der Hypothese, so ist es dafür auch ein großartiges, ja unbegrenztes Gebiet, denn was will ich mehr als wenn ich Zauberer bei Kalmücken, aber selbst noch bei Atheisten in New-Manchester Prediger sein kann? Und doch will diejenige Kirche, welche Staatskirche sein will, wirklich noch mehr, nämlich etwas ganz Anderes und völlig Verschiedenes. Sie will materielle Macht. Und da der Inhaber derselben der Staat ist, so will sie in Privilegien, Freiheiten, Vorrechten und Vortheilen mit dem Staate theilen und zwar recht tüchtig theilen. Aber was hätte sie in ehrlicher Gegenleistung ihm anzubieten? Sie ist Vorstand des Glaubens. Ist das Alles? Aber was kümmert den Staat ein Glaube? Was kümmert es ihn, ob Einer seine Seligkeit bei Mozart, oder ein Anderer bei Richard Wagner, oder ein Dritter gar

nicht in der Musik findet? Es kümmert ihn bloß, daß alle drei wie gesittete Menschen sich aufführen.

Nun denn, das ist der Kirche genug. Die Sittlichkeit kümmert ihn, und nun kommt die Kirche, faßt ihn an diesem Interesse, und sagt ihm dreist folgende zwei Lügen ins Gesicht: Erstens, der Glaube producirt die Sittlichkeit; und zweitens, mein Glaube allein producirt die Sittlichkeit. Aber Nr. 1 ist bekanntlich nicht zu erweisen und von No. 2 ist überall das Gegentheil erwiesen. Denn wenn ich z. B. an Gott und an die Unsterblichkeit glaube, so glauben weit zahlreichere Confessionen in Indien und China an den Teufel und an das Aufhören mit dem Tode, und wie ihr Glaube müßte auch ihre Moral der meinigen entgegengesetzt sein. Aber siehe da, sie ist in den Hauptsachen der meinigen gleich und ähnlich. Das kommt daher weil die Moral aus den Geboten des geselligen Verkehrs und aus den Motiven des Familienlebens fließt, welche einander eben so gleich und ähnlich als die Confessionen ungleich und unähnlich sind. Die Moral fließt aus den Bedingungen, welche auf Erden sind und nicht aus Vorstellungen dessen, was jenseits der Erde ist. Mit Einem Worte, die Moral ist nicht dogmatisch, wenn es ihr nicht künstlich angelogen und die Lüge mit Staatsgewalt durchgeführt wird.

(Daß der Staat nur Einen Zweck hat, den sittlichen, und daß sich um den Staat nur Ein Verdienst erwerben läßt, die Sittlichkeit zu befördern, diese Wahrheit wird instinktiv von allen Lügnern geahnt, und wer irgend vom Staate etwas haben will, der belügt ihn aus dieser Tonart. Z. B. die Kunst. Sie ist der Kirche ähnlich, denn ihr Spiel mit Bildern der schönen Sinnlichkeit ist eigentlich ein Ausfluß der übersinnlichen und ewigen Bedürfnisse des Menschen. Sie ist Menschenbedürfniß. In Zeiten der Kraft und Gesundheit ist ihr das auch völlig genug; nur in Zeiten wo sie um Staatshilfe bettelt, in Zeiten der Armuth und Schwäche, möchte sie auch noch Staatsbedürf-

niß sein und dann gibt sie zu verstehen, daß die Pflege des Schönen die Sittigung der Menschen befördere. Ganz so pfäffisch und erzjesuitisch wie die Kirche! Was nicht Alles die liebe Sittlichkeit befördern soll! Aber die Erde war im Cinquecento, d. h. im blühendsten Zeitalter der Kunst, voll von Tyrannen, Giftmischern, Blutschändern und Räubern. Jene zarten hochseelischen Maler, welche für die Borgia's malten, haben ihre Brodherren nicht eben gesittigt! Die meisten „Perlen" unsrer Gallerien waren vor die Schweine geworfen, und die spirituellsten Madonnen sind von Ungeheuern bezahlt worden. Jene Brühl's und Auguste, welche die Dresdner Gallerie zusammenkauften, waren die unsittlichsten Menschen ihrer Zeit. Das Schöne der Kunst, der Glaube der Kirche — vielleicht wirken sie hie und da sittlich; aber diese Möglichkeit ist wenigstens nicht als Gewißheit und Wirklichkeit erwiesen, und so bleiben diejenigen, welche den Erweis behaupten möchten — Lügner).

So zudringlich, so dreist und ungestüm nun die Kirche in der Antichambre des Staats lügt; bei sich zu Hause und en famille ekelt ihr selbst vor dieser Lüge, sie widerruft sie dann mit knirschenden Stolz und läßt sich in tausend unbewachten Augenblicken verlauten: sie sei etwas unendlich Besseres und Höheres als eine bloße Polizeianstalt für den Staat, d. h. ein sittliches Zweckwesen. Und sieht man ihre Praxis an, so glaubt man ihr aufs Wort, — auf dieses Wort und nicht auf das dem Staate vorgelogene. In ihrer ganzen Praxis hat sie kein Hehl, daß sie die Sache just umgekehrt, wie der Staat, ansieht, denn wenn diesem der Glaube gleichgiltig ist, oder es sein könnte und sollte, höchster Zweck aber die Moral; so betrachtet die Kirche als höchsten Zweck und Selbstzweck den Glauben, dagegen die Moral nur als das Sekundäre und Subordinirte, ungefähr als sei der Glaube das eigentliche Stammkapitel und die Moral nur die Rente, von welcher es

einen großen Herrn nicht sehr zu kümmern braucht, ob sie sechs oder ein Procent trägt, ja den recht großen und großartigen nicht einmal, ob sie auch nur die Regie deckt. Das Letztere ist nicht zu stark gesagt, denn da die Sittlichkeit auf den Glauben zurückwirkt, — viel gewisser als umgekehrt, — also eine lautere Sittlichkeit auch den Glauben läutert, so kommt jede Kirche, welche zwischen Glaube und Sittlichkeit gleich von vorn herein Parthei für den ersteren nimmt, auf jener untersten Stufe des Abgrunds an, wo sie die Sittlichkeit nicht nur nicht fördert, sondern Ideen von positiver Unsittlichlichkeit verbreitet, hoffend daß bei der sittlichen Rohheit auch der Glaube die Rohheit conservire, die sie sie mit seiner Echtheit verwechselt. In diesem untersten Abgrund schreibt dann ein Scheusal wie Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas (in seinem essai sur le catholicism, le liberalism et le socialism) den Satz nieder: Gott habe das Opfer des Kain, der ihm Feldfrüchte darbrachte, verworfen, aber das Opfer des Abel sei ihm wohlgefällig gewesen, weil es blutig gewesen! In diesem untersten Abgrund schreibt dann ein Kanibale in seinem ultramontanen Wiener Blatte als die Tochter des Erzherzogs Albrecht an qualvollen Brandwunden starb, die Gotteslästerung: Gott habe sie darum so schmerzlich umkommen lassen, weil sie Braut eines Liberalen (des Kronprinzen Humbert) gewesen! Und daß sich nur ja nur die Ausrede verkriechе, für Excesse solcher Einzelner sei das Ganze nicht verantwortlich! Dann desavouirt diese Einzelnen! Aber ihr liebt, ihr hätschelt sie, sie sind eure Partheiorgane, sie sind euer anerkanntes Sprachrohr! Also drückt ihr unsittlicher und scheußlicher Gedanke den unsittlichen und scheußlichen Gedanken euer Aller genau und authentisch aus!

Und so schließt sich der Ring — an dem verhängnißvollsten Punkte wo unsre Betrachtung ankommen konnte. Wir hätten den geläuterten Gottesbegriff des seichten Auf-

klärers protestirt zu Gunsten eines Kirchengottes, dem wir jede Rohheit nachsehen wollten, wenn wir nur den guten Willen sähen, mit dem rohen Werkzeug eine edlere Sittlichkeit auszuarbeiten. Statt dessen sehen wir den bösen Willen, lieber die Sittlichkeit selbst in der primitivsten Naturrohheit festzunageln, nur damit ihr ein Gott mundgerecht bleibe, ein Kanibalengott, welcher Blut leckt und unschuldige Mädchen verbrennt, mit dem sich aber herrschen läßt, wie sich eben der Kanibale durch Furcht und Schrecken beherrschen läßt.

Duldet der Staat eine solche Kirche und duldet das Volk einen solchen Staat, dann behält jenes schauerliche Orakelwort Recht, das düsterste Wort, das je eine Menschensprache gesprochen:

„An ihren Göttern starben alle Völker,
Und sterben noch daran."

Ultramontane Fliegenschwämme.

2. Mai 1870.

Mit Schauern der Andacht bist Du wohl manchmal in einem Walde dahingewandelt und hast zu den hochstämmigen und wuchskräftigen Bäumen das Auge nach dem schönen Lichte aufgeschlagen, das durch die majestätischen Laubkronen einfiel; aber inzwischen glitschte Dein Fuß auf einem feuchtschleimigen Pilz oder Schwamm aus und erinnerte Dich, daß der baumprächtige Wald, dessen Wipfel im Winde rauschen und im Morgenroth glühen, unten am Boden noch eine zweite Vegetation beherbergt, das Ungeziefer des modrigen und giftigen Schwammgeschlechtes. Aehnlich mag es Einem zu Muthe sein, der sich im Literaturwalde unserer Zeit an Humboldt's Kosmos, an Buckles' Geschichte der Civilisation, an hundert- und tausendnamigen Eichen, Ahornen und Edeltannen von Büchern erbaut hat, wenn er

plötzlich auf dem feuchten Waldboden dieser Zeit ein ganzes Gewimmel von giftigen Pilzen und Fliegenschwämmen entdeckt, die Literatur der Traktätlein, der Oelblätter, der Himmelsschlüssel, der christlichen Wurzgärtlein und wie das Unkraut der wühlenden Verdummungspresse sonst heißen mag. Das ist denn freilich ein anderer Wald im Walde! Droben im Aether der geistschwere Wipfel eines Buches wie „Die Welt als Wille und Vorstellung," drunten im Waldmoder ein kleines knirpsknolliges Giftschwämmchen, ein Alräunchen und Galgenmännlein, genannt: „Die Apostasie der großen und kleinen Schulmeisterei, oder die Jugend im Affentheater."

Das Affentheater aber ist die konfessionslose Schule. In welcher Schule hat das Galgenmännlein den Titel-Effekt studirt? Etwa gar in der unsrigen? Aber da müßte sich wieder einmal der Meister den plumpen Nachahmer verbitten. Die Jugend im Affentheater! So unartig spricht man nicht, wenn man im Vorworte sich rühmt, man habe geschrieben mit dem festen Vorsatze, „Niemanden persönlich zu verletzen oder zu beleidigen." Das Affentheater verletzt und beleidigt alle Personen, welche die konfessionslose Schule für die einzige Möglichkeit der Geister-Entsumpfung halten.

Die Apostasie der großen und kleinen Schulmeisterei oder die Jugend im Affentheater, — ist übrigens ein klerikales Wühl-Fabrikat ohne Talent und ohne Spur von Beruf. Zuweilen thut der „alte Schulmann," wie sich der Autor nennt, als ob er maßvoll und anständig sprechen möchte, da es ihm aber durchaus an Bildung und Wissen fehlt, so bleibt es bloß schaal, leer und matt; noch öfter möchte er freilich, nach gutem ultramontanem Brauch, ein klein wenig schimpf-witzig, oder wenigstens grob sein, aber dazu fehlt es ihm wieder an Schneide. Ach und es ist ein trauriger Anblick, ein Bulldog, welcher beißen möchte mit Zahnlücken oder mit plombirten Zähnen! Kurz, das Duodezbüchelchen von wenigen Bogen bleibt in seinem Ge-

halt hinter seinem Volum noch unendlich zurück. Es ist ein völlig belangloses und unbedeutendes Machwerk. Der Leser entäußere sich nur schleunigst der Meinung, daß es die Ehre unserer Besprechung in irgend einem Sinne verdiene. Wir griffen es bloß heraus, weil uns das Beste wie das Schlechteste seines Genres den gleichen Anlaß bietet, das Einzige, was zu erwidern der Mühe werth ist, solchen Seifenblasen entgegenzuwerfen.

Der Mittelpunkt und die Operationsbasis des ganzen Büchleins ist nämlich der bekannte und gedankenlose Gebanplatz, womit, indem von der Schule die Rede ist, Unterricht und Erziehung miteinander verwechselt werden. Da haben wir denn in diesem, wie in allen übrigen Fällen, einfach zu sagen, daß wir diese Verwechslung nicht dulden. Die Schule unterrichtet zwar, aber sie erzieht nicht. Wer erzieht, das ist die Familie im Hause und der Nationalgeist im Vaterlande.

Die Schule lehrt. Die Schule theilt Kenntnisse mit, d. h. das, was man wissen kann. Nun weiß man von Meridianen und Parallelkreisen, von Kegelschnitt und Logarithmen, aber was weiß man von Gott, von Gottes Sohn und von Gottes Mutter? Das weiß man nicht, sondern man glaubt es. Man! Wer ist dieser „man?" Der Staat? Der Staat als solcher glaubt nicht, so wenig wie eine Bank- oder Actiengesellschaft als solche glaubt. Er ist ein größerer Verein, wie diese kleinere Vereine sind. Welchen Glauben also wollte der Staat lehren? Seinen Glauben? Er hat keinen. Den Glauben der Eltern? Ah, da sind wir zur Stelle. Von den Eltern auf die Kinder pflanzt sich der Glaube schon natürlicher Weise fort. Es hieße die Schule, eine Kunstanstalt, mißbrauchen, wenn man sie zu Naturfunktionen gebrauchte. Sie würde lächerlich. Oder wäre es nicht artig, wenn ein Professor seinen Zuhörern sagte: Meine Herren, den Beweis dieses mathematischen Lehrsatzes habe ich zwar vergessen, aber ich bitte

Sie, glauben Sie mir den Lehrsatz? So komisch ist die Verbindung Glaube und Schule! Der ganze Begriff der Schule liegt im Begriffe des Wissens. Wo das Wissen aufhört, dort hört die Schule auf. Die Schule ist nämlich nichts als ein Markt, wo man Wissen einkauft. Ein Markt wie jeder andere Markt. Was für ein Kuriosum, unter die Waaren des Marktes — Dogmen zu mischen! Man male sich das aus. Ich trete in einen Bäckerladen und heische ein Fünfgroschen-Brod. Der Bäcker reicht es mir mit den Worten: Hier, mein Herr, haben Sie ein Fünfgroschen-Brod und seien Sie versichert, daß Gott die Welt erschaffen hat und alle Menschen von einem Paare abstammen. Ich kaufe einen Sonntagsbraten, aber der Aufhackknecht haut ihn vom Stücke mit der feierlichen Erklärung, daß die Ehe ein Sakrament und kein bürgerlicher Vertrag ist. Ich lasse mir ein paar Stiefletten anmessen und der begeisterte Schuster fragt mich sowohl ob ich Hühneraugen habe, als auch ob ich an die unbefleckte Empfängniß glaube. Ein närrischer Markt das! Aber nicht vernünftiger wäre die Schule, wohin ich meinen Jungen schickte, um sich die Kenntniß der chemischen Wahlverwandtschaften einzukaufen und die ihn mir zurückschickte — mit der Kenntniß von gebärenden Jungfrauen und von auferstandenen Todten.

Wir haben uns bei dem kleinen abgeschmackten Büchlein schon zu lange aufgehalten. Wir müßten es lügen, wenn wir ihm seinen ultramontanen Parteistandpunkt im mindesten übel nähmen. Treibe Jeder seine Geschäfte! Wir haben es ganz gerne, wenn die Kirche ihre Gewaltmittel anwendet, uns zu unterwerfen, wie Karl der Große die Sachsen unterworfen, bekehrt und — geköpft hat; aber schmerzlicher ist doch noch das theoretische Faseln der Kirchenleute. Wahrhaftig! übler als ein qualmender Scheiterhaufen macht uns der mit der angenommenen Miene der Salbung und der wirklichen Miene der Dummheit vorgetragene Wortschwall: daß die Lehre von einem Glauben

in eine Schule gehöre. Als ob man einen Glauben überhaupt lehren könnte! Ein Wissen kann man lehren, aber einen Glauben nicht. Ist doch der Glaube kein Wissen, sondern eine Empfindung. Und will man Unterricht im Empfinden geben? Warum nicht lieber gleich Unterricht im Blumenduft oder im Herzklopfen?

Und das sind Männer, welche ihren Glauben zu ehren meinen und keine Ahnung davon haben, daß der Glaube viel zu spirituell, zu seelisch, zu — schamhaft ist, um Gegenstand eines Schulunterrichtes zu sein.

Freiheit die ich meine.

März 1870.

Die freie Kirche im freien Staate, nannte Baron Eötvös sein Programm, als er die schöne Gesetzesvorlage ausarbeitete, wodurch er der Kirche Staatsgüter zum Geschenk machte, welche sie zur Ehre der Freiheit, von nun an als freies und unbeschränktes Eigenthum zu besitzen das Recht haben sollte. Zu dieser freien Kirche dachte er sich den freien Staat in der Form einiger Gemeindemitglieder, welche bei der Verwaltung dieses neuen freien Kirchenreichthums einige Stimmen haben sollten und einen Beirath ausüben dürften. Wahrlich ein Gedanke, welcher den Freund der wahren Freiheit entzücken muß! Auf der einen Seite die reiche, stolze, hochadlige, durch hundertjährige Herrschaft befestigte Prälatur; auf der andern Seite ein paar schlichte und einfache Beiräthe, welche vielleicht dem vom chinesischen Kaiser so hochverehrten Bauernstande angehören, und zum Triumphe des freisinnigen Jahrhunderts stehen die Wagschalen der Freiheit auf beiden Seiten vollkommen gleich! Einige wenige Privatpersonen werden, wie Jeder glauben wird, welcher sich den Glauben an die Menschheit zu be-

wahren wußte, ganz so mächtig, einflußreich und unbestechlich sein, als es nur früher der Staat selbst gewesen, welcher deßhalb seinen Einfluß und sein Oberhoheitsrecht auf einen unermeßlichen Theil des Nationalvermögens getrost aufgeben, das heißt, von diesen lästigen Dingen sich „frei" machen kann.

Dieser echt liberale und wahrhaft konstitutionelle Gedanke war mir ganz aus der Seele gesprochen. Leider hatte ich auf meiner Geschäftsreise in wilden, ungarischen Gegenden nur flüchtig und verworren davon reden gehört, und ich brannte nun vor Begierde, mein trautes Landgut zu erreichen, wo ich die inzwischen eingelaufenen Zeitungsnummern komplet vorfinden würde. Wie war ich glücklich, meinen Hausaltar mit dem heißersehnten, duftenden Zeitungs-Packet endlich erreicht zu haben! Wollüstig schob ich mich auf meinem Balzac zurecht, ließ die Virginia glimmen, und stürzte mich heißhungrig auf die schöne Gesetzesvorlage des Baron Eötvös.

Aber traue nur Niemand dem alten Cicero, welcher die gelehrte Muße des Landlebens gar so poetisch und gentlemanlike ausmalt! Das Landleben ist ein häßliches und erzprosaisches Ding. Und hat man noch dazu einen Schaffner, wie den meinigen, einen nüchternen, jeder freisinnigen Idee verschlossenen Kopf, dann — adieu Poesie von Tuskulum! Mein Schaffner versteht zwar die Landwirthschaft aus dem Grund, aber auch nur diese. Er versteht nichts von den liberalen Principien und von dem Geiste der Neuzeit. Er ist ein Zopf, der mich auf Schritt und Tritt mißversteht.

Zum Beispiel. Ich liege auf meinem Balzac, rauche meine Virginia und studiere die schöne Gesetzesvorlage von Baron Eötvös. Da höre ich draußen im Hofe Pflöcke einschlagen, sehe Bretter herbeischleppen, den alten malerischen Zaun niederreißen und meinen Schaffner im vollen Eifer, der diese Arbeit kommandirt. Ich gehe hinaus — was

geschieht da? Heute Nacht, antwortet der Schaffner, hat der Fuchs ein Huhn geholt und leicht könnte sich der Schelm noch mehr von diesem Braten vergönnen, denn der Zaun ist schon allzu mürbe und löcherig. Ich lasse einen neuen machen.

Man denke! Ich machte dem Menschen begreiflich, daß seine Maßregel eine höchst illiberale sei. Ich sagte ihm: In einem liberalen konstitutionellen Wirthschaftsbetrieb kenne ich nur ein gleiches Recht für Alle. Mein Programm heißt:

Der freie Fuchs im freien Hühnerhof.

Aber es kommt noch ärger. Ich liege auf meinem Balzac, denke Ruhe zu haben und lese die schöne Gesetzesvorlage von Baron Eötvös. Auf einmal höre ich ein sonderbares Plätschern und Sprudeln, wie von fließenden Wassern, aber Regen konnte es nicht sein, denn der Himmel war trocken. Ich mache mich auf und suche den Wasserguß. Der Ton führt mich zu meinem Karpfenteich. Ich finde meinen Schaffner, welcher den Teich durch das Schleußengitter ablaufen läßt.

Ja, guter Mann, was macht Ihr denn da? — Ei gnädiger Herr, böse Buben! Der Peter, der vor drei Wochen mit Rache gedroht hat . . . ich hütete Ställe und Scheuern mit Luchsaugen, denn ich fürchtete den rothen Hahn. Aber es kam von einer andern Seite. Der Hallunk hat uns einen Hecht in den Karpfenteich praktizirt und der Raubfisch frißt uns die ganze Brut auf. Ich muß den Teich ablassen, damit ich den armen Sünder erwische.

Hat man in einem guten, konstitutionellen Wirthschaftsbetrieb je ein solches System der Unterdrückung und Verfolgung gesehen? Ich gab dem Manne gute Worte und verwies ihm seine illiberale Maßregel mit humanen Vorstellungen. Ich sagte ihm: In einem liberalen konstitutionellen Wirthschaftsbetriebe kenne ich nur ein gleiches Recht für Alle. Mein Programm heißt:

Der freie Hecht im freien Karpfenteich.

Aber nicht umsonst habe ich den Mann beschuldigt, daß er mich auf Schritt und Tritt mißversteht. Ich versprach Beispiele davon — und hier ein drittes.

Kaum fünf Minuten lag ich auf meinem Balzac, hatte eine Virginia angebrannt und studierte die schöne Gesetzesvorlage von Baron Eötvös. Ist es mir doch, als schüttelte man im Garten die Bäume und als hörte ich ein Klopfen an die Stämme. Was bedeutet das? Wieder unterbreche ich mich und sehe nach. Da finde ich meinen Schaffner unter den Apfelbäumen, den Mann mit den Polizeiaugen, welcher jede freie Regung unerbittlich beschnüffelt und ausspionirt. Er klopft und schüttelt an den Bäumen die Raupen herab, die er mit den Füßen auf dem Boden zertritt. Eine Verfolgungsscene, wahrhaft unwürdig unseres Jahrhunderts.

Um Gotteswillen, rufe ich, was haben Euch die armen unschuldigen Thierchen zu Leide gethan? Laßt sie doch. Die Raupe verpuppt sich zum Schmetterling und der Schmetterling ist ein schönes Sinnbild der Unsterblichkeit, der Auferstehung und eines zweiten besseren Lebens. Man sollte den Thierchen fast einen religiösen und heiligen Charakter beilegen.

Hol' der Teufel das Sinnbild der Unsterblichkeit in einem Baumgarten, der sich rentiren soll! Das Luderzeug frißt uns die Blüthen und wir haben auf Erden kein Obst! Das war die Antwort des Schaffners.

Guter Frennd, sagte ich, Ihr müßt die Sache nicht so materiell auffassen. Die Raupen vom Genusse der Blüthen auszuschließen, an welchen sie überdieß seit langen, historischen Zeiten gewöhnt sind, wäre eine sehr illiberale Maßregel. In einem liberalen konstitutionellen Wirthschaftsbetrieb kenne ich nur ein gleiches Recht für Alle. Mein Programm heißt:

Die freie Raupe auf dem freien Apfelbaum.

Das heißt doch seine Standpunkte klar darlegen, — es giebt sogar nicht viele Standpunkte, welche so klar sind, — aber — ich werde meinen Schaffner fortschicken müssen. Ich bin ein Liberaler und er ist ein Zopf. Er versteht seine Zeit nicht. Das trennt uns. Diese Kluft ist noch weniger auszufüllen, als zwischen einem päpstlichen Franc und einem ehrlichen Franc, welche doch mit neun Centimes auszufüllen ist.

Nicht lange saß ich auf meinem Balzac und studierte die schöne Gesetzesvorlage des Baron Eötvös. Plötzlich, in Todesangst springt meine Lieblingskatze gegen die Fenster und risch, rasch, aufs Dach hinauf, während ihr ein wuchtig geschwungener Prügel nachfliegt. Das Hundsviech habe ich schon wieder in der Speckkammer erwischt! höre ich den wüthenden Schaffner.

Nun ist aber erstens eine Katze kein Hund, ein Standpunkt, den ich nicht annehmen kann, selbst wenn ich eine Taube als einen Geist annehme. Zweitens aber heißt mein Programm:

Die freie Katz' in der freien Speckkammer,

mein Schaffner dagegen brummt etwas von einem „Narrenhaus, in dem er's nicht länger mehr aushält." Auch das ist ein Standpunkt, wohin ihm ein liberaler Mann nicht zu folgen vermag. So ungern ich's nun zum Bruche treibe, — ich bin ein abgesagter Feind von allen Brüchen und lebe so lang als möglich und unmöglich mit allen Widersprüchen in vollkommenster Einheit, — aber — der Widerspruch des Schaffners übersteigt Alles, was wir von modernen und geschmackvollen Mustern in diesem Artikel gewohnt sind. Ich bin ein liberaler Mann, ein konstitutioneller Bürger, ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts; mein Programm lautet natürlich und kann gar nicht anders lauten, als: das Recht der Freiheit für Alles was da lebt und athmet! Mein Schaffner dagegen sagt: Das Recht

der Freiheit nur für das Nützliche, das Schädliche soll der Teufel holen!

Dieser engherzige Utilitäts-Standtpunkt macht alle übrigen Standpunkte unmöglich. Ich muß den Mann entlassen, so leid es mir thut, denn im Uebrigen versteht er die Landwirthschaft aus dem Grund.

Kirchenrechtliches Unrecht.

Das Kirchenrecht ist nicht mein Gebiet, aber ich erlaube mir, dieses Gebiet zu betreten. Warum denn auch nicht? Redet doch die Kirche selbst in so Vieles, ja in Alles darein und rühmt sich noch ausdrücklich ihrer Unwissenheit. Als die zwei Offenbarungen — Christenthum und Islam — in die antike Welt hineinstürmten und sie über den Haufen warfen, sprachen sie mit äußerster Verachtung von ihrer Kunst, Wissenschaft, Literatur, Philosophie und vermaßen sich, eine neue Welt zu gründen ohne dieses ganze alte Gerümpel. Gott lieben ist besser als alles Wissen, sagte das Christenthum; und der Islam sagte zur Alexandrinischen Bibliothek: Steht darin, was im Koran steht, so ist sie überflüssig, und steht was Anderes darin, so ist sie schädlich.

Das sind kirchliche Standpunkte, die man ad notam nehmen kann. Kehren wir den Spieß der Priester gegen sie selbst! Ich verstehe euer Kirchenrecht nicht, aber ihr habt Unrecht.

Wenn sich Staat und Kirche mit einander um's Recht streiten, so kann man es getrost wie Sully machen und den Streit entscheiden, auch ohne den Streitfall zu kennen. „Gut, daß Sie kommen, Sully," sagte Heinrich IV. zu seinem eintretenden Lieblingsrath; „Sie sollen sogleich ent-

scheiden, wer von uns Beiden Recht hat, ich oder der Herzog von" . . .

„Sie haben Unrecht, Sire", antwortete Sully lakonisch.

„Parbleu, Sie wissen ja noch gar nicht, wovon die Rede ist!"

Aber Sully zeigte auf den Kreis der Höflinge, welche stumm und verlegen da standen und antwortete mit einem satirischen Lächeln: „Ich brauchte nur diese Herren zu sehen, um zu wissen, Sire, daß Sie Unrecht haben. Diese Herren hätten sich wahrscheinlich beeilt, Ihnen Recht zu geben, wenn Sie es hätten und nicht erst auf mich gewartet. Ich weiß nicht, um was Sie streiten, Sire, aber Sie haben Unrecht."

Le bon roi war frappirt, aber faßte sich bald und sagte lachend, indem er seinen Lieblingsrath mit Bonhommie auf die Achsel klopfte: „Meiner Treu, Sully, Sie haben Recht. Ich sehe die Sache plötzlich in einem neuen Lichte und glaube selbst, daß ich Unrecht hatte."

Sully's Symptom ist das unsrige, ja noch ein besseres.

Ueberlegen wir nämlich, was das überhaupt heißen will: Staat und Kirche streiten sich miteinander.

Der Staat hat die Nachrede, daß er von der Freiheit des Einzelnen und den natürlichen Rechten der Privatperson mehr als just nöthig an sich gerissen. Auch im konstitutionellen Staate will diese Nachrede eigentlich nicht recht zur Ruhe kommen. Der Staat ist als Beamtenstaat, als Polizeistaat, als Militärstaat trotz aller konstitutionellen Schranken noch immer unbeschränkter als den meisten Staatsangehörigen lieb und angenehm. Liest man z. B. „über die Grenzen der Staatsgewalt" einen Philosophen wie W. v. Humboldt, welcher doch selbst Staatsmann und Minister gewesen, so scheint unser wirklicher Staat diese Grenzen in einer ganz niedlichen Ueberschwemmung übertreten zu haben. Es wird kaum für möglich

gehalten, in irgend einen Winkel den letzten Rest der persönlichen Freiheit und des natürlichen Rechtes zu retten, wo es der heutige Staat mit seiner dreizinkigen Gabel als Beamtenstaat, Polizeistaat und Militärstaat nicht erreichen und aufspießen könnte. Der sicherste dieser Winkel scheint noch das Gewissen und die Verwaltung der Gewissenssachen, die Kirche. Der Staat nehme mir Alles, was ich habe, aber er lasse mir, was ich glaube. Mein Essen und Trinken, mein Kaufen und Tauschen, mein Leben und Sterben gehöre dem Staate. Aber wenn ich gestorben bin und jenseits des Grabes, will ich wenigstens mir gehören. Meine übersinnlichen Vorstellungen, Wünsche und Bedürfnisse sind mein! Mein Glaube ist mein! Und der Verwalter meines Glaubens, die Kirche, soll mir der letzte Bürge einer Freiheit sein, die mir der Staat nicht antasten soll. Die Kirche ist meine Burg. Dorthin will ich retten so viel ich nur kann; dort hört das Recht des Staates auf, dort fängt meine Freiheit an.

Man sollte denken, nichts wäre richtiger. Man sollte denken, es müßte demnach allen Staatsangehörigen Trost und Genugthuung sein, im Staat eine Kirche zu haben, d. h. in einer Zwangsanstalt etwas Unbezwingliches. Man sollte denken, stark und allgemein müßte der Eifer sein, die Kirchenrechte gegen die Staatsrechte zu betonen. Man sollte denken, stark und allgemein müßte die Tendenz sein, von der doppelsinnigen und vieldeutigen Menschennatur so viel als nur möglich, ja lieber mehr als weniger, auf's Gewissen, auf's Geisterreich, auf's Unsichtbare hinauszuspielen und vom Staat in die Kirche hinüberzuspielen — ungefähr wie der siebenbürgische Sachsenbauer es liebt, in die heiligen Räume seiner Kirche auch das Unheilige und Irdische einzulagern, sein Korn oder seine Wolle, und die Kirche zum Magazin und zur Depositen-Bank auch seiner weltlichen Güter zu machen. Das sollte man denken.

Aber just das Entgegengesetzte geschieht. Wenn Staat

und Kirche sich streiten, so sieht man die Volksgemeinde schon längst — nicht nur stumm und schweigend, wie König Heinrich's Höflinge, sondern mit lautem, ermunternden Beifall auf der Seite des Staates stehen! Da braucht denn kein Sully mehr zu wissen, um was man streitet und Recht und Unrecht erst zu untersuchen. Die Kirche muß Unrecht haben! Die Kirche muß diese Umkehrung des natürlichen Sachverhalts verschuldet haben! Dieser Umkehrung muß nothwendig eine andere entsprechen, mit der sie wie in einer richtig angesetzten Gleichung in Proportion steht. Der Staat, welcher Recht und Freiheit des Einzelnen zu überwuchern scheint, wird dann Recht und Freiheit des Einzelnen noch immer besser vertreten, und die Kirche, welche eine Zuflucht gegen den Staat zu sein scheint, wird ihre Burg schon längst in eine Zwingburg und in eine noch ärgere Freiheits- und Rechts-Amputation verwandelt haben, wenn man zwischen beiden so wählt, wie es die Volksgemeinde thatsächlich thut. Dieser Schluß ist so untrüglich wie z. B. der Schluß, daß in der Erde, wo ich Fische fand, einst Wasser gewesen sein muß.

Sie haben Unrecht, Sire! Die Kirche muß nothwendig Unrecht haben, welche Klagen anstimmt über Eingriffe in ihre Freiheit. Die ganze Welt würde ja diese Freiheit vertheidigen! Wenn die Welt diese Eingriffe zuläßt, ja sie ermuntert und wünscht, so zeugt das gegen die Kirche. Die Fische in Erdboden überzeugen mich nicht so fest, daß das einst Seeboden war, als ich dann überzeugt bin, daß die Kirche im eminentesten Grade schlecht und verkehrt gewirthschaftet hat. Ich brauche den einzelnen Streitfall und die vorliegende Thatsache gar nicht zu kennen; dieser Schluß genügt. Der Eingriff des Staates in die Kirche zeugt prima facie gegen die Kirche. Wer ist denn der Staat anders als eben die Kirchengemeinde? Nur auf einem anderen Gebiete und mit einer anderen Seite der Menschennatur.

Wenn aber eine Gemeinde gegen ihre eigene Institution operirt, so muß diese Institution schädlich, fehlerhaft, hinderlich, zweckwidrig und verkehrt geworden sein; die Barmherzigkeit selbst könnte nicht anders schließen. Klage der Kirche gegen den Staat — Sie haben Unrecht, Sire. Hätten Sie Recht, so brauchten Sie gar nicht zu klagen. Alle Welt würde Sie decken und schützen.

„Freie Kirche im freien Staate!" Schön. Aber die Kirche ist ein Verein von Gläubigen — also ein Verein. Damit unterliegt sie dem Vereinsrecht und dieses Recht, wenn ihr wollt, mögt ihr eine Freiheit nennen. Daß euch aber dabei kein Betrug unterläuft! Sagt man denn: Freier Singverein im freien Staate? Freier Turnverein im freien Staate? Freier Bankverein im freien Staate? Warum sagt man das nicht? Weil es sich von selbst versteht, daß eine moralische Person frei ist: innerhalb ihrer Rechtssphäre. Warum geizt nun die Kirche so eifrig nach dem Beiworte „frei", was kein anderer Verein thut? Vielleicht weil sie, zum Unterschied von anderen Vereinen, just frei sein will außerhalb der giltigen Rechtssphäre? Gut! das gibt dann eine „freie Kirche", aber keinen freien Staat mehr. Der „freie Staat" ist dann heuchlerisch hinzugesetzt, um die Nichtdenker zu betäuben. Entweder du nimmst das kleinere Stück und ich das größere, oder ich nehme das größere und du das kleinere.

„Freie Kirche im freien Staate." Die Volksgemeinde hat mit der Verwaltung ihrer übersinnlichen Bedürfnisse die Kirche beauftragt und der Beauftragte will also frei sein vom Auftraggeber? Unter diesen Umständen wäre jeder Gutsverwalter — Gutsherr! Ist doch die Volksgemeinde der Staat. Und welches Mittel hätte die Volksgemeinde, ihren Verwalter zu regieren, als eben ihre Gesammtmacht, vulgo Staatsmacht? Und die sollte sie nicht anwenden dürfen, weil die Kirche so gut frei ist, wie der Staat?

Aber die Kirchengemeinde bin ich selbst, das Volk, und die Staatsgemeinde bin ich auch selbst, das Volk.

Freie Kirche im freien Staate, das heißt: ich soll also frei sein von mir selbst? Ich soll mir selbst nichts mehr drein zu reden haben? Solche Wesen giebt es wirklich — aber hinter den Gittern der Narrenhäuser! Nur der Narr hat sich selbst nichts mehr drein zu reden; seine Schritte leitet der Irrenarzt. Bin ich aber im normalen Besitze meines Selbstbewußtseins, so leite ich alle meine Schritte. Dann nenne mir keinen Schritt — z. B. den kirchlichen — welchen ich nicht zu leiten hätte. Selbstbewußtsein heißt Selbstbestimmung. So wenig ich aus meinem Selbstbewußtsein etwas ausscheiden und sagen kann: das soll Nichtbewußtsein sein, so wenig kann ich aus meiner Selbstbestimmung etwas ausscheiden und sagen: das will ich nicht bestimmen.

Unaussprechlich falsch ist daher schon die Frage gestellt, ob der Staat das Recht hat, die Kirche zu regieren. Er hat gar nicht die Möglichkeit, diese Regierung zu unterlassen! Hat denn ein Vernünftiger die Möglichkeit, gleichzeitig ein Rasender zu sein?

„Freie Kirche im freien Staat" hatte einen Sinn, als der Staat noch der Fürst war — L'etat c'est moi. Damals aber hatte der freie Staat keinen Sinn. Seit der Staat im Volke liegt und konstitutionell regiert wird, nämlich durch das Gesetzgebungsrecht der Volksvertreter, bekommt der „freie Staat" einen Sinn; jetzt aber verliert die „freie Kirche" ihren Sinn. Dem fürstlichen Absolutismus gegenüber mochte man die Kirchenfreiheit betonen, nämlich die Volksfreiheit auf dem Terrain, wo ihr am schwersten beizukommen. Ist aber das Volk selbst Gesetzgeber, dann kehrt sich die Sache um und Kirchenfreiheit würde dann sagen: das Volk soll nicht Gesetze geben und Oberaufsicht üben in hochwichtigen Volksangelegenheiten, nämlich in kirchlichen! Dann wäre Alles, was Kirchen-

freiheit ist, Abzug von der Volksfreiheit! Kurz, wie früher der Fürst, so wäre es jetzt die Kirche, welche sagen würde: L'etat c'est moi. Der Absolutismus hätte nur seine Rolle gewechselt, aber die Rolle wäre nicht untergegangen.

Damals, zur Zeit des fürstlichen Absolutismus und seiner Tyrannei, mochte die Kirche dem Volke zuwinken: wir Beide wollen frei sein vom Tyrannen! Heute aber wird der grobe und plumpe Betrug sofort offenbar, wenn wir die Gleichung: Staat = Volk ansetzen und an dieser Gleichung jetzt die Phrase prüfen: freie Kirche im freien Volke. Wie also, wird die Kirche jetzt auch noch dem Volke zuwinken: wir Beide wollen frei sein — vom Volke?! Der Blödeste lacht, dem Dümmsten gehen die Augen auf!

Schon längst lächelt der Jesuit mit arger List, aber jetzt endlich spricht er so: Gut, mein philosophischer Herr Feuilletonist, ich glaube Sie zu verstehen. Sie lassen die Zweiheit Staat und Kirche in eine Einheit aufgehen, die Sie Volksgemeinde nennen und nun demonstriren Sie, daß Geistlich und Weltlich nicht Jedes für sich frei sein kann, sondern daß sie Beide zusammen, wie Leib und Seele, eine einzige freie Persönlichkeit ausmachen. Angenommen, mein Herr Feuilletonist. Der Staat regiere die Kirche mit, aber dann regiere die Kirche auch den Staat mit! Oder wie? regiert denn die Seele nur den Leib und nicht auch der Leib die Seele? Macht der Hunger nicht moralische Motive? Machen gewisse Blutkongestionen nicht jene Unsumme von moralischen Motiven und Impulsen, welche wir Liebe nennen? Sagt nicht schon euer großer Heidenprophet Schiller: unsere Philosophie schlägt um, wie unsere Pulse anders schlagen?

Bravo, Herr Pater, so sind Sie in ihrer Rolle! Sie haben sich da still und unbemerkt ein Bild erschlichen, wie „Leib und Seele" und flugs wirthschaften Sie mit dem Bilde wie wir mit Begriffen. So kennt man die

Kirche. Auf Bildern und Wortspielen — wie Fels St. Petri, Schlüssel St. Petri — beruht ja ihr ganzes Geschäft. Aber so haben wir nicht gewettet. Ich will nicht einmal sagen: der Staat regiert zwar eine Eisenbahngesellschaft mit, aber die Eisenbahngesellschaft regiert nicht den Staat mit; diese „Eisenbahngesellschaft" wäre ja wieder ein Bild, wie „Leib und Seele" ein Bild war. Nein! Ich habe gesagt, die Kirchengemeinde ist ein Verein, aber der Staat ist der Verein aller Vereine; sie ist der Theil und der Staat ist das Ganze. Das habe ich gesagt. Und ich meine das nicht einmal in dem rohen und materiellen Sinne, daß z. B. der Staat mehrere Konfessionen umfassen kann, welche dann sichtlich und handgreiflich Vereine sind. Im Gegentheil. Auch dort, wo sich der Staat der Glaubenseinheit rühmt, wie in Tirol, Spanien, Schweden und Norwegen, wo Mann für Mann, jedes Mitglied der Staatsgesellschaft Mitglied der nämlichen Religionsgesellschaft ist, auch dort wäre die Kirchengemeinde doch nur der Theil, aber die Staatsgemeinde das Ganze. Nämlich warum? Die Glaubensgemeinde hat nur ein Interesse: was soll nach dem Tode sein? die Staatsgemeinde aber hat viele Interessen. Das ist's, die Singularität des Kircheninteresses und die Pluralität des Staatsinteresses, das ist's, was die Kirche zum Staat in ein Verhältniß setzt, wie den Theil zum Ganzen. Und das Ganze regiert zwar den Theil, aber der Theil nicht das Ganze. Und darum ist der Staat die höchste Majestät auf Erden und selbst die Kirche — deren Stoff ein so erhabener — steht nicht über ihm, nicht einmal neben ihm, sondern in ihm. Neben dem Staate steht nichts. Was neben mir steht, das steht ja außer mir; aber außer dem Staate kann nichts stehen. Der Staat ist in Wahrheit jene Horazische Souveränetät und Oberhoheit:

Unde nil majus generatur ipso
Nec viget quidquam simile aut secundum!

Auch ein Fastenprediger.

Das Volk hat schon längst mehr Höflinge als die Höfe.

„Volk, du bist groß! Volk, du bist tugendhaft!" declamirte der Volkshöfling Robespierre — derweil sein Henker dem Volke die Köpfe abschlug. Der Weihrauch war eben damals noch neu und stand im Preise ungemein hoch. Seitdem legen die Volkshöflinge auf die Köpfe des Volkes einen geringeren Werth, den weitaus größeren dagegen auf das Geld des Volkes. Dieser Wendepunkt in den Werthverhältnissen findet um die kritische Zeit — der Quartalwende ganz besonders seinen prägnanten Ausdruck.

Volk, du bist fortgeschritten! Volk, du bist aufgeklärt! Volk, du bist gebildet! Volk, du bist autonom! Volk — du sollst abonniren!

Die Vortheile dieser veränderten Praxis springen in die Augen. Auf der einen Seite gewinnt man Geld, und auf der andern verliert das Volk doch seine Köpfe nicht. Und wenn es den Kopf auch verliert, so macht es immer noch einen Unterschied, ob es den Kopf verliert unter Henkershand oder unter den Sammthänden der Schmeichler. In letzterem Falle nämlich behält der Verlierende wenigstens noch die äußeren Zeichen des Kopfes: Haut, Bein, Knorpel, ein Binocle und eine selbstzufriedene Miene dazu. Diese Kleinigkeiten machen ihm Freude und uns Anderen sind sie werthlos. Wem verlohnte es der Mühe, sie ihm zu rauben?

So ist es denn seit dem Volksdienste Robespierre's, welcher das Geld verachtete, aber begierig nach Köpfen war, ein entschiedener Fortschritt, sein System umzukehren, und dem Volke nichts abzuschmeicheln, als die wirklichen Werthe, nämlich das Geld, dagegen die eingebildeten, nämlich die Köpfe, ganz außer Rechnung zu lassen.

Freilich hat ein gescheiter Mann gesagt: die Höflinge Ludwig's XIV. haben seine Urenkel geköpft. Ist das wahr — und fast scheint es so — dann hätte auch das Volk, welches immer sein eigener Urenkel ist, von seinen Höflingen nichts Besseres zu erwarten und wären die heutigen Volkshöflinge um nichts harmloser als jener tugendhafte Maximilian, welcher zugleich Höfling und — Henker des Volkes gewesen.

Etwas Aehnliches müssen nun ihrerseits — zu ihrer Ehre sei es gesagt — die Höfe von jeher geahnt haben, denn sie erfanden sich zu den Höflingen die Hofnarren; zum Gifte das Gegengift. Der französische Hof setzte statt des Hofnarren die Maitresse, was vielleicht persönlich angenehmer, aber geistig nicht so erfrischend, moralisch nicht so gesund war und in allen Folgen davon ging es ihm denn auch wirklich ausgezeichnet schlecht. Umgekehrt haben die deutschen Fürsten und Höfe, so viel ihrer sind, niemals ein — Urenkel-Malheur erlebt, was sich ohne gelehrte und tiefe Untersuchungen ganz einfach aus Flögel erklären möchte, denn in seiner „Geschichte der Hofnarren" fällt es auf, daß bei weitem die größte Zahl der lustigen Räthe unserm glücklichen Deutschland zukommt. Die ausländischen Höfe haben von dieser Institution kaum genascht; aber so recht derb und fröhlich sich satt gegessen hat sich am witzigen, volksthümlichen, freimüthigen und wahrhaftigen Hofnarren eben nur Deutschland. Dieser ehrliche Kerl ist ein echt deutscher Hausegen. Der deutsche Hofnarr hat die deutschen Höfe gerettet.

Aber, wie gesagt, die Zeiten haben sich geändert und nun hat schon längst das Volk mehr Höflinge als die Höfe. Dringend, ja brennend wird unter diesen Umständen die Frage: Wo ist also die Remedur dieses süßen Giftes, wo sind die Hofnarren des Volkes?

Im Lustspiel!

Ach nein. Eh das Lustspiel einen geadelten Kauf-

mann lächerlich macht, hat es schon hundert wirklich Adelige verspottet. Das Lustspiel ist ein gar zahmer Narr, ein gar parteiischer Narr.

In den Witzblättern.

Auch nicht. Die Witzblätter verspotten weit mehr die herrschenden, als — die abonnirenden Stände. Wer es wüßte, was Alles nicht gedruckt wird „unserer Abonnenten wegen", der könnte es nicht blos behaupten, sondern beweisen, daß die Hofnarren viel freimüthiger gegen die Fürsten sein durften, als die Witzblätter gegen das Volk es sind.

Also auf der Kanzel!

Das ließe sich hören. „Die Capuzinerpredigt" hat nicht erst Schiller classisch gemacht; der Capuziner hatte seit je den Credit eines derben, drastischen, unerschrockenen, volksthümlichen Zucht- und Strafhumoristen, also eines Hofnarren des Volkes im besten Sinne, wenn das Wort auch profan klingt. Der Augustiner Abraham a Santa Clara ist heute noch unvergessen. Er konnte nicht fein und zierlich sein in einer Zeit, welche grob und geschmacklos war, in der Zeit der Veltheim'schen Truppe und Lohenstein's und Hoffmannwaldau's; aber er war ein Riese an Temperament und Erfindung, ein Californien an Possenhumor, ein unerschöpfliches Meer an Einfällen, Wendungen, Variationen, eigenen und fremden Gedanken, zusammengelesenem und Mutterwitz. Er war Alles, was den deutschen Hofnarren groß gemacht hat; zwei Generationen des Volkes hat er allein gründlicher gekitzelt, geschüttelt und gebeutelt, als alle Hofnarren aller Höfe zusammen.

Aber das *war* und ist nicht mehr. Wie ist die Weltweite, welche Abraham's Genie der Kanzel verliehen, seitdem zusammengeschrumpft! Wie ist sie arm und klein geworden! Vor der heutigen Kanzel steht nicht mehr *der Mensch*, der ganze und volle Mensch, sondern nur noch *der Parteimann*. Wenn sie nicht schimpfen kann auf

den Liberalen, auf den Journalisten und Juden, so ist sie fast stofflos. Sie sieht die menschliche Eitelkeit nur noch — auf der Ringstraße; sie sieht das menschliche Himmelstürmen, welches so alt ist wie Prometheus und die Titanen — nur noch in einem Feuilleton! Da haben sie vor dritthalb Jahren ein Feuilleton gelesen: „Kinder und Kindermärchen", und würzen mit den Ausfällen darauf noch heute ihre Fastenpredigten! Von demselben Autor hätten sie vor dritthalb Wochen ein anderes Feuilleton lesen können: „Herkules und Alpheus", wo ein gewisser Liberalismus mit einem faulen Sumpfwasser verglichen war, welches den Augiasstall nicht nur nicht reinigt, sondern auf den alten Mist noch neuen Schlamm absetzt. Nun sollte man denken, das wäre ein Brocken für ihren eigenen Schnabel. Man sollte meinen, es könnte ihnen nur willkommen sein, Alles was der Liberalismus Anzügliches über sich selbst sagt. Ja, wenn sie feinere Ohren hätten! Aber sie sind blind und taub in ihrer Parteileidenschaft. Sie sehen und hören nicht. Ganz in ihr Ich verkrochen, merken sie nur, wer der Kirche nicht dient, aber schon nicht mehr, wer auch den Götzen der Welt nicht dient. Arme Leute! Wie klein habt ihr zu rechnen angefangen, wenn in eure Rechenstube, wo einst die Welt umgesetzt wurde, nicht einmal mehr ein einzelner Mensch in ganzer Lebensgröße hineingeht! Wie soll die ganze Zeit, das ganze Volk hineingehen?

Nein, auch die Kanzel leistet dem Volke nicht, was der lustige Rath dem Fürsten geleistet hat. Sie sagt nicht dem ganzen Volke die Wahrheit, sondern höchstens einem Bruchtheil desselben, den sie speciell haßt — und dem sagt sie nicht selten die Unwahrheit.

Bemühen wir uns nicht länger. Wir werden den freimüthigen, wahrheitredenden, unbefangenen, auf seiner Höhe stehenden Hofnarren des Volkes nirgends finden, als dort, wo wir bei allem Schlechten alles Gute, bei allem

Deficit alle Deckung, bei allem Tode alles Leben und Blühen finden, nämlich eben im Volke selbst. Was das Volk fehlt, das bessert es auch. Für jede Schuld erweckt es sich selbst seinen Rächer. Dieser Rächer aber kann nie einer Partei angehören, kann nie ein Amt haben und verpflichtet sein, kann nie engagirt, abonnirt, patentirt, privilegirt; er kann nichts anders als frei sein und freiwillig handeln. Das ist sein erstes und vornehmstes Kennzeichen.

Sein zweites, aber kaum minder bedeutendes ist: daß er überhaupt nicht am Schlechten, am Todten, am Deficit doctert; das thut der Prediger, der Moralist, im äußersten Falle der Criminalist. Nein, der Hofnarr des Volkes wählt das scheinbar Gute, das scheinbar Lebendige und Blühende, das scheinbar Reiche und Volle zum Gegenstand seines Zucht- und Strafhumors. Aristophanes zeigte den Athenern ihren Verfall im höchsten Zenith ihrer Staatsblüthe. Bogumil Goltz geißelt „die Bildung und die Gebildeten", während Alles nach Bildung strebt und den Volksunterricht zu steigern ein allgemeines Bedürfniß ist. Auf welchem Humanitäts- und Fortschrittsprogramm unseres Jahrhunderts stünden nicht Wohlthätigkeits-Vereine, Gelehrten-Congresse, Bürgerwehren und Nationalgarden? Nun sehe man aber, wie z. B. Guerazzi, einer der genialsten Hofnarren des Volkes, über alle diese Herrlichkeiten denkt. Wir wollen eine Probe davon in der nächsten Nummer mittheilen und fürchten nichts Ueberflüssiges zu thun, denn leider sind auch die besten Italiener noch nicht so bekannt unter uns, wie die Franzosen viel tieferen Ranges. Gewiß zum Schaden der Mode-Lesewelt, denn es gibt einen Punkt, wo Italien doch das classische Mutterland bleibt und Frankreich nur seine Provinz. Hat Frankreich auch den Ruhm der moderneren Cultur durch seine Freiheit der Arbeit und des Eigenthums; stellen die Colonni, die Facchini und Lazzaroni auch unter leichter

christlicher Tünche oft genug noch das Bild eines alten verrotteten Sklavenstaates dar; die bevorzugteren Geister der Italiener erinnern dagegen nicht minder und nicht seltener an die republikanischen Patrizier, an den grandiosen Charakterausdruck der Antike. Die aufrichtige Wuth, der wildschöne Grimm, die naive Grausamkeit, womit sich der Italiener sittlich entrüsten kann, überbietet dann weit die ähnlichen Regungen des Franzosen, die an Koketterie und Theatereffekt zu kränkeln kaum aufhören, während in der Sprache Machiavell's noch immer vernehmlich die Quellen des alten Römerbodens rauschen, die Quellen, aus welchen Cato, Lucretius, Tacitus, Juvenal und Petronius geschöpft.

Wohlthätigkeits-Vereine, Gelehrten-Congresse und Bürgerwehren.

(Nach Guerazzi).

Die Alten, von einem wunderbaren Drange getrieben, Erbarmen zu üben, unterschieden das öffentliche Unglück gerade, wie die Botanik verschiedene Geschlechter von Blumen in Familien classificirt und gründeten zur Abhilfe einer jeden besondere Gebäude, für die uns heute selbst die Namen verloren gegangen sind. So nannten sie Xenodochien die Häuser, welche bestimmt waren zur Unterstützung der lebensmüden Pilger; Orphantrophien die, wo Waisen erzogen und unterichtet wurden; Nosokomien die für die Kranken; Ptochotropien die, in welchen die Armen Unterhalt fanden; Gerontokomien die, wo alte Leute Pflege fanden; Brephotrophien die Gebäude zur Aufnahme Neugeborner und Findlinge. Die aufrichtigsten Wohthätigkeits-Anstalten hatten

ihren Ursprung in dem Gemüthe des Volkes, denn das Unglück ist die Humanitäts-Lehrerin für Unglückliche. So soll der Schuster Sorore die Spitäler, die Lastträger von Florenz die Brüderschaft der Barmherzigkeit aufgebracht haben.

Ich kann mich aber nicht enthalten, zu bemerken, wie auch in den sogenannten barbarischen Zeiten des Mittelalters die Barone und die Burgherren im Lande sich gastfreundlich gegen die niedrigsten Pilger, ja selbst gegen die Juden erwiesen haben, gegen welche in jener Zeit doch ein so tiefes Vorurtheil herrschte.

Was bedeutet nun unser modernes Prunken, wenn man wenig und schlecht gethan hat, was die Väter reichlich und gut thaten? Was soll die Lust, große Zettel an die Straßenecken aufzukleben für eine so winzige Menschenliebe? Wozu der Trompetenschall, die Freudenfeuer, das Drucken von allen Namen und Titeln dieser Wohlthätigkeitsträdler? Ich erblicke darin die höchste Eitelkeit und die Lust, mit geckenhaftem Scheine zu ersetzen, was der baren Wirklichkeit abgeht.

Ich weiß einen Fall, wo eines jener traurigen Weiber, welche sich Präsidentinen von Kinderbewahr-Anstalten nennen, die schamlose Frechheit hatte, einer armen Mutter von vier Kindern, die sie um Hilfe bat, die allzugroße Fruchtbarkeit ihres Leibes vorzuwerfen. Solche Weiber entwickeln dann eine unglaubliche Geschäftigkeit mit Briefschreiben, Besuchen, Sitzungen-ansagen und mit Auffindung aller möglichen Beweggründe — das Haus zu verlassen und Zusammenkünfte zu halten, bei welchen die christliche Liebe nichts gewinnt, aber die gute Sitte viel einbüßt. Der Mann kommt nach Hause und findet seine Frau nicht. Er wartet lange, aber umsonst. Wo ist sie hin? In die Rettungsanstalt. Wo hielt sie sich auf? In der Rettungsanstalt. Wehe, wenn er sich einfallen läßt, Klage zu erheben! Die Weiberschaar thut ihn in Acht und Bann, erklärt ihn für einen Türken und Menschenfresser, setzt ihn auf den Index wie ein verbotenes

Buch, und wenn sie nicht einig werden, ihn zu verbrennen, so geschieht es nur darum, weil sie in all ihren Vereinen überhaupt niemals einig werden.

Ach, Freund! wenn Du siehst, wie viel Geld zum Henker geht für Briefe, Umschläge, Siegellack und Petschaft, so würdest Du lachen vor Wuth, nachdem Du gleichzeitig wüßtest, wie viel Pfund Fleisch diese schnöden Weiber das Herz haben in den Topf zu werfen, worin sie eine Suppe für neunzig arme Mädchen kochen wollen: wenn ein Schaf im Arno ertrinkt, so gibts eine bessere Fleischsuppe. Für vortrefflich und untadelhaft würde ich die Wirkungen der Kinder-Rettungsanstalten halten, wenn ich sie nur vollständig entwickelt und verwaltet sähe ohne jenen schlimmen Wurm der Eitelkeit und den noch schlimmern der Heuchelei. Als Christus sprach: „Lasset die Kinder zu mir kommen", da hatte er keine Secretäre, berief keine Sitzungen, brauchte keine Brief-Umschläge, Siegellack und Petschaft.

Gegenseitiger Unterricht, Bürgerwehren, Sparkassen, Gelehrten-Congresse sind von der schlimmsten Wirkung; nicht an sich, aber durch die selbstzufriedene Kleintreiberei ihres Gemäkels und durch die Art, wie sie von Größerem abziehen. Diese und andere Erfindungen sollten Architrave, Capitäler und sonstige Ornamente des gesellschaftlichen Gebäudes ausmachen, anstatt daß man den Fundamentalbau, wie die Sache jetzt steht, den Teufeln der Welt überläßt und sich begnügt, die süßlichen Köpfchen, Löckchen und Flügelchen der Englein aus Gyps oder Terracotta dranzukleben. Beschäftigt sie zu Hause, so werden sie nicht auf die Stadt achten; beschäftigt sie in der Stadt, so werden sie des Staates vergessen. Das ist der Sinn, womit die reactionären Haifische das liberale Spielen der Goldfischlein zulassen. So schrumpfen Leute, die sich vor Gott und Welt zu Reformatoren des Jahrhunderts bestimmt glaubten, zu Reformatoren der Universität Padua zusammen und, indem sie im Schweiße ihres Angesichts Wasser und Seife zusam-

menrühren mit dem rühmlichen Bewußtsein sterben, die Luft mit herrlichen Seifenblasen erfüllt zu haben.

Ob ich die Bürgerwehren gleichfalls für Gift halte? Natürlich muß ich das und zwar, warum? Die Heilkunde wie die Despotien kennen kein Mittel, dessen sie sich mit größerem Glücke bedienten, als eben die Gifte. In Republiken können die Bürger allgemein bewaffnet auftreten und vielleicht auch hier nicht ohne Gefahr, da das bewaffnete Volk sich selten bescheiden, vielmehr allzuoft nur geneigt zeigt, seinen Leidenschaften und Launen zu folgen, woraus häufig Aufruhr und Verwirrung entsteht. In Monarchien aber sollt ihr nur Wenigen das Waffentragen gestatten und vorzugsweise den Parvenus, den Kaufleuten, den Menschen, welche mit Handel und Wandel zu thun haben; es mag auch gut sein, einen oder den andern von den Großen, ebenso ein paar der Geringsten zuzuziehen. Die Masse des besitzenden Volkes wird sich von der Ueberzeugung durchdringen, indem es sich selbst vertheidige, schütze es gleich „die göttliche Weltordnung" und gegebenenfalls werdet ihr sehen, daß sie zur Beschützung ihrer Oelkrüge und ihrer Speckseiten die Kühnheit eines Horatius Cocles auf der Pfahlbrücke entwickeln.

Auf die Großen und das gemeine Volk muß man nicht zählen und zwar darum: jene lassen sich von ganz besonderen Launen leiten und ihre Leitung wird oft schwierig, immer aber unsicher. Das niedrige Volk wird durch Verzweiflung zuversichtlich; da es nichts zu verlieren hat, liebt es die Unordnung, um im Trüben zu fischen. Nichsdestoweniger schlug ich vor, einige der Großen und einige der Kleinen zu nehmen, und zwar, um sie von der Masse ihrer eigenen Standesgenossen zu trennen, um Argwohn in ihrem Stande zu säen und diesen seiner Führer zu berauben.

Früher hielt man die Aristokratie für den besten Vermittler zwischen Monarchie und Demokratie; die Erfahrung lehrt aber, daß für diesen Zweck um tausend Percent besser

der Mittelstand taugt. Er ist mit Wenigem zufrieden: meßt ihm alljährlich tausend bis zweitausend Ellen eines grünen, rothen oder gelben Bandstreifchens zu, gießt von Zeit zu Zeit einen Regen von neuen Spielpapieren über ihn aus, vor Allem aber Lächeln, Lächeln in Hülle und Fülle! Thut das, und fort mit der Würde des Bürgerthums! Fort mit Allem, was im Tacitus und Seneca steht, die man aber gleichwol in allen höheren Bürgerschulen pauken und ochsen läßt, der lieben „Bildung" wegen! Mit anderen Segeln muß man in neuen Meeren schiffen. Drückt die Hände, schüttelt die Arme rechts und links, daß die Ellbogen knacken, habt Geduld, eine alberne Gesellschaft auszuhalten, wagt es bei Tische die Frau des Präsidenten von einer Handelskammer an eure ahnenreiche Seiten zu setzen, schämt euch nicht, mit der Tochter eines Börsensyndicus den Ball zu eröffnen und ihr werdet eine Bürgermiliz haben, welche es Prätorianern, Strelitzen, Mameluken und Janitscharen zuvorthut. Kein Bürger eurer Miliz wird glauben, er sei reactionär geworden; sie werden darauf schwören und sterben, die Gewalthaber sind liberal geworden! —

Das wäre denn auch eine Fastenpredigt! Dabei soll es völlig dahingestellt bleiben, ob Guerazzi für sein Decennium oder für das unsrige, ob er für Italien oder für Deutschland mehr Recht hatte, ja ob er überhaupt Recht hat. Es war nur der Beweis zu führen, daß das bürgerliche Element alle Talente und Kräfte, deren es bedarf, um sich selbst zu corrigiren, sich selbst auch erzeugt; daß der große und vielfach verdorbene Herr, das Volk, noch immer wahrhaft groß genug ist, um ein offenes Ohr zu haben für den lustigen Rath von solcher Kühnheit und Freimüthigkeit, und daß der traurige Rath, anstatt über die großen Geister sich zu ärgern, wohl thäte, sich zu Gemüthe zu führen, warum er die beneideten Wirkungen derselben nicht zu erreichen vermag.

Frohnleichnam und die Liberalen.

2. Juni 1872.

Wenn ein ehrlicher Mann nicht oft genug im Laufe des Jahres über verlogenes und unehrliches Wesen sich zu betrüben hätte, so käme gewiß und unfehlbar wenigstens ein Tag in jedem Jahre, an welchem die Lüge pünktlich sich einstellt. Dieser Tag ist Frohnleichnam und die Lügner sind leider die Liberalen.

Der öffentliche Triumphzug einer Kirche, welche der Bildung Scheiterhaufen angezündet und welche noch heute die Bildung verflucht, verletzt die Gefühle der Gebildeten. Sie wünschen diese Straßen-Triumphzüge zu unterdrücken. Je gerechter dieser Wunsch ist, — und die Liberalen zweifeln hoffentlich nicht an ihrer eigenen Gerechtigkeit, — desto ehrlicher könnten sie mit der Sprache herausgehen und der Wahrheit die Ehre geben. Im Namen der Wahrheit und der Gerechtigkeit könnten sie frank und frei sagen: Alle Handlungen der Andacht gehören ins Innere der Häuser und nicht auf die Straßen. Es ist einer vorgeschrittenen Volksbildung unwürdig, aus religiösen Empfindungen ein Schaugepränge zu machen. Ueberdies ist es für die übrigen Religions-Gesellschaften nahezu beleidigend. Denn wenn weder der protestantische, noch der griechische Christ, noch der Jude, noch der Mahumedaner, welche alle unsere Mitbürger sind und ein Mitrecht an unsere Straßen haben, ihrem Glauben Triumphzüge veranstalten, warum soll es just der katholische Glaube? Er scheint dadurch direct einen Vorzug über sie und indirect eine Kränkung gegen sie auszuüben. Das hatte seinen guten Sinn, als die katholische Kirche thatsächlich noch die herrschende Kirche war und den übrigen höchstens Duldung zukam. Unser heutiges Recht kennt aber nur noch „anerkannte Religions-Gesellschaften", dagegen keineswegs eine „herrschende" Religions-Gesellschaft. In Ueber-

einstimmung mit diesem Rechte wäre es daher logisch und eine Forderung des simpelsten Anstandes, dem katholischen Kirchen-Ceremoniell einen Straßenaufzug zu versagen, der wie die Geltendmachung eines Vorrechts und wie der Triumph eines Herrschers aussieht.

So könnte der Liberalismus sagen und so müßte er es, das wäre sein gutes Recht und sein fester Rechtsboden. Leider ist er — zu feig dazu! Er nennt sein Kind nicht beim rechten Namen, sondern gibt ihm den verkehrtesten von der Welt. Er protestirt gegen die Frohnleichnamsumzüge, — man rathe aus welchem Grunde? nicht doch, unter welchem Vorwande? Aus Gesundheitsrücksichten!

Ein Wetter ist entweder warm oder kalt. Menschen sind entweder groß oder klein. Der Liberalismus ist so geistreich, diese Thatsachen zu bemerken, und da mit den Frohnleichnams-Prozessionen auch kleine Menschen mitgehen und da das Wetter dabei entweder warm oder kalt ist, so macht der Liberalismus aus diesen Thatsachen seine — gewichtigen Gründe! Scheint die Sonne, so lamentiren die liberalen Volksblätter: „die armen Maderln" bekommen den Sonnenstich; und ist es kalt, so fürchten sie: „die klan' Wurzerln" bekommen den Catarrh!

Diesen Blödsinn muß ich Jahr für Jahr in jeder Frohnleichnamswoche hinabschlucken und noch dazu von den eigenen Gesinnungsgenossen. Es ist traurig!

Bei Gott, der Liberalismus ist noch nicht so weit, um sich den Luxus der Verlogenheit erlauben zu dürfen. Lügen darf eine Partei, welche herrscht aber in ihrer Herrschaft bereits wieder bedroht wird. Noch hat sie Macht genug um ungestraft lügen zu können und schon hat sie Furcht genug, um mit jedem Mittel, also auch der Lüge, sich behaupten zu wollen. In der Naturgeschichte der politischen Parteien ist das das Stadium der Lüge.

Eine Partei aber, die um ihre Herrschaft erst ringt, wie der Liberalismus, braucht noch Wahrheit und Reinheit.

Für sie kommt das Lügen noch zu früh und ist noch eine zu schlechte Waffe. Das Lügen ist überhaupt bloß Schutzwaffe, und zwar eine ziemlich elende. Die Angriffswaffe aber soll immer gut sein.

Wahrlich, wenn „die weißen Maderln" statt mit dem Frohnleichnams-„Umgang" mit einem Constitutions-Umgang gingen, wie in der Schweiz oder in Nordamerika, so möchte ich wohl wissen, ob sie dann auch den Sonnenstich oder den Catarrh in den liberalen Blättern bekämen! Ich möchte überhaupt wissen, ob Kinder nur in vier Wänden gesund sind und ob es ihnen gleich tödtlich wird, wenn sie zwei Stunden im Freien zubringen?

Auf so flacher Hand liegt in diesem Falle die Lüge der Heuchelei!

Und weil Einen das am bittersten ärgert, was Einem von den eigenen Lieben geschieht, so hätte ich nicht übel Lust, den Liberalen eine Frohnleichnamspredigt zu halten, mit dem ganzen Grimm einer moralischen Indignation. Aber wie sagt Draper? „Es würde fürwahr sehr unglücklich bestellt sein, wenn nationale Heuchelei keine bessere Entschuldigung als individuelle, hätte." Das läßt sich hören! Und in unserem Falle heuchelt längst nicht mehr ein einzelnes, liberales und zeitungschreibendes Individuum, sondern eine ganze politische Partei, ein ganzer Bruchtheil der Nation. Das erheischt einen andern als blos moralisch.n Maßstab. Es will historisch-politisch, es will philosophisch begriffen sein.

Und wer hätte es besser begriffen, als der citirte Draper, der amerikanische Chemiker und Physiolog, dessen „Geschichte der geistigen Entwicklung Europas" vielleicht einen Rang einnimmt neben Buckles Geschichte der Civilisation, aber leider nicht im Entferntesten so gekannt und gelesen ist.

Ich kann mir daher nicht versagen, die Stelle, welcher jener Satz entlehnt ist, in ihrem ganzen Zusammenhange hieher zu setzen. Es ist die originell aber echt philosophisch

gedachte Bemerkung über „die Organisation der Heuchelei," wie es Draper nennt, und seine Reflection lautet wie folgt:

„Zwischen jener Periode, während welcher ein Volk sich durch seine Fantasie hat leiten lassen und derjenigen, in welcher es die Vernunft zum Führer wählt, liegt ein melancholischer Zwischenraum. Der Mensch ist so geartet, daß er noch lange, nachdem er die Unrichtigkeiten des Aberglaubens entdeckt hat, davor zurückschreckt, sich offen von dessen Herrschaft zu befreien, und, durch die Macht der Umstände gezwungen, zum Heuchler wird, indem er öffentlich dem seinen Beifall zollt, was er heimlich verdammt. Wo sich Nationen in solchem Uebergange befinden, ist diese Gewohnheit so allgemein, daß man in Wahrheit sagen kann, die Heuchelei sei organisirt. Es ist möglich, ganze Staaten anzutreffen, welche in diesem beklagenswerthen Zustande leben. So, stelle ich mir vor, muß es in vielen Theilen des römischen Reiches unmittelbar vor der Einführung des Christenthums ausgesehen haben. Selbst wenn Ideen bereits der öffentlichen Meinung gewichen sind, kann ihre politische Macht doch ihre geistige noch überdauern und dadurch den Zustand der Heuchelei hervorrufen."

„Allein es ist nicht zu läugnen, daß dieses Uebel in einem gewissen Grade von der Lage der Dinge unzertrennlich ist. Es würde fürwahr sehr unglücklich bestellt sein, wenn nationale Heuchelei keine bessere Entschuldigung als individuelle fände. Im gesitteten Leben befindet sich die Gesellschaft stets in der gebieterischen Nothwendigkeit, in gesetzlichen Formen vorwärts zu schreiten und solche Formen lassen sich nicht, ohne ernstliches Unheil herbeizuführen, vermeiden. Staatswesen zu plötzlich von den Banden alter Vorstellungen losmachen heißt nicht, ihnen die Freiheit geben, sondern sie in politische Landstreicherei stürzen, und daher kommt es, daß große Staatsmänner Gebräuche, deren wesentliche Bedeutung verschwunden und deren geistige Grundlage unterhöhlt ist, zu gestatten, ja zu erzwingen pflegen.

Die Wahrheit gelangt nicht sofort, sondern erst allmählig zur Herrschaft. Anfänglich, so lange ihr Einfluß noch intellectuell und individuell ist, wirkt sie auf die Vernunft, dann dehnt sie ihre Sphäre aus, indem sie, namentlich durch die öffentliche Meinung, einen moralischen Zwang ausübt und endlich sammelt sie für sich sogar physische und politische Kraft. So lange dieser allmählige Uebergang dauert, herrscht eine organisirte Heuchelei: Nationen dahin zu bringen, sich neuen Ideen zu überlassen, ist nicht Sache eines einzigen Tages."

Ich will nun nicht so unartig sein, der katholischen Gemeinschaft das baldigste Aufhören der Frohnleichnams-Prozessionen zu wünschen; aber ich will so ehrlich sein, meiner eigenen, der liberalen Gemeinschaft, das baldigste Aufhören ihrer Heuchelei zu wünschen! —

Mündlich und Schriftlich.

28. Juli 1872.

Wußt' ich es doch; ich werde kaum Tannengrün und Waldbäche wieder gesehen haben, so wird mein alter geheimer Ekel vor der Zeit und ganz besonders vor den Zeitungen so unwiderstehlich hervorbrechen, daß mich zur Abwechslung mit dem Staatsanwalt vielleicht die Redaction selbst confiscirt.

Aber glauben Sie mir's, lieber Herausgeber, glauben Sie mir's so fest, als ob es „Raphael an Julius" schriebe, — es ist nichts mit den Zeitungen! Das ganze Zeitungswesen ist ein Unsinn, sobald es nicht Propaganda macht, und welche Zeitung macht denn Propaganda? Keine einzige! Erobert denn uns der „Volksfreund?" Oder erobert der „Correspondent" den Grafen Lamezan? Und

wir lesen einander wenigstens, was doch der günstigste Fall ist. In der Regel aber bewegt sich jede Zeitung um ihren eigenen Leserkreis und wird außer diesem nicht mehr gelesen. In einer Zeitung hält eine gewisse Geistes- oder Gesinnungsgruppe einen Monolog mit sich selbst; das ist Alles. Aber der Monolog ist unfruchtbar, fruchtbar ist nur der Dialog.

Dem Altkatholicismus ist eine Presse wohlgesinnt, deren Auflage eine Gesammtziffer von Hunderttausenden repräsentirt. Wie kommt's, daß der Altkatholicismus selbst aus den Einheiten und Zehnern gar nicht vom Flecke rückt? Gebt uns einen Luther! schreit die Welt. Nun, und was weiter? Ein Luther würde in Eurem Fortschritts-Jahrhundert — eine Zeitung herausgeben und damit um keinen Schritt fortschreiten. Wir hätten einen Redacteur mit andern Redacteuren und dieser Redacteur drehte sich um sein Redactionsbureau und zuletzt kaufte ihn eine Bank auf, wenn er's schon hoch gebracht hätte! Das wäre in Eurem heutigen Fortschrittssumpf ein Mann wie Luther!

Freilich wußte Luther die Presse seiner Zeit, so tief sie in den Kinderschuhen ging, auch zu benützen. Aber ich sage blos „auch." Denn seine kräftigsten Vorstöße führte dieser Riese nicht mit der Presse und dem schriftlichen Verfahren, sondern mit der Persönlichkeit und dem mündlichen Verfahren. Er disputirte. Er predigte. Und disputirend und predigend wanderte er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und die er gewonnen, thaten dasselbe und disputirten und predigten von Land zu Land, von Grenze zu Grenze. So ergriff die Bewegung Europa. Heute würden sie im Caffehaus hocken, die Nase in der „Partei"-Zeitung, im weislich-geschlossenen Mund die Cigarre, und die Bewegung ergriffe keine Katz. So operirt „die sechste Großmacht" wie der Philister seine Zeitungsmakulatur nennen möchte!

Kurz, Luther operirte zu seiner Zeit mit dem ganzen Vortheil, welchen heutzutag nur noch der Ultramontanismus im Besitze hat, aber er allein und wir Andern mit nichten. Seht, der Ultramontanismus gibt auch Zeitungen heraus; aber sein Hauptrüstzeug ist das mündliche Verfahren, die Kanzel. Wir geben nur Zeitungen heraus. In diesen zwei Wörtchen und ihrem unermeßlichen Unterschiede liegt unsere ganze Dummheit. Es gehört eine Vierfüßigkeit dazu, welche aller Fassungskraft spottet, wie man in dieser ungleichen Partie von einem „Kampf mit Rom" faseln mag. Wie so kämpft man denn? Man verschmiert ein paar Centner Druckerschwärze, welche in ihren eigenen Bart hineinmurmelt. Das nennt man „Kampf."

Kampf wäre es, wenn unsere Lichtfreunde, wie es die alten Reformatoren gethan, dem Volke unmittelbar predigten. Wenn sie hinausgingen, wo es am finstersten ist, in die Pfarren der verbissensten Pfarrer, an die Sitze der unwissendsten Bischöfe, und die kirchlichen Fragen im Zudrang der Menge, vor den Augen und Ohren Aller erklärten und auslegten. Oder fürchtet Ihr, daß es allzu buchstäblich auf „Kampf", nämlich auf Mord und Todtschlag hinausliefe? Ei bedenkt doch! Eh die Protestanten protestantisch wurden, waren sie ja auch Katholiken, und einem verdummten und verhetzten Volke haben ja auch die lutherischen Prädikanten gepredigt. Wir lesen aber nicht, daß sie erschlagen worden. Oder wäre unser moderner Fortschritt seitdem zurückgeschritten? Hätten unsere Bauern mehr Rohheit, oder unsere Liberalen weniger Courage, als im finsteren Mittelalter? Aber schließlich hat doch der moderne Staat im 19. Fortschrittsjahrhundert eine halbe Million Soldaten in seinen Kasernen liegen, was das finstere Mittelalter nicht hatte. Und wenn Ihr in einem besonders bösen und bissigen Pfaffennest eine Vorlesung oder ein Colloquium ankündet, würde Euch der

Staat nicht mit einer halben Jäger-Compagnie den Rücken decken, der moderne Fortschrittsstaat, der ja so viel für Schule und Aufklärung thut und so viele Orden und Verdienstmedaillen für Kunst und Wissenschaft hat! Meint Ihr nicht? Oder meint Ihr es nur in den Caffehäusern der Ringstraße und nicht auch beim Schilcher in Stainz und bei den Knödeln von Hippach?*) Wie weit reicht „unser fortgeschrittenes 19. Jahrhundert" und ganz besonders unser eigenes Vertrauen auf den Ruf, den wir ihm machen? Ich hoffe recht weit!

Aber dem sei wie ihm wolle. Ich wollte nur sagen, was Kampf ist. Kampf ist das persönliche Auftreten Aug' in Aug' mit dem Gegner, die persönliche Herausforderung des clericalen Wühlhubers und Volksverführers, kurz das Einsetzen der Persönlichkeit. Das ist Kampf, weil das allein Sieg und Erfolg ist. So hat Luther gesiegt, so hatte die Reformation Erfolg.

In meiner wasserschäumenden Sägmühle zwischen Felsen und Tannen sitze ich hier unter Holzknechten und Kuhhirten, unter einem armen, unwissenden Volke, dessen ganzer Lebenskreislauf außer dem Cirkel der Tagespresse liegt. Was dieses Volk denkt und glaubt, ist Alles von Mund zu Mund überliefert; wer ihm gedruckte Wahrheiten einverleiben wollte, z. B. daß Petrus niemals in Rom war, der könnte eben so gut in ein Ofenloch reden. Kein Zeitungsblatt verirrt sich hieher. Aber angenommen, es geschieht und der clericale Bauer fängt den Artikel zu lesen an, so zerreißt er ihn sicher in Fetzen, wenn er merkt, wo

---

*) In Stainz (Steiermark) wo ein beliebter Schilcher, eigentlich Schiller-Wein wächst, ist bekanntlich der liberale Bürgermeister Hangi von einem durch den Beichtstuhl fanatisirten Bauernburschen meuchlings erschossen worden. — Hippach, in Tirol, der Wahlbezirk des Abgeordneten Pater Greuter, eines leidenschaftlich-thätigen ultramontanen Volksagitators.

es hinaus will. Er liest ihn gar nicht zu Ende. Wie hilflos, wie lächerlich hilflos ist das Schicksal des Druckpapiers! Aber angenommen, er liest ihn zu Ende, ja, er geht ihm sogar im Kopfe herum, so kommt der Pfarrer und setzt ihm den Kopf wieder zurecht. Der Pfarrer spricht, aber die Zeitung kann nicht mehr darauf antworten. Sie ist stumm wie eine Maschine, nachdem sie ihr Stücklein gespielt hat. Erst der Verfasser des Artikels, erst der lebendige Mensch könnte wieder darauf antworten. Und diese Antwort allein begriffe die Volksmenge. Sie wäre Zeuge davon, wie der Pfarrer verlegen wird, wie er roth wird, wie er grob wird, wie er Ausflüchte macht, wie er sich widerspricht, wie er die Antworten schuldig bleibt, wie er stottert, schwitzt und endlich verstummt, rettungslos verschlungen und begraben von der Fluth des Beweises. Und das Bäuerlein, das die gedruckte Zeitung zerrissen hat, folgt der mündlichen Verhandlungsscene mit scharfen Sinnen, mit vergnügter und gespannter Aufmerksamkeit, läuft von weit und breit herbei, ist gar nicht zu halten, rennt mit der Familie und der ganzen Freundschaft zu der öffentlichen und feierlichen Disputation. Aber welch ein anderer Erfolg nun, wenn es auf diese Art bewiesen ist, daß Petrus niemals in Rom war, d. h. daß dem römischen Papstthum sein bester Rechtstitel fehlt, als wenn es — in einem Zeitungsblatt steht! Denn ein ganz anderes Publikum liest und ein ganz anderes und größeres Publikum ist's, welches hören und sehen will. Das Lesen geschieht spärlich und ungern, das Sehen und Hören ist beliebt und allgemein menschlich. Die volksthümlichste Form ist und bleibt die dramatische. Kein Reiz größer als der Dialog.

Seit sich das liberale Bürgerthum, entweder mit zufälliger Gedankenlosigkeit oder mit bewußter Feigheit dazu verstehen konnte, den Ersatz des Worts durch die Presse wie ein ebenbürtiges und

selbstverständliches Aequivalent zu etabliren und die heiligsten Functionen der Rede — der Maschine anzuvertrauen: seitdem gebe ich die Freiheit Europas auf.

„Sieh' das Gute liegt so nah!"

10. März 1872.

„Immer strebe zum Ganzen und kannst du nicht selber ein Ganzes werden . . . schließ' an ein Ganzes Dich an." Schiller.

Der arme Stremayr ist nicht umsonst constitutioneller Minister! Was er da vertritt, ist schwerlich auf seinem Beete gewachsen; es ist viel wahrscheinlicher, daß er wie Unsereiner denkt oder besser gesagt, daß er denkt — wie er selbst; aber was er unterschreibt, auch wenn es wie Götz von Berlichingen nur eine angeschraubte Hand wäre, es ist wenigstens sein Tintenfaß. Und das constitutionelle Tintenfaß ist verantwortlich! Völlig Recht und ganz in der Ordnung ist es daher, daß die liberale Presse Oesterreichs und Deutschlands wie Ein Mann gegen einen Kaiser Ferdinand II. anstürmt, wenn sich derselbe — Doctor Stremayr schreibt. Der Ferdinand mag dreißigjährige Kriege für seinen Papst führen; wenn aber der Doctor Stremayr päpstelt, so führen wir selbst Kriege gegen ihn. Ganz Recht ist das und in heiligster constitutioneller Ordnung. Dem Doctor Stremayr gegenüber darf man nur altkatholisch sein.

Dagegen den Altkatholiken gegenüber darf man wohl ein wenig — im Vertrauen sprechen. Wer Teufel, würde ich sagen, wenn nicht von heiligen Dingen die Rede wäre, wer Teufel heißt euch schwach sein? Seit wann hat der Schwache Recht bekommen? Recht bekommt man nur nach dem Grade der Wahrscheinlichkeit, als man sich's allenfalls nehmen könnte. Seid stark und ihr bekommt Recht, seid

schwach und man stremayrt euch. Wer heißt euch schwach sein? Schwächer zu sein, als ihr es zu sein brauchet, denn ihr könntet stärker sein!

Alt hin, alt her, ihr seid neue Gemeinden. Und wer heißt euch neue kleine Gemeinden gründen, da ihr Mitglieder von älteren und größeren Gemeinden sein könntet? Von Gemeinden, längst schon wurzelständig auf einem alten historischen Rechtsboden, längst schon in Verfassung, Ausübung, Besitz, Macht, Ansehen und unzerstörbarer befestigter Sicherheit?

Ihr protestirt gegen einen unfehlbaren römischen Papst. Gut. Aber gegen den römischen Papst protestirt hat schon vor 350 Jahren ein gewisser Doctor Martin Luther, wenn ich nicht irre. Ist seine Arbeit nicht eure Arbeit? Und ist seine Arbeit nicht brauchbar? Wozu doppelte Arbeit? Der Tisch ist gedeckt, ihr brauchtet nur Platz zu nehmen. Wozu von Neuem Bettelbrod essen vor allen Thüren von Statthaltereien und Ministerien? Gegessen, in Blut und Thränen gegessen, ist längst dieses bittere, kummervolle Brod, aber Gott sei Dank, es ist deßenungeachtet verdaut, gut verdaut und hat angeschlagen. Es ist ein blühendes Muskelfleisch und gesundes Knochenmark geworden.

Als die päpstliche Unfehlbarkeit das Licht der modernen und leidlich civilisirten Welt erblickte, erwartete ich daher von allen liberalen katholischen Hausvätern, wenn sie ihre Pflicht thun wollten, nichts anderes, als einen Massenübertritt zum Protestantismus. Ich täuschte mich und der liberale Katholicismus gründete sein eigenes Kirchlein, eine mikroscopisch-kleine, infusorisch-winzige, altkatholische Winkelkirche. Warum das?

Ei, weil er nicht eben lutherisch werden wollte. Weil er bleiben wollte, was er war; weil er beim Alten bleiben wollte, weil er, nur ohne das neue Dogma, gut katholisch bleiben wollte.

Daß ich das glaubte! Und die heute Altkatholiken

sind, waren also wirklich vor dem verhängnißvollen 6. Juni 1870 gute römische Katholiken, sind fleißig beichten gegangen und in die Missionen gelaufen, haben die Fasttage gehalten, sind nach Mariazell gewallfahrtet, waren vielleicht sogar Serverinus- und Michaelisbrüder? Ja, waren sie das? O, über die Begriffsverwirrung und Selbsttäuschung! Also mit einem Worte: sie waren schon früher in der Opposition, sie waren schon früher protestirende Katholiken; sie waren reif!

Das wäre Eins. Das Andre aber ist: war denn nicht Luther selbst der Altkatholik seiner Zeit? Gibt Luther, gibt irgend ein Lutheraner zu, daß er nicht die echte und wahre, allgemeine apostolische Kirche, also kurz und gut, die katholische Kirche sei? Und haben sie nicht pünktlich und bis auf's I-Tüpfelchen Recht? Das ganze Mittelalter wollte die Verbesserung und Reinigung der katholischen Kirche, wollte die „Reform an Haupt und Gliedern" wie man es nannte. Die Kirche selbst und die Fürsten rangen sich in wiederholten Concilien müde an den Versuchen; — aber es ging nicht. Endlich griff es, unter Luther's Führung, der gebildete deutsche Mittelstand an; — da ging's! In wenigen Jahren war die ganze katholische Kirche reformirt, verbessert und gereinigt. Ein Erzbischof von Köln heiratete und glaubte nicht aus seiner katholischen Kirche ausgetreten zu sein: ja, streng genommen stand die Partie so, daß der Papst selbst hätte heirathen und Luther's Reformation annehmen können. Es waren weit mehr politische als kirchliche Gründe, daß es anders kam. Den Bemühungen der Jesuiten und den militärischen Reactionen der Fürsten gelang es leider, die Kirchenverbesserung auf großen Länderstrecken wieder rückgängig zu machen und erst von da an trat die Nothwendigkeit ein, jenen Theil der verbesserten Kirche, der nicht mehr umzubringen war, von dem ungebrachten mit einer neuen Namensnennung zu unterscheiden. Man nannte die

gereinigte und verbesserte Kirche die lutherische, protestantische, evangelische, reformirte Kirche, aber unter allen Namen war und ist sie in Ewigkeit nichts anderes, als eben die gereinigte und verbesserte altkatholische Kirche!

Wie Schade, daß das die Völker Oesterreichs vergessen haben! Aber wozu schreibt die menschliche Gattung ihre Geschichte, wenn sie zuletzt so geschichtslos lebt wie die Vögel in der Luft und die Fische des Wassers? Was hilft denn lesen- und schreibenlernen, wenn der Eine nicht liest was der Andere geschrieben hat? Die Zeiten, wo sich der Oesterreicher nicht bilden durfte, sind ja längst schon vergangen: Jeder lernt lesen und kein Buch ist verboten. Warum macht der Oesterreicher nicht Gebrauch von seiner Freiheit? Gibt es ein wichtigeres Buch für den liberalen katholischen Oesterreicher als die Geschichte der Reformation? Die Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Oesterreich? Weiß er nicht, daß „die reine evangelische Lehre" schon in großer Majorität der Glaube seiner Väter war? Und wenn Khevenhüller's Dragoner und Dampierre's Cürassiere die reine evangelische Lehre mit Rosseshufen zertreten; weiß er nicht, daß die Rosse crepirt sind, aber der Boden noch da ist und, Gott sei Dank, auch die Freiheit da ist, ihn wieder anzubauen? Wozu eine neue altkatholische Kirche, anstatt anzuknüpfen an die schon vorhandene altkatholische Kirche unsers theuern, ehrwürdigen Doctor Luthers, des Lehrers und Führers unserer Väter? Ist er wirklich vergessen? Ist es wahr, daß Reactionen, Jesuiten und Säbel auf immer und ewig siegen können? Ach, dann spreche man nicht von Fortschritten! Für eine erwürgte Aufklärung ist eine Dampfmaschine ein schlechter Ersatz!

Und schließlich sage man ja nicht, — denn ich fürchte, die Fortgeschrittensten und Aufgeklärtesten werden es wirklich sagen wollen, — man sage ja nicht: auch das Lutherthum

habe schon längst seine Pfaffen und Mucker, aber man wollte jetzt etwas Neues und Reines. Neues, ja, aber Reines? Werdet denn Ihr noch rein sein nach 350 Jahren? Nur keine Confusion! Nur keine Unklarheit über Hauptsache und Nebenumstände! Nicht das ist die Hauptsache, daß eine Kirche rein ist, sondern das ist's, daß sie die Freiheit der Bewegung habe, sich beständig zu reinigen. Und diese Freiheit fehlt der evangelischen Kirche wahrhaftig nicht. Ein Theologe wie David Strauß wäre in unserer katholischen Kirche keinen Augenblick möglich; in seiner protestantischen hat er sich stets als einen guten Protestanten betrachtet, und seine heftigsten Gegner konnten und durften ihm's nicht bestreiten. Ich dächte, damit könnte man zufrieden sein. Trotz Muckern und Pfaffen gibt es in der gereinigten Kirche Luthers keine Autorität, gegen welche eine andere Autorität nicht kritisch auftreten dürfte. Es giebt keine blinde Autorität. Das ist die Hauptsache; mehr braucht keine Kirche zu ihrer Freiheit.

Wenn etwas an Döllinger's Wirken richtig ist, dessen Gründung des Altkatholicismus ganz sicherlich unrichtig ist, so ist es sein strebender Gedanke, diesen und den Protestantismus einander zu nähern.

Darüber muß sich jeder Denkende klar sein: eine kirchenbildende Kraft besitzt unsere Zeit nicht mehr. Wer das durch Denken nicht wüßte, den hätte es bereits die Erfahrung gelehrt, — die Erfahrung, wie vor dreißig Jahren der Deutschkatholicismus auflebte und abstarb: ein getreues Vorbild des Altkatholicismus!

Jeder seiner Kirche entwachsene Katholik, der es verschmäht sich für confessionslos zu erklären, sollte sich daher zweimal gesagt sein lassen, was unser großer Nationallehrer und Dichter mit dem vorstehenden Worte sagt. Das Ganze, das der neue Altkatholik nicht selbst mehr bilden kann, ist der alte Altkatholicismus, ist der geräumige und vielgliederige Bau der evangelischen Kirche, fähig, jede Nuance

aufzunehmen und an ihren Platz zu stellen; fähig, jeden Fortschrittsdrang sich entwickeln zu lassen und legitim zu befriedigen.

Vogelschau der Pfingsttaube.

Pfingsten 1874.

Pfingsten ist gleichsam der officielle Geburts- oder Namenstag des Heiligen Geistes. Und deuten wir die kirchengeschichtliche Sage symbolisch, so betrachtet sich der Punkt, der zu Pfingsten erreicht ist, wirklich am besten aus der Vogel-Perspective, z. B. der Taube, welche mit ausgebreiteten Flügeln freischwebend in den Lüften erscheint. Ist doch Pfingsten selbst die Vogel-Perspective des ganzen Jahres, nämlich der höchste Stand desselben, wie Weihnachten der tiefste. Und wieder ist die Vogel-Perspective naturgemäß die reichste, fülligste, weitsichtigste, gleichsam die optische Intelligenz, daher dem Vogel katexochen Geist und Weisheit zukommt, was bei den heidnischen Ariern „der weise Vogel Simurg" und bei den christlichen Ariern eben die Heilige Geist-Taube versinnlicht.

Der weise Vogel Simurg, der auf dem heiligen Berge Kaf residirte, war, wenn ich nicht irre, eine Art Adler; der christliche Weisheitsvogel — ist nur eine Taube! Das arme Täubchen schwingt sich nicht eben hoch und sieht nicht sehr viel; aber mit welch' entzückend charakteristischer Selbst-Ironie ist dann just dieses Symbol von einer Kirche erwählt worden, welche überhaupt nicht sehen will, welche Einfalt und Unwissenheit zu ihrem Staatsprincipe, dagegen Lehre und Unterricht zum Gegenstande ihres Abscheus gemacht hat. Das schauderhafte Latein der Vulgata vertheidigend, sagte Papst Innocenz großartig: „Es ist des ge-

offenbarten göttlichen Wortes höchst unwürdig, sich an die Vorschriften des Donat zu binden." Ein goldenes Wort! Das wahre Motto des Katholicismus!

Donat war ein Schulmeister und Königgrätz haben bekanntlich die Schulmeister geschlagen, d. h. Roms ergebenste Großmacht aus Italien und Deutschland, aus dem Herzen Europas hinausgeschlagen. Wie so ein Schulmeister sein Bakel schwingt, wenn man seine Aufgaben nicht ordentlich lernt!

Du hast gesiegt, Donat! könnte heute Innocenz ausrufen, wenn er sein ungrammatisches Princip im Niedergang sähe, wie Julian ausrief: Du hast gesiegt, Galiläer! als er es sterbend im Aufgange sah. Die Welt ist rund und dreht sich. Wer beim Donat nicht sitzen will, muß schließlich doch noch *sitzen* — nämlich in Posen, Köln, Paderborn ꝛc. ꝛc und schlecht und recht als Hans lernen, was er als Hänschen zu lernen verschmäht hat. Ungestraft verhöhnen läßt sich von keiner Offenbarung der Welt — die göttliche Offenbarung: **ala**, alae. Das sind ewige Wahrheiten und die Pforten Roms sollen sie nicht überwältigen!

Du hast gesiegt, Donat! Das Schulbuch erweitert seine Grenzen und das Meßbuch muß sich in seinen richtigen halten, nämlich die *stille* Messe des Herzens lesen, nicht auf dem lauten Markte der Welthändel lärmen. Das ist in Kürze das Resultat, wenn die Geist-Taube Vogelschau hält über den Geist-Fortschritt seit den letzten zu den heutigen Pfingsten. Die Geist-Taube hat Ursache, über den Geist-Fortschritt sich zu freuen, denn es ist der Rückschritt der Küchenmesser, welche die Taube zu ihren Braten entwürdigen. Die Würde Gottes verträgt sich sehr wohl mit der Würde der Grammatik. Du hast gesiegt, Donat!

Gegrüßt sei uns in *Spanien* der Sieg, wo die Kanonen von Bilbao dem Küchenmesser, das über der Stadt schwebte, endlich Heft und Klinge zerbrochen. Es ist ein

großer Schritt vorwärts auf der Bahn des Sieges, wenngleich nicht der letzte Sieg. Dieser Carlistenkrieg steckt dem Lande tiefer im Blute als man glaubt, denn daß ich es nur frei sage: ich halte ihn für die tausendjährige organische Geschichtsanlage Spaniens, ich halte ihn mit Einem Worte für den uralten Krieg der Gothen und Mauren! Es ist das Ringen zwischen dem milden, toleranten Culturlichte, das die edlen Mauren über ihr selbstgeschaffenes, mit Fleiß und Bildung gepflegtes Paradies ausgegossen, und zwischen den schwarzbrandigen, finstern Pyrenäenschatten, den bigotten Tiroler Bergen Spaniens, die sich wie eine bange Sonnenfinsterniß einst herabwälzen, Bibliotheken und Schulen zerstören, die Lichter in Granada und Sevilla auslöschen und die Lichter der Scheiterhaufen dafür anzünden durften. Seitdem aber ist der Schatten wieder kürzer und kürzer geworden und mehr und mehr kriecht er in seine Bergschluchten zurück, wo endlich der Tag von Bilbao seiner langen schwarzen Schleppe eine nicht zu verwindende Schleppabtretung zugefügt hat. „Flieh', große Königin der Nacht!" sang man allegorisch zu Kaiser Josef's Zeiten, als der Lichtengel Mozart in seine Sarastro-Posaune stieß, die nie mehr verstummen wird. Flieh', unheimliche Institution mit deinen drei schwarzen Damen Habsucht, Grausamkeit und Ignoranz, flieh' von deinem Thron, der ein Fels ist, ein dürrer, unfruchtbarer Pyrenäen-Felsenthron, nicht ein schön bewässertes maurisches Fruchtparadies, dem du die Quellen vertrocknet, das du zur Wüste gemacht. Flieh', große Königin der Nacht — und dem „letzten Seufzer des Mauren" folge der letzte Seufzer des Römers!

Zwischen diesen zwei Seufzern liegt die Tragödie Spaniens, aber der letztere wird auch die Katharsis sein!

Die Pyrenäen, das böse Carlistengebirge, die Wiege des spanischen Gustav Chorinsky, des sinnlich-confusen Lieutenants Ignaz Loyola, haben ihre Schatten auch auf der Nordseite eingezogen, und auch in Frankreich wird's wieder lichter.

Die Wetterscheide der Dummheit scheint überschritten, der Bund der Rache und der Dummheit in Auflösung. Zwar die Rache wird bleiben, aufhören aber wird die Dummheit — um Elsaß und Lothringen zu rächen, das ganze übrige Frankreich in einem silbernen Rauchfaß zu verbremen! So schwer es ist, dem paradoxen Lande, wo man mit dem Kopfe fühlt und dem Herzen denkt, ein festeres Zutrauen zu schenken, so schwer kann es eben deßhalb — auch die Dame von Lourdes thun! In diesem Lande tanzt man nicht nur auf einem Vulcane, man kniet auch auf einem. Und der Vulcan fängt ohne Zweifel wieder zu kreißen an, und bald wird noch mehr ins Rollen kommen als das erste abgebröckelte Steinchen, Duc de Broglie. Immerhin aber bröckelt und rollt es ein wenig anders als das prophezeite „Steinchen" des Unfehlbaren.

Wohin, wohin im Fluge, mein allerliebstes Täubchen? klingt mir's anakreontisch im Ohre. Nach Oesterreich? Ei, was giebt es in Oesterreich zu schauen? Wahrhaftig ein neues taubenfrommes Fortschrittchen! Und gut aus der Tauben-Vogelschau zu schauen, die nicht sehr hoch ist, denn entfernter würde es vielleicht kein sichtbarer Gegenstand mehr sein, das kleine, winzige Fortschrittchen. Ein Täubchen könnte es zu Neste tragen, so klein ist es, das Fortschrittchen der confessionellen Gesetze, aber — parva sed apta mihi. Sei's drum. Fünfzig Procent unterm Einkaufspreis — auf Ehre, wir haben viel höher gekauft! Indessen — die Zeiten sind theuer, das heißt auch wohlfeil. Bescheiden wir uns, „O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug!" würde Stremayr nach Goethe sagen, und Goethe blos noch hinzusetzen: „O Weisheit, du sprichst wie eine Taube!" Laß dir also, mein allerliebstes, anakreontisches Pfingst-Täubchen, „ἐρασμιη πέλεια", laß dir das neue österreichische Fortschrittchen genügen, welches den Unheiligen deiner heiligen

Kirche denn doch einen kleinen Heiligkeitszaum anlegt, oder anlegen kann, oder anlegen könnte.

Du siehst, wie unheilig sie sind. Da haben sie mit ihren bösen giftigen Zungen schadenfroh darüber gespottet, daß eine Feier der confessionellen Gesetze durch das allgemeine Elementar-Unglück der Ueberschwemmungen zu Wasser geworden — „die Schiefgezauberten, uns zur Last Verkehrten!" wie Rahel sagen würde. Sie haben noch den Muth, im Hause des Gehängten vom Stricke zu reden! Nach den Mai-Processionen um Regen und Felderſegen erinnern sie an die Mai-Ueberschwemmungen und verwüsteten Felder! Noch tönt mir's im Ohre — ich lag im Morgen-Halbtraume, wo man so häufig über den Ort seines Aufenthaltes in schlaftrunkener Unklarheit schwebt — ich glaubte auf Otahaiti, auf den Fidschi-Inseln, bei den Karaïben zu sein, wie barbarisch mißtönend ein plärrendes und heulendes Distoniren in meine Morgenträume hineinquietschte — da wachte ich auf, wachte auf in Europa, im Schoße der Cultur, am Fuße des Stefansthurmes, in der Weltstadt Wien. Und was so ohrenzerreißend unmusikalisch gequietscht, das war die Mai-Procession, welche die Noten-Intervallen verachtete, wie Innocenz den Donat. Sie baten den Wettermacher-Gott, den Geist, den sie begriffen, um Regen, und siehe da, Tags darauf begann es zu regnen! „Das wird Wasser auf die Mühlen der Pfaffen sein," sagte mir eine Dame, welche vom Morgenständchen der Mai-Procession gleichfalls aufgeweckt worden; aber die Wasser strömten und schwollen ohne Aufhören und waren nicht Wasser auf Mühlen, sondern rissen die Mühlen in Grund und schwemmten sie fort und überschwemmten Gärten, Aecker, Felder und Wiesen, verderbten Mensch und Vieh und stifteten Schaden von Millionen an!

Ob wir das Fortschrittchen brauchen können! Parva sed apta mihi — es bleibt dabei!

Zuletzt auf Deutschland schauend, lassen wir, erhabene

heilige Pfingst-Taube, unsere Pfingst-Vogelschau lieber verstummen, denn wer möchte Worte machen, wo die Thaten so schön sind?! Zwar sollst du mich recht verstehen. Die deutsche Kirchenpolitik imponirt mir nicht in dem phraseologischen Sinne jenes vulgären Zeitungs-Liberalismus, welcher beständig in Selbstbewunderungs-Schweiß ausbricht: wie wir's so herrlich weit gebracht! Sieht man über seine Nase, oder, mein gutes Täubchen, über sein Schnäblein hinaus, so hat man ja niemals aufgehört, sich fleißig und fleißig vor Augen zu halten, daß der bewundertste und verhimmeltste Fortschritt in der Regel nur an einen längst dagewesenen, aber abgerissenen Faden anknüpft. Was thut denn Haus Hohenzollern im neunzehnten Jahrhundert anders, als daß es die Kirchenpolitik des Hauses Hohenstaufen und des dreizehnten Jahrhunderts eben nur wieder aufnimmt und fortsetzt, nämlich die ghibellinische Kirchenpolitik, welche Haus Habsburg nicht zu seinem und Europas Segen fast auf ein halbes Jahrtausend mit der guelfischen vertauscht hat. Wir sind wieder auf gut und alt-deutsch im ghibellinischen Fahrwasser; das ist Alles.

Und ohne das Vatikanum und das päpstliche Unfehlbarkeits-Dogma wären wir in diesem guten, altdeutschen, historisch-richtigen Fahrwasser noch immer nicht. Erst die geistliche Verblendung mußte der weltlichen Erleuchtung nachhelfen, daß sie sich tapfer in Marsch setzte. Aber Arnim, der vor dem Vatikanum uns warnte, sollte diesmal der Klügere und Bismarck, der die Warnung leicht nahm, der Unbesonnenere gewesen sein? Wie vorschnell geurtheilt! Zugegeben, daß Arnim die Folgen des Vatikanums mit Scharfsinn vorausgesehen; wie aber, wenn Bismarck die Folgen der Folgen vorausgesehen hätte? Wenn der kühnrechnende Staatsmann gedacht hätte: Laßt sie ihr Maß nur voll machen, um so besser! das eben ists, was ich brauche: einen Uebergriff in die weltliche Sphäre, damit sie mir endlich vor die weltliche Klinge kommen!

Wie dann? Allerdings gedachte dann Arnim ein Uebel zu verhindern, wie ein guter Diplomat aus der alten, ein wenig nach der Polizei schmeckenden Schule; dagegen Bismarck einem nicht zu verhindernden Uebel freien Lauf zu lassen, um es an seinem eigenen Uebermaß zu curiren. Also dort ungefähr Handwerk, aber hier Kunst und dämonisch künstlerischer Plan!

Ich weiß nicht, ob ich Bismarcks Standpunkt errathen habe, aber ich wundere mich wenigstens, daß ich meiner Interpretation in keiner der von mir gelesenen Zeitungen begegnet bin. Und es war doch ihr Leitartikel-Material, das sie wochenlang hin und her zu wenden hatten. Oder spricht die Leitartikel-Weisheit auch wie Goethe's Taube und mit Taubenaugen vom Adlerblick?

Achtung der Acht!

11. August 1872.

Der Staat nimmt einem Verbrecher entweder das Leben, oder — er gibt ihm eine lebenslängliche Versorgung. Ersteres nennt man Todesstrafe, letzteres lebenslängliche Freiheitsstrafe. Zwischen beiden liegt nichts mehr.

Und doch fühlt die Vernunft, daß etwas dazwischen liegen könne. Der Abstand ist ja auch wirklich allzu groß. Entweder Tödtung oder — Staatsversorgung! Entweder der Staat vernichtet die ganze Person, oder der Staat hört nicht auf, um dieselbe Person bis zu ihrem letzten Lebenshauch sich zu bekümmern. Man glaubt zu fühlen, daß das nicht eine Abstufung .nach Graden ist, sondern gleich ein Umspringen der Grade in ihr Gegentheil und in ihren Widerspruch mit sich selbst. Man glaubt zu fühlen, daß

irgend ein Grad übersprungen ist, ein Grad, welcher zwischen diesen beiden mitten durchgeht.

Wir sind auf der richtigen Spur. Was der theoretischen Vernunft da vorschwebt, das hat einst die practische Vernunft wirklich besessen und ausgeübt. Es gab Verbrecher, zu welchen der Staat sagte: ich will Dir Dein Leben zwar nicht absprechen, ich will Dir Dein Leben aber auch nicht garantiren. Ich entziehe Dir nicht jenes, aber ich versage Dir dieses. Ich nehme Dir nicht das Leben, aber ich nehme Dir den Staat.

Das war die Acht.

Nicht jene Form der Acht, welche dem Geächteten „Wasser und Feuer" untersagte, welche ihn zu tödten befahl und ihn zu schützen verbot, denn das war ein wirkliches und veritables Todesurtheil, nur daß es der Staat selbst nicht vollstrecken konnte, weil ihm die Person des Verurtheilten unerreichbar blieb. Sondern die Achtserklärung in ihrem eigentlichen Sinne nennen wir jene Form, welche den Geächteten für „vogelfrei" erklärte.

Durch diese Achtserklärung appellirte gleichsam der Staat ans Volk, die Beauftragten an ihre Auftraggeber, ganz so wie Ludwig XVI. vom Nationalconvent an die Nation appelliren wollte. Der Fall ist scheinbar verschieden, ja entgegengesetzt, aber nur für diejenigen, deren Logik nicht streng genug gewohnt ist, in den ungleichsten Formen oft einen gleichartigen, typischen Grundgedanken zu erkennen.

Denn kurz, durch die Achtserklärung trat der Staat den Geächteten gleichsam der Instanz des Volkes ab. Er schien ungefähr zu sagen: da habe ich einen notorisch großen Verbrecher, aber der Fall liegt so, daß ich selbst beinahe im Verhältniß einer Partei zu ihm stehe. Muß ich daher sein Richter sein, so will ich es höchstens auf eine negative Weise sein; ich will blos aussprechen, daß ich ihn nicht schütze. Mit diesem einzigen Worte gehört er der Volksjustiz, die aber selbstverständlich auch Volksgnade sein kann. Ist das

öffentliche Gewissen gegen ihn, so wird er alsbald erschlagen werden. Hat er noch einen mehr oder minder großen Anhang im öffentlichen Gewissen, so werden sich alsbald Freunde und ganze Parteien finden, welche ihn schützen; aber ob seine Freunde oder Feinde zahlreicher und thätiger sind, ob es leichter ist, ihn zu erschlagen oder ihn zu beschützen, das allein wird der richtige Maßstab sein, was dieser Mann verdient oder nicht verdient. So wird sein Urtheil an der Urquelle geschöpft, nämlich aus dem ganzen Volke und aus dem Betragen des ganzen Volkes.

Ein Verbrecher, dessen Fall so liegt, daß der Staat selbst beinahe im Verhältniß einer Partei zu ihm steht, ist der sogenannte „politische Verbrecher" und gestehen wir, daß in einem solchen Falle wirklich nichts weiser, gerechter, billiger, humaner und zugleich energischer sein konnte, als die Achtserklärung. Die Auffindung dieses Ausweges war geradezu das Ei des Columbus für gewisse und just die schwierigsten Strafrechtsconflicte zwischen Individuum und Volksgemeinde.

Wenn wir z. B. in Oesterreich und in Deutschland gegenwärtig Priester sehen, welche den Staatsgrundgesetzen Anerkennung verweigern, und auch Andere direct zu dieser Verweigerung auffordern, so kann ich mir schlechterdings kein Strafmaß gegen diese Priester denken; denn jede Strafe ist ungerecht, weil sie den Strafenden als ihren Herrn gar nicht anerkennen, sondern offen erklären und bezeugen, daß sie einem auswärtigen Herrn gehorchen, dem sie vor allem Andern ihre Unterwerfung schuldig zu sein glauben. Steht die Sache so, dann gibt es nur eine Strafe, nämlich — keine Strafe. Der Staat hat dann weiter kein Recht mehr, als zu dem Vordersatz dieser Priester blos den logischen Nachsatz zu sprechen. Bin ich für Euch nicht vorhanden, was ist natürlicher, als daß Ihr auch für mich nicht vorhanden seid? Erkennt Ihr meine Gesetzgebung nicht an, — nun

gut, so will ich Euch nicht zur Last fallen mit meinen Gesetzen, ich erkläre Euch demnach *außer* meinen Gesetzen!

Man sage nicht, daß ich da mit tückisch-unschuldiger Miene den Priestern just die furchtbarsten Strafen zufüge, daß ich nichts Geringeres als sie plündern und tödten lassen will. Mag sein; aber was gehen euch meine Mienen an? Ich verändere keinen Zug meiner Mienen, ich behalte meine Mienen, sage aber mit diesen meinen Mienen — wie Luther gesagt hat: widerlegt mich aus der Schrift — widerlegt mich aus der Vernunft und aus der Logik. Mag sein daß für die Pfaffen Mord und Todtschlag heraus kommt, wenn ich zu ihrer Prämisse die logisch-unerbittliche Conclusion setze; aber was geht das mich an? Mögen sie das mit ihren Prämissen ausmachen! Sagen sie zum Staat: Euer dreimal verfluchter und vermaledeiter Staat existirt nicht für uns, — was kann der Staat Simpleres und Schlichteres thun, als antworten: Euer Wille geschehe! steht demnach außer dem Staate!

Wenn Einer syllabisch-encyclisch-allocutorisch-hirtenbrieflich die Lebenslust verflucht und sich nicht augenblicklich erschießt, sondern die verfluchte Lebenslust mit ihren Revenuen und Renten behaglich in seine Lungenflügeln pumpt und ruhig weiter athmet, so muß dieser Eine nothwendig ein Narr sein.

Wenn Einer sagt: Ich protestire gegen den Staat, der Staat existirt nicht für mich, — dabei aber seine sicherste Rechnung darauf setzt, daß der Staat mit all' seinen Wohlthaten, Gesetzen und Rechtsschutzmitteln seine ganze Existenz hegt, pflegt und verbürgt und maßlos erstaunt und Zeters und Mordios voll wäre, wenn ihm das Uhrwerk dieses verleugneten Staates nur eine Minute lang still stünde, so muß dieser Eine ein boshafter Bube oder ein eclatanter Narr sein.

Aber wie in aller Welt wollt ihr euren staatsfeindlichen Pfaffen zu Gefühle bringen, daß sie *Buben* und *Narren* sind, als indem ihr sie schlecht und recht blos bei ihrem ei-

genen Worte nehmt? Sie haben einen „Gnadenschatz der Kirche", sie haben irgend ein herrliches und wunderbares Etwas, das ihnen ein Recht gibt, alle unsere irdischen Staaten über den Haufen zu werfen; nun gut, so entzieht ihnen doch auch einmal den Gnadenschatz des Staates! Excommunicíren sie euch aus ihrer Kirche, die ja Alles ist, so excommunicirt sie einmal aus eurem Staate, der ja eine Lumperei und eine wahre Bagatelle ist. Der Dienst wiegt den Gegendienst noch lange nicht auf; aber — ein Schelm, der mehr gibt, als er hat! Weniger könnt ihr nicht mehr thun!

Schopenhauer, der immer das Schwarze trifft, wenn er zielt, sagt irgendwo dämonisch-prachtvoll und einschneidend: Wenn Dir des Nachts auf einsamen Wegen ein baumstarker verdächtiger Kerl mit einem wuchtigen Knüttel begegnet, von welchem Gedanken erwartest Du mehr Sicherheit: ob er an die Hölle glaubt, oder ob er das Zuchthaus fürchtet?

Aber für die Hexenmeister, welche binden und lösen, Himmelsschlüssel und Höllenpforten haben, ist natürlich das keine Frage. Um so besser! Was liegt daran, wenn der Staat sagt: Wer einen staatsfeindlichen Pfaffen beraubt oder tödtet, für den habe ich kein Zuchthaus? Der Pfaff antwortet: Aber ich habe die Hölle für ihn, — und die Achtserklärung des Staates krümmt dem Pfaffen kein Haar! Es findet sich Niemand, welcher die Acht vollstreckt. Der Hexenmeister „beherrscht ja die Gemüther der Volkes"; wenigstens will er an diese Herrschaft glauben machen, und so wird er sie doch wohl selbst glauben. Aber was könnte der Staat Gelinderes thun, als ihn der Zuversicht seines eigenen Glaubens anvertrauen?

Im völligen Ernste wiederhole ich es: gegen einen Priester, welcher den Staat verdammt, ist die Suspension der Staats-Sicherheit vor der theoretischen Vernunft das einzig findbare Strafrecht; ja, es braucht gar nicht gefunden

zu werden, denn es liegt schon auf der Straße und man dürfte es nur aufheben. Nur bedauern kann ich es, daß ich dessenungeachtet nicht im Ernste, sondern im Scherz und Spiel eines Feuilletons gesprochen zu haben scheine; nur bedauern kann ich es, daß die unbarmherzige Zeit alles Alte hinwegspült, das Beste wie das Schlechteste, Hexenprocesse, Gottesurtheile, — und leider auch die treffliche Achtserklärung!

Trostbrief an die Jesuiten.

9 Juni 1872.

„Die 16 Millionen Katholiken unter den 40 Millionen Deutschen legen dem deutschen Kaiser in der Jesuiten-Frage Rücksichten auf, welche man zu würdigen wissen wird."

Nein! ich weiß sie nicht zu würdigen.

Wer sagt denn, daß die 16 Millionen die Rücksichten, die man ihnen schuldig zu sein vorgibt, die man ihnen mit verdächtiger Zärtlichkeit förmlich aufdringt, überhaupt nur erwarten und wünschen? Wer sagt denn das! Noch nie habe ich Schafe gehört, welche die Schonung der Wölfe verlangten; noch nie habe ich einen Jäger gehört, welcher sagte: „Ich bin es den Heerden des Feldes schuldig, daß ich die Wölfe nicht schieße". Ein Jäger, welcher das sagte, wollte eben nicht schießen.

16 Millionen unter 40! Aber wie ist mir denn? Als Kaiser Josef das österreichische Bonzennest zerstörte, da gab es nicht zwei Fünftel Katholiken unter fünf Fünfteln, sondern es gab nur Katholiken, lauter Katholiken! Und eben diesen Katholiken glaubte er „die Rücksicht" schuldig zu sein, das Bonzennest zu zerstören, und die Katho-

liken haben laut gejubelt darüber und jubeln noch heute.

O meine ehrwürdigen Väter, ahnen Sie bereits den Trost, den ich Ihnen auszusprechen habe?! Ich spreche von einem entscheidenden Wendepunkt in der Weltgeschichte. Hercules ist todt und die Pygmäen leben. Sie haben die Crisis überstanden. Der patriarchalische Absolutismus, das war Ihre Todesgefahr; die heutige Aera, der parlamentarische Absolutismus, ist Ihre Reconvalescenz; Sie verlassen das Bett, Sie essen wieder Fleisch, promeniren im Garten, empfangen Damenbesuche; Sie werden stündlich gesünder.

Und was ist der Unterschied zwischen dem patriarchalischen Absolutismus und dem parlamentarischen Absolutismus? Ein enormer! Der patriarchalische Absolutismus hatte die ganze Gewalt, aber auch die ganze Verantwortung. Der parlamentarische Absolutismus hat auch die ganze Gewalt, aber kaum die halbe Verantwortung und, unter uns gesagt, eigentlich gar keine. Ist das eine pfiffige Erfindung! Wahrlich ehrwürdige Väter, Sie könnten sie selbst gemacht haben, diese jesuitische Erfindung: parlamentarischer Absolutismus!

Einst, als der Fürst noch die absolute Gewalt hatte, fühlte er auch das Gewicht einer absoluten Verantwortlichkeit und ging mit diesem Gefühl ganz und voll in's Zeug. Hei, wie hurtig machte damals der Löwe seine kraftvollen Geschäfte! Ein Satz — ein Sprung in's Genick — ein Biß, — krax! da lag die Bestie und streckte alle Viere von sich! Die Klöster, welche Josef aufgehoben, die Feiertage, welche er abgeschafft, die Winkelandachten, welche er eingestellt, — fort sind sie auf Nimmerwiedersehen!

Heute gingen alle diese Maßregeln — durch eine Thronrede als ein Versprechen, hierauf noch einmal durch eine Thronrede als ein nochmaliges Versprechen, hierauf durch ein Ministerpult, welches mit Pech und Fliegenleim wohl ausgepicht wäre und wo sie jahrelang kleben blieben.

hierauf durch eine Clubberathung über die Opportunität einer Interpellation, hierauf durch einen vertraulichen Wink, daß sich die Krone nicht drängen lasse, hierauf durch eine Sahara langen und allgemeinen Stillschweigens, hierauf mit entfesselter Ungeduld eines todesmuthig daherbrausenden „Aeußersten" durch eine veritable und wirkliche Interpellation über den Grad der Flüssigkeit vorbemeldeten Peches und Fliegenleims, hierauf durch eine langbemessene Fristerstreckung der Antwort auf die todesmuthige Interpellation, hierauf durch eine verlorene Schlacht sammt etlichen verlorenen Provinzen, nach welch' unheilvoller aber segensreicher Katastrophe der große Moment endlich wirklich erfolgte: die Einbringung in das hohe Haus, worauf dann nur noch die Wahl eines Comité's und der Bericht seines Berichterstatters, ferner die Wahl eines Subcomité's und der Bericht seines Berichterstatters, sodann die Berichterstattung im Plenum nebst gleichzeitiger Zurückweisung an die Ausschüsse zur nochmaligen Ueberprüfung, und endlich nach glücklicher Verschmerzung der verlorenen Schlacht und der etlichen verlorenen Provinzen zwar nicht mehr der vertrauliche Wink, aber doch die erquickliche und laut herausgepolterte Grobheit aus dem kreißenden, parlamentarischen Berg herausspränge: daß sich die Krone ein= für allemal nicht drängen lasse! Punctum!

Sie sehen, ehrwürdige Väter, dabei kann man leben und gesund sein. Hätten Kaiser Josef's absolutistische Reformen diesen parlamentarischen Weg des fortgeschrittenen neunzehnten Jahrhunderts zu nehmen gehabt, so säßen alle Bonzen noch in ihren Klöstern, plärrten alle alten Weiber noch vor ihren Winkelgöttern und Handel und Gewerbe sperrten jeden dritten Tag ihren Laden, weil die abgeschafften Feiertage eben nicht abgeschafft wären.

Was aber das Rarste ist: die Verantwortung für das grenzenlose, öffentliche Elend all' dieser Mißstände trüge

Niemand Anderer, als das Volk selbst, mit welchem ja der constitutionelle Fürst seine Gewalt getheilt hat.

Man nimmt nämlich an, daß Schwätzen und Zeitungendrucken auch eine Gewalt ist, so gut wie Zeitungen confisciren und mit Kanonen schießen; ja sogar ein vollkommen gleicher Theil dieser Gewalt. Und nun sagt die constitutionelle Theorie von der Theilung der Gewalten: Das Volk hat die gesetzgebende „Gewalt" (!), die Krone die ausübende Gewalt. Und aus Beiden erbaut sich, im Gegensatz zum patriarchalischen Absolutismus die bequemere und doch stärkere Tyrannei des parlamentarischen Absolutismus, dessen Formel: Die Krone hat die Executive, das Volk die Legislative, ziemlich richtig ist, und etwa höchstens noch so zu verbessern wäre: Die Krone hat die Gewalt, aber das Volk die Verantwortlichkeit.

Nämlich die Ministerverantwortlichkeit! Und da nach constitutioneller Theorie, — es ist sogar ihre feinste Erfindung! — die Minister nur aus parlamentarischen Führern des Volkes genommen werden, so heißt das buchstäblich und thatsächlich: Das Volk ist sich selbst verantwortlich.

Obwohl man auf die Dummheit der Leute unter allen Umständen rechnen kann, so möchte es doch Querköpfe geben, welche die ungleiche Theilung von Gewalten bemerken, wo der Eine zwar die Gewalt hat, eine Zeitung zu drucken, der Andere aber die Gewalt, Morgens um sechs Uhr in sein Haus einzubrechen und ihm sein Druck-Eigenthum wegzunehmen; wo der Eine zwar ein Schreibpult hat, auf dem er freisinnige Gesetze entwerfen kann, der Andere aber Artillerie-Kasernen, wo bespannte Kanonen drinn stehen. Daher hat es die eleganteste Ausbildung des constitutionellen Princips auch dahin zu bringen gewußt, auf der Seite, welche den Löwenantheil der Gewalt hat, die Anwendung dieser Gewalt zu vermeiden, ja sogar den

bloßen Besitz dieser Gewalt mit Discretion zu vertuschen und dem öffentlichen Aufsehen zu entrücken.

Das geschieht durch den vertraulichen Wink.

Die constitutionelle Theorie hütet sich wohl, unter den Kronrechten das Recht des vertraulichen Winkes zu nennen; und doch ist es das kostbarste und werthvollste aller Kronrechte, ja die wahre Uhrfeder der constitutionellen Maschinerie.

In den Flegeljahren des parlamentarischen Absolutismus, wenn die Legislative Gesetze gab, welche der Executive mißfielen, hat diese ihre besagten Kanonen vor das Parlamentshaus aufgefahren und Teufelsspectakel getrieben. Besser macht sie das jetzt in den Salonjahren des parlamentarischen Absolutismus. Sie gibt ihren Vollzugsbeamten bloß den „vertraulichen Wink", von allen Uebertretungen der verhaßten Gesetze auf „amtlichem Wege" nichts zu wissen, dagegen auf „außeramtlichem Wege" zu diesen Uebertretungen noch freundlichst einzuladen. Das knallt nicht, und thut dieselben Dienste. Und wenn ja einmal „ein Aeußerster" eine Interpellation über diese Perfidie der Verwaltung losknallt, so ist das „ein Uebergriff in die Executive", die man kühl und vornehm zurückweist, denn man ist ja in seinem guten Rechte der getheilten „Gewalten": dir die Legislative, mir die Executive!

Da aber das Gesetz immer eine fatale Majestät hat, selbst noch das verhöhnte und todtgeborene, so ist der vertrauliche Wink ganz eigentlich an seinem Platze — schon in der Geburtsstätte der Gesetzgebung. Die Minister, d. h. die ehemaligen parlamentarischen Häupter der Volksvertretung geben den jetzigen parlamentarischen Häuptern der Volksvertretung einen vertraulichen Wink: die Krone will nicht gedrängt sein . . . wir verlieren den Halt nach oben ꝛc. ꝛc. Das aber nennt man diesmal keinen „Uebergriff" in die Legislative! Und wenn er's wäre! Die

parlamentarischen Minister und das Parlament sind ja ein- und dasselbe Fleisch und Blut, — man wird doch in sich selbst übergreifen dürfen? Dabei aber kann nun jeder Hof der Welt einem Volke die Gesetzgebung, oder vielmehr Nicht-Gesetzgebung überlassen. Denn der „vertrauliche Wink", wie man sieht, erzeugt sich aus seinen gutgebauten Lenden ein Hof-Volk, ein haltungsloses Volk mit seinem „Halt nach oben", — und nun möchte ich wissen, warum die unconstitutionellen Tataren-Chane der großen und kleinen Horde diesen schönen europäischen Constitutionalismus nicht längst nachgemacht haben? Was gibt es denn Vollkommeneres für Tataren-Chane, als daß die ganze Horde thut und läßt, was „das goldene Zelt" will, aber auf eigene Verantwortung und nicht auf die des goldenen Zeltes?! Sogar in der Preßfreiheit, diesem dritten constitutionellen Factor, spielt der vertrauliche Wink seine Rolle, denn was ist das „Preßbureau" anders, als der organisirte vertrauliche Wink: Schreibe so, daß du morgen um sechs Uhr schlafen kannst?! Und ein sanftes Ruhekissen ist das mot d'ordre, und die Preßfreiheit legt sich schlafen!

Solche und ähnliche Studien waren es vielleicht, warum der selige Joseph Mazzini den constitutionellen Parlamentarismus für „die infamste" aller Regierungsformen erklärte. Aber was hat er davon? Dafür ist er nun auch todt!

Wir Andern dagegen leben und theilen lustig unsere constitutionellen Gewalten. So z. B. theile ich mit kleinen Kindern mein scharfes Messer: die Klinge behalte ich mir und was die Schale betrifft, so gebe ich ihnen den vertraulichen Wink, daß ich sie gleichfalls haben möchte. Das Uebrige lasse ich ihnen. Und so oft ein Messer-Unglück im Hause geschieht, zanke ich ernstlich, wie ungeschickt die kleinen Kinder mit den Messern umgehen! Denn was ich

ihnen gelassen habe, das war eben die Messer-Verantwortlichkeit!

Und die kleinen Kinder nehmen das an.

Aber die großen Kinder auch.

Fürsten, Völker und Jesuiten.

„Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne säet,
Erfreuliches zu ernten!"
Wallenstein.

Spanische Jesuiten in Oesterreich!*) Flüchtig und heimatslos in Oesterreich, wo sie einst Herrscher waren, wo sie den dreißigjährigen Krieg entzündet, wo sie die Schlachtbank von Eperies gehalten, wo sie von den Tagen Ferdinand's bis zu den Tagen des Concordats, wo sie dritthalbhundert Jahre lang die hohe Staatspolitik inspirirt, die „spanische", wie sie eben nach ihnen und ihrem Geiste charakteristisch genannt wurde!

Spanische Jesuiten in Oesterreich! Verwehte Aschenstäubchen von einem alten Weltbrande, Treibholz-Splitterchen von einem großen gescheiterten Schiffe! Staub von eingestürzten Mauern und Thürmen! Auswurf eines Erdbebens! Wunderliches Mineral! Schnecken, Muscheln, Farrnkräuter zu Stein geworden und der Stein zertrümmert! Reste der Vorwelt! Das hat einst Blut gehabt, das hat einst Blüthen getrieben, und jetzt klopft man Chausseesteine daraus! Dem Laien fremd, ein Curiosum, eine Rarität, und selbst dem Gelehrten ein Räthsel kosmischer Wandlungen! Spanische Jesuiten in Oesterreich!

Ich übertreibe nicht. Spürt man denn nicht augenblicklich, daß sich die Welt gestürzt und verkehrt hat, daß

*) Nach dem Sturze der letzten Bourbonen-Königin Isabella. November 1868.

zwischen uns und ihnen eine Ewigkeit liegt, daß sie unverstandener als Meteor- und Lavasteine zu uns hereingeschneit kommen, völlig fremde Gebilde einer verwandelten Welt, wenn ich die längstvergessene Thatsache ausspreche: diese Schwarzkutten und Breithüte sind die Ahnherrn des Liberalismus, sind die Lehrer der Volkssouveränetät! Das Schottenthor und Dr. Giskra müßten den spanischen Jesuiten eigentlich im Aufzug entgegenkommen! Es schwindelt Einem, wie die Welt sich gedreht hat!

Und doch ist oder vielmehr war es so. Als die Reformation anfing, standen die Ketzer auf Seite der Fürsten und die Jesuiten auf Seite der Völker! Die Ketzer predigten Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, und die Jesuiten lehrten Fürstenmord und Volkssouveränetät!

Kluge Herren! Superfeine Klugheit! Scharf, nur leider schartig! Und wer ein Beispiel sehen will, wie der Pfeil auf den Schützen zurückfliegt, wie man in die Grube fällt, die man Anderen gegraben, wie man den Teufel austreibt mit Beelzebub, dem Obersten der Teufel, der studire dieses Capitel der Jesuiten, welche den Fürstenmord gepredigt und stets mit den Fürsten gerichtet werden, welche die Volkssouveränetät gelehrt, und von jedem Volke, das souverän wird, stets die Ersten zum Lande hinausgejagt werden. Kluge Herren, superkluge Herren!

Im Jahre 1599 erschien ein merkwürdiges Buch, vielleicht das merkwürdigste, welches je die Presse verlassen hat. Dieses Buch war einem Könige dedicirt und lehrte — daß man Könige todtschlagen dürfe! Es bedauerte, daß sie nur allzuwenig todtgeschlagen würden und daß der Heldenmuth eines Harmodius und Aristogeiton (welche den Pisistratiden Hipparchos, den Tyrannen von Athen umgebracht) in unseren schalen und unschmackhaften Zeiten leider gar so vereinzelt sei. Es war das berühmte Buch: „Ueber König und Königthum" von dem berühmten Jesuiten Mariana, in Toledo aufgelegt, von den Oberen des Jesuiten-Ordens

mit Approbation versehen, und dedicirt Sr. Majestät dem allerkatholischesten König von Spanien, Philipp III.

Der angebliche Zweck dieses einzigen Buches war freilich, sittliche Vorschriften für die Souveräne zusammenzustellen, der weitaus wichtigste Theil aber hat die Untersuchung der Volksrechte gegenüber den Herrschern zum Gegenstande. Der Hauptpunkt, um welchen diese Untersuchung sich dreht, ist der scholastische, dem Aristoteles entlehnte Unterschied zwischen einem König und einem Tyrannen. Es wird aber gesagt, daß der Tyrann, nicht wie bei den Alten, just ein Usurpator sein müsse, sondern Jeder, auch der rechtmäßigste Herrscher sei ein Tyrann, sobald das Princip seiner Regierung die Selbstsucht sei mit ihrem Stolz und ihren Lüsten. (Siehe Isabella von Spanien. Sie ist vertrieben und — die Jesuiten mit ihr!) Solche Herrscher — lehrt Mariana — sind das schlimmste der Uebel, die Feinde des menschlichen Geschlechts. Sie sind von den Alten unter dem Bilde von Antäus, der Hydra und der Chimära dargestellt worden und die größten Heldenthaten des Alterthums bestanden in ihrer Vernichtung.

Nach dieser Prämisse folgt die wichtige Frage, ob es demnach gesetzlich sei, einen Tyrannen zu tödten. Damit über die Natur der Frage keinerlei Zweideutigkeit herrsche, legt Maria seiner Beantwortung die kürzliche Ermordung Heinrich's III. von Frankreich durch Clement zu Grunde. Er erzählt in einem Tone augenscheinlicher Bewunderung, wie dieser junge Dominicaner, getrieben von religiöser Begeisterung und durch die Sacramente der Kirche gestärkt, sich an den König gedrängt, mit einem vergifteten Messer ihn erstochen habe und sodann unter den Schwertern der Wachen gefallen sei. Also starb Clement — wie Viele meinen, sagt der Jesuit vorsichtig — zur ewigen Ehre Frankreichs, ein Jüngling von nur 24 Jahren, schlicht im Geist und schwach von Körper, aber eine

höhere Macht stärkte sowol seinen Muth als auch seine Kraft.

Unter diesen Umständen war es so weit gekommen — nicht den Fürstenmord zu vertheidigen, denn das geschah ja soeben — sondern Gründe fürs Gegentheil anzuführen, d. h. beweisen zu müssen, daß man Fürsten *nicht* morden dürfe. Diese Nichtmörder sagten in ihren Schriften, daß es ungesetzlich sei, wenn ein einzelner unbefugter Mensch den geheiligten Herrscher eines Volkes ums Leben bringe; daß auch David es nicht gewagt habe, seinen bittersten Feind, weil er ein Gesalbter des Herrn war, zu tödten; daß unter allen Verfolgungen der ersten christlichen Kirche kein einziger Christ seine Hand gegen den Cäsar erhoben, daß politische Meuchelmorde mehr schadeten als nützten, denn sei das Gewissen einmal darüber hinaus, so müsse jede Ehrfurcht vor einem Oberhaupte verschwinden und allgemeine Anarchie das schließliche Ende sein. Aber diesen matten engherzigen Seelen bäumte sich das „Streitroß" Mariana, wie Greuter sagen würde, mit allen Vieren entgegen. Das sind die Gründe Derer, antwortete der Jesuit, welche die Sache der Tyrannen vertheidigen, aber die Vertreter des Volkes können andere geltend machen, die nicht weniger zahlreich und nicht weniger schlagend seien. Und nun fährt er fort in einem Tone, der über seine Herzensmeinung keinen Zweifel läßt, die Gründe für den Tyrannenmord aufzuzählen. Das Volk habe ein gewisses Maß der Gewalt seinem Herrscher zugestanden, aber nicht in der Weise, daß es sich selbst nicht noch größere Autorität vorbehalten hätte, und nicht zu jeder Zeit, was es gegeben, widerrufen könne. Die allgemeine Stimme der Menschheit habe die großen Tyrannenmörder der Vergangenheit unter die Besten und Edelsten gezählt. Wer tadelte wohl jemals den Heldenmuth eines Harmodius und Aristogeiton oder Brutus und Cassius oder Derer, die ihr Land von der Tyrannei eines Domitian, Caracalla oder Heliogabalus be-

freiten? Und was sei denn dieses Gemeingefühl anders als die Stimme der Natur in uns, die uns das Recht vom Unrecht unterscheiden lehrt? Wenn ein wildes Thier über das Land losgelassen wäre und Alles um sich her verwüstete, wer würde wohl zögern, dem Manne Beifall zu zollen, der mit der Gefahr des eigenen Lebens es zu tödten wagte? Sehr freundlich! Es muß dem König Philipp dieser Vergleich der Könige mit wilden Bestien, welche man jagen, hetzen und todtschlagen soll, ganz besonders geschmeichelt haben.

Man sage nun aber nicht, das sei die Ausschreitung eines Einzelnen, wofür das Ganze, der Orden und sein Princip, nicht verantwortlich zu machen. Mariana war kein Einzelner; er hat Vorfahren und Nachfolger gehabt. Franciscus Toletus, Emanuel Sa und der berühmte Molina, alle drei Jesuiten, haben mehrere Jahre vor Mariana ähnliche Grundsätze ausgesprochen. Franz von Toledo, 1583 zum Cardinal ernannt, rechtfertigte zwar nur den Mord in Bezug auf usurpirte Tyrannei; er ließ aber durchblicken, daß das Volk auch einen rechtmäßigen Herrscher absetzen und tödten könne. Sa und Molina sprechen Dasselbe mit noch größerem Nachdrucke aus und Balthasar Ayala, der berühmteste spanische Rechtsgelehrte seinerzeit, schrieb gleichfalls in diesem Sinne. Und das Alles war nicht Theorie und Doctrin, sondern Praxis, nicht moderne „Gesinnungstüchtigkeit", sondern furchtbarer Thatenernst. Der Dominicaner Clement ermordete seinen König Heinrich III. und die Katholiken der Ligue nahmen diese Nachricht mit lautem Frohlocken auf. In vielen Kirchen wurde das Bild des Mörders zur öffentlichen Verehrung auf dem Altare Gottes ausgestellt. Der Papst erklärte officiell, die That des Mörders sei einer Judith würdig und habe nur unter dem Beistand der Vorsehung vollbracht werden können; ja er verglich sie gotteslästerlich mit der Menschwerdung und Auferstehung. Und doch war Heinrich's Verbrechen kein

anderes, als daß er im Königreich Frankreich eine Gleichberechtigung zwischen Katholiken und Protestanten für möglich gehalten.

Von den Nachfolgern Mariana's sind die berühmtesten und einflußreichsten der Cardinal Bellarmin in seinem Buche: „Von der Suprematie des höchsten Bischofs in weltlichen Angelegenheiten" und der Jesuit Suarez in seiner „Vertheidigung des Glaubens". Beide vertheidigten den Widerstand gegen Fürsten, der bis zum Mord gehen dürfe, mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Das Parlament von Paris ließ das erste Buch 1610, das zweite 1614 verbrennen.

Aber wie kommt es, wird der Leser fragen, daß das uralte Einverständniß zwischen „Thron und Altar" von dem Einen Theile plötzlich so tolldreist zerrissen und verleugnet werden konnte? Was gewann der Altar-Theil dabei?

Alles, oder wenigstens wie er sich einbildete, Alles! Es war, wie gesagt, in der Reformation, als die Jesuiten den Fürstenmord predigten. Die Fürsten aber, wie man weiß, kamen der Reformation theils persönlich entgegen, theils ließen sie von ihrem Strome sich treiben. Unter diesen Umständen besannen die Jesuiten sich keinen Augenblick, das Tau zwischen Thron und Altar zu zerhauen. Die schlechteste Schusterbank war ihnen jetzt lieber als alle Throne der Christenheit. Was sollte ihnen ein Thron, wenn er blos christlich-evangelisch war? Fort mit ihm!

In der That trug ihre Doctrin die Frucht, daß einige ihnen mißliebige Fürsten wirklich ermordet wurden, wie Heinrich III., Heinrich IV., Wilhelm von Oranien. Namentlich der letztere Mord war ganz unschätzbar, denn er ist mit höchster Wahrscheinlichkeit der Grund, daß Belgien noch heute katholisch ist. Zweitens war in der Lehre vom erlaubten Fürstenmord ein Damoklesschwert geschmiedet welches über den Häuptern der Fürsten hing, wie die Guillo-

tine Robespierre's über den Häuptern der Franzosen. Weit mehr als die wirklichen an Fürsten verübten Mordthaten nützte diese permanente Drohung des Mordes. Alle katholischen Bevölkerungen Europas waren durch die Jesuiten-Theorie vom Fürstenmorde gleichsam in eine große elektrische Gewitterwolke verwandelt, in welcher die Fürsten hindurch gingen, keinen Augenblick sicher, daß nicht der Blitz eines Dolchstoßes in ihre Brust fahre. Die Bomben Orsini's und die Höllemaschinen Fieschi's lagen sozusagen allgegenwärtig in der Luft. Ein scheußliches, nur von Teufeln zu erfindendes System des Terrorismus, aber — ein practisches! Ein rohes, nur Menschenfressern würdiges Mittel, die Gemüther bei der Furcht für das Leben zu packen, aber bis zu diesem Grade einmal die Menschheit ausgezogen, muß man den Jesuiten nachsagen, daß sie schwache und schwankende Seelen nicht kräftiger zwingen konnten, ihnen Ordre zu pariren. Endlich war die mit der Lehre vom erlaubten Fürstenmord verbundene Lehre von der Volkssouveränetät gleichsam die Licht- zu der Nachtseite, freilich ein Licht von einem gefährlichen Feuer, aber die Jesuiten standen nicht an, mit diesem Feuer zu spielen, weil sie des Spieles Herr zu sein hofften. Sie hatten erkannt, daß die Apostel der Reformation, welche den mystisch-dumpfen Ceremoniendienst der lateinischen Kirche mit der menschlichen Sprache, mit den herz- und geistöffnenden Worten des verdeutschten Evangeliums vertauschten, die beneidenswerthen Entdecker und Besitzers eines Principes geworden, dessen Popularität vielleicht so unermeßlich, so welterobernd war, wie vor fünfzehnhundert Jahren in der römisch-hellenischen Welt das Evangelium selbst. Dieser Bewegung gegenüber — das fühlten sie wohl — waren Aristoteles, die Scholastik, der Papst, seine Decretalien, war der ganze Apparat des alten Autoritätsglaubens so ohnmächtig, wie die römischen Kaiser gegen die Fischer aus Galiläa ohnmächtig geblieben. Es galt ihnen, etwas Glänzendes, Belebendes, Aufregendes, kurz

etwas Revolutionäres zu erfinden, welches die Fähigkeit einer gleichen, vielleicht noch größeren Popularität als die Reformation entwickeln, derselben Concurrenz und Contrebalance bieten konnte. Wenn es plump und dumm ist, eine Revolution direct und mit Schwertstößen umzubringen, dagegen fein und erfolgreich, sie durch Ueberbietung ihrer selbst und mit geistigen Blendwerken zugrunde zu richten, so sind die Jesuiten die ersten Lehrer dieser modernen politischen Kunst. Es gelang ihnen wirklich, dem großen Principe der Reformation ein noch größeres entgegenzustellen: sie erfanden den modernen Radicalismus, das Princip der Volkssouveränität!

Aber es gelang ihnen nicht, die Früchte desselben zu ernten. Wie man sieht, war das demokratische und populär sein sollende Prinzip der Jesuiten schon an der Quelle vergiftet durch den Hirtengedanken: Haltet uns nur die Fürsten nieder, diese schrecklichen Menschen, welche das Schwert haben; mit euch selbst und eurer Volkssouveränetät werden wir schon fertig werden, wenn ihr nur erst ein paar Generationen lang in unsere Schulen gegangen seid! Mit diesem Frevelgedanken setzten sie das Rad der modernen Weltgeschichte in Schwung, ließen es rollen und — liegen jetzt selbst unter dem Rade. Das liberale Princip der Volkssouveränetät haben wir nicht von den Jesuiten, wie sie sich einbildeten, sondern von den Protestanten handhaben gelernt; in den romanisch-katholischen Ländern dagegen nahm es gleich von Haus aus, vom Hause der Jesuiten aus, einen parteisüchtigen, verschwörerartigen, zerstörenden, krebs- und geschwürähnlichen Gang ins Innere der Staatskörper, verschwand auch alsobald von der sonnigen Oberfläche, welche schnell und grausig die Nacht bedeckte, in verdächtige unterirdische Höhlen, wo es sich brütend und bösartig einwühlte, bis es genau zweihundert Jahre nach der Brandschrift des Jesuiten Mariana auf jenem erzkatholischen Boden, welcher das Blut der Bartholomäusnacht

getrunken, in jener fürchterlichen französischen Revolution zum Ausbruche kam, deren kannibalisches Programm bekanntlich in dem Liede abgesungen wurde: den letzten König zu henken — an den Gedärmen des letzten Priesters!

Eine Staatsruine.

— — — — Verlassen von dem Fleiße
Der neuen Christen liegt Granada öde.
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlag'nen Wunden sich verbluten.
Don Carlos.

Ibn Batuta, der unermüdliche Reisende, welcher von Indien und China bis an den atlantischen Ocean die halbe Erde durchwandert, nennt Granada das Paradies der Welt und eine Stadt, welche nicht ihresgleichen hat. Petrus Martyr, welcher die Stadt schon erobert, aber noch unzerstört sah, datirt aus Granada ein Schreiben, welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Allen Städten, so viel deren die Sonne bescheint, ist meines Bedünkens Granada vorzuziehen. Nur vom Meere umgürtet ist das wunderbare Venedig; nur eine Ebene ward dem reichen Mailand zu Theil: Florenz, rings von Bergwinden bestrichen, hat alle Schrecken des Winters zu erdulden; Rom, von den Dünsten der Tibersümpfe und den ungesunden Südwinden heimgesucht, läßt nur Wenige ein hohes Alter erreichen. Granada dagegen erfreut sich zugleich der Berge und des Flachlandes, rühmt sich einer ewig gemäßigten Luft, prangt mit Cedern, mit Feigen und Granaten, ist ein Lusthain wie der Garten der Hesperiden. Das nahe Gebirge streicht in Hügeln herab, welche mit Wein, Myrtenwäldern und gewürzreichen Auen allenthalben bedeckt sind. Die ganze Umgegend mit ihrer Lieblichkeit und ihrer Wasserfülle kann für das Urbild dessen gehalten werden, was die Poesie das Elysium nennt. Wie sehr diese durch Olivenwälder und

Blumenauen rieselnden Bäche den ermüdeten Geist erfrischen und neue Ströme von Lebenskraft erzeugen, fühle ich in stündlicher Erquickung an mir selbst." Endlich schreibt noch der Gesandte Karl's V. aus dem Jahre 1526, also aus der Zeit, wo der Ruin durch die Christen schon seit einem Menschenalter angefangen, über die unerschöpfliche Schönheit des Landes Folgendes: „Rings um die Stadt ist das ganze Land, sowohl Höhen als Ebene, überaus schön und von wunderbarer Anmuth. Alles hat Ueberfluß an Wasser, Alles ist voll von Feigen, Pfirsichen, Pflaumen, Quitten, Granaten, so daß man vor der Dichtheit der Zweige kaum den Himmel erblickt. Reben sah ich dort und Olivenbäume, so stark, daß sie Eichen zu sein schienen. Zu allen Seiten rings um Granada erblickt man in den zahllos verstreuten Gärten so viele, Nachbar an Nachbar gedrängte Häuser der Morisken, daß sie, zusammengestellt, eine zweite Stadt und nicht minder so groß als die erste bilden würden. Es ist wahr, die Häuschen sind nur klein, aber alle haben ihre Brunnen, ihre Rosenlauben und Fruchthaine, und zeigen, daß das Land, als es sich noch in den Händen der Mauren befand, um Vieles schöner bebaut war als jetzt. Denn viele dieser Häuser sind jetzt zerstört und die Gärten verwildert, da die Morisken viel mehr ab- als zunehmen, und sie sind doch diejenigen, welche das ganze Land bewässern und anpflanzen!"

Diese letzteren Worte bezeugen schon das begonnene und um sich greifende Zerstörungswerk, kaum dreißig Jahre nach der christlichen Eroberung und fast ein halbes Säculum noch vor dem schauerlichen Jahre 1573, wo der Krater der christlichen Verfolgungswuth seine heftigste Eruption feierte. Man ermesse, was in diesem halben Jahrhundert geleistet wurde, und in jenem weiteren bis zum Jahre 1609, wo die Verödung und Entvölkerung des Landes endlich vollendet war. Von je vierzehn mau-

rischen Dörfern gingen dreizehn zu Grunde und blieb nur ein einziges übrig! Granada selbst zählte unter der maurischen Herrschaft bis zu 600,000 Seelen, erreicht aber heute kaum den siebenten Theil dieser Bevölkerung, und doch ist selbst das eine durch den Hauch der modernen Cultur schon gehobene Zahl! Verschwunden sind die zahllosen Fabriken und Werkstätten der Mauren, verfallen ihre Canäle und Aquäducte, Mensch und Natur für immer gebrochen auf diesem Boden. Der Fremde, welcher nach Cadix und Sevilla die alte Stadt der Alhambra besucht, dünkt sich in einer wunderbaren Oede und Einsamkeit, dort, wo Spaniens Mark und Lenden einst von Zeugungskraft strotzten und Straßen und Städte am dichtesten bevölkerten. Im Winter fehlt selbst der Wolf diesem Leichenfelde nicht, und im Sommer lechzt Mensch und Thier auf den Ruinen versiegter Wasserkräfte. Nur wenn der Regen seine natürlichen Schleusen aufthut, sprießt die verschwundene Vegetation wenigstens fleckenweise wieder empor, und der Fremde glaubt dann das alte Paradies zu sehen, wo der alte Maure höchstens Oasen in der Wüste erkennen würde.

Der 2. Januar des Jahres 1492, der Tag an welchem der Cardinal Mendoza das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, weihte Granadas Untergang ein. Tedeum singend rückte das ganze christliche Heer in die eroberte Stadt, zum entgegengesetzten Thore flüchtete Boabdil hinaus. Auf dem Hügel von Padul wendete er sein Pferd und sah noch einmal zurück auf Granada, den Schauplatz einer Menschengröße, welche für immer verschwinden sollte. Allah Akbar! Gott ist groß, seufzte er auf und brach in Thränen der Wehmuth aus. Seitdem heißt der Ort Ultimo sospiro del Moro, der letzte Seufzer des Mauren. Achthundert Jahre hatte die arabische Herrschaft in Spanien gedauert — erst halb so lange blinkt das Kreuz auf der Alhambra.

Nach dem Verlust ihrer Hauptstadt bildete das fernere Schicksal der Mauren auf andalusischem Boden eine Tra-

gödie, auf ewig vorwurfsvoll für diejenigen, welche das böse Princip darin spielten.

Den Mahomedanern war bei der Capitulation von Granada der Besitz ihrer Moscheen, sowie die unbedingte Freiheit des Cultus gewährleistet worden; sie sollten nach ihren eigenen Gesetzen unter ihren eigenen Magistraten gerichtet und weder im Vollgenuß ihres Eigenthums beeinträchtigt, noch wegen ihrer Sprache, Tracht und alten Gebräuche belästigt werden. Die Geschichte Spaniens in den nächsten hundert Jahren erfüllt sich in dem Schauspiele, wie diesem Vertrage gegenüber Kirche und Königthum miteinander wetteiferten, Treue und Glauben mit Füßen zu treten.

Zwar in den ersten acht Jahren ging alles noch gut. Allerdings trat die Tendenz, die Mohamedaner nicht bei ihrem gewährleisteten Glauben zu lassen, sondern zu dem der Sieger-Nation zu bekehren, jetzt schon hervor. Aber es mag sein, daß die christliche Gesellschaft für das sittliche Princip der Glaubensfreiheit damals noch zu unreif war; hat sie doch diese sittliche Reife noch heute nicht allenthalben erlangt. Inzwischen begnügte sich der wahrhaft christliche Erzbischof Talavera, wenigstens nicht anders Proselyten zu machen, als durch seine herzgewinnende Persönlichkeit; gewaltsame Bekehrungsversuche erklärte er ausdrücklich für ebenso unerlaubt als zwecklos. Es war derselbe Mann, welcher den berühmten Ausspruch that: Um Christen zu heißen, fehle den Arabern der Glaube der Spanier, aber den Spaniern die guten Werke der Araber. Sehr bald aber wurde der fromme, gemäßigte Priester überflügelt von der hinter ihm stehenden Parthei der rothen Fanatiker.

Das Organ dieser Partei war der bekannte Ximenes. Kaum in Granada angekommen, wendete er alle Mittel der List und Bestechung an, die Bekenner des Islam zu verführen. Besonders legte er es auf die Literatur des

gebildeten Volkes an. In Granada waren die Ueberbleibsel der ungeheuren Bibliotheken zusammengeflossen, welche einst in Cordova, Sevilla und anderen Hauptstädten die Bewunderung der damals noch rohen Europäer gewesen. Ximenes besoldete Häscher, all diese Bücher dem Heiligthume des Hausrechtes zu entreißen und in seine Hände zu liefern. Weder die Pracht der Kalligraphie, noch die Kostbarkeit des Einbandes, noch der oft völlig untheologische und unverfängliche Inhalt fand Gnade vor dem christlichen Herostrat. Auf dem Marktplatze zu Granada thürmte er hohe Berge dieser Literaturschätze auf und steckte sie in Brand. Diese That muß um Vieles strenger beurtheilt werden, als Omar's Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek. Ximenes war ein christlicher Prälat mitten in Zeiten der wiederauflebenden Künste und Wissenschaften, Omar Führer eines rohen Hirtenvolkes in der ersten Sturmperiode seiner Welteroberung. Aber noch mehr. Die That des Ximenes ist leider historisch, während Omar's Brandstiftung historisch nicht zu erweisen ist, sondern von umsichtigen Geschichtskritikern ziemlich allgemein für ein Märchen erklärt wird.

Es geschah nun, was stets der böse Cirkel politischer Verfolgungen ist. Die Verfolgung ruft den Aufstand hervor, der Aufstand aber heißt Hochverrath und beschönigt die Verfolgung. Albaicin, das hochgelegene Stadtviertel von Granada, empörte sich. Als die Kunde davon zu Ferdinand und Isabella gelangte, mißbilligten dieselben den Eifer des Erzbischofs, welcher aber nach Unterdrückung der Revolte durch Sophismen sich reinzuwaschen, ja für seine ferneren Verfolgungen wenigstens stillschweigende Zustimmung zu gewinnen wußte. Er trat jetzt offen mit Zwang auf. Für die Empörung eines Stadtviertels machte er alle Mauren solidarisch verantwortlich und ließ dem ganzen Volke nur die Wahl zwischen Auswanderung oder Uebertritt. So wurde die Capitulation von Granada — Garantie des Cul-

tus und der Nationalität, schon nach wenigen Jahren ausgelegt! Das betrogene Volk fügte sich in der einen oder der anderen Weise. Viele wanderten in die Wüsten Afrika's aus, Viele, auf den Gräbern ihrer Väter von uralter Heimatsliebe gefesselt, bequemten sich zur Taufe. Durch ganz Andalusien aber erscholl das Wehklagen des Volkes, und mehr als Ein herzzerreißendes Lied ist uns aufbewahrt, welches im rührendsten Schmerze die Bekenner des Kreuzes verklagt.

Und doch sollte der Aufstand von Albaicin nur ein schwaches Vorspiel zu dem Verzweiflungskampfe in den Alpujaren sein und Ximenes, nach dem milden Talavera eine Geißel, selbst wieder mild erscheinen im Vergleiche zu dem schauerlichen Torquemada, jenem Ungeheuer, welches mit Sulla, mit Iwan dem Grausamen und Robespierre in allen Zeiten zu den schrecklichsten Ausübern des Terrorismus zählt.

Der Aufstand von Albaicin scheint kraftvoll gewesen zu sein, denn der Graf v. Tendella hatte es für räthlich gehalten, ihn in Güte zu dämpfen. Er sicherte den Unzufriedenen Abstellung ihrer Beschwerden zu und bestätigte ihnen in einer neuen Capitulation die frühere von Granada, womit es ihm solcher Ernst war, daß er den Mauren seine Frau und seine zwei Kinder als Bürgen zurückließ. Aber die katholische Hofpartei verwarf diesen Vertrag. Dennoch stellten die betrogenen Mauren dem Grafen Frau und Kinder großmüthig wieder zurück. Das Empörende des Verhaltens der Christen — sagt Herr v. Schack — tritt um so greller ins Licht, wenn man bedenkt, daß sie selbst unter den Mohamedanern fast jederzeit Freiheit des Gottesdienstes genossen und mit wenigen Ausnahmen keine Verfolgungen zu leiden hatten. Diese Ausnahmen aber zogen sich die Christen theils durch ihre eigenen Herausforderungen zu, theils fallen sie den Berbern zur Last, je-

nem rohen afrikanischen Wüstenvolke, von dessen vorübergehender Herrschaft die Mauren selbst zu leiden hatten.

Die Partei der Zeloten stürzte auf der Bahn des Fanatismus mit schnaubendem Ungestüm vorwärts. Die Mauren wurden gewaltsam bekehrt, aber ihre Rückfälle in den Islam so bestraft, als ob sie im Christenthum geboren und auf dem Rechtsboden der christlichen Gerichtsbarkeit von jeher zuständig gewesen wären. Kaiser Karl V., noch jung und unerfahren, ließ sich zu dem unglücklichen Schritte verleiten, gegen seine maurischen Unterthanen — die Inquisition aufzubieten. 1526 hielt das Gericht, das seine Blitze bisher nur aus der Ferne geschleudert hatte, seinen Einzug in die Hauptstadt Boabdil's. Es erschien ein Decret, in welchem den Mauren der Gebrauch ihrer Muttersprache, ihrer Familien-Namen und ihrer Nationaltracht verboten wurde. Dazu kam später noch das Verbot der Bäder, welche allen Orientalen Bedürfniß sind, der arabischen Gesänge, der musikalischen Instrumente, Feste, Tänze u. s. w. Mit größter Strenge und unter Namensaufruf wurden sie angehalten, dem christlichen Gottesdienste beizuwohnen, den sie im Herzen verabscheuten, und von der Inquisition verfaßte Erbauungsbücher auswendig zu lernen, die sie mit nichten erbauten. Alljährlich fand in den Kirchen die Verlesung eines sogenannten Delations-Edictes statt, in welchem die Inquisition den Gläubigen bei schwerer Strafe gebot, jede Handlnng, ja sogar jede Geberde anzuzeigen, welche irgendwie den Verdacht des Mohamedanismus erregen könnte. Trotzdem und trotz der Heere von Spionen, die sie umgaben, übten die Morisken im Stillen ihre heiligen Gebräuche fort und fort, und wer im Leben die Maske des Katholicismus getragen, warf sie wenigstens auf dem Todtenbette ab, um zum großen Verdrusse der Priester unter lauter Anrufung des Propheten zu sterben. So füllten sich denn die Kerker, die Folterbänke ächzten und es schien, als werde nicht Holz genug in Andalusien

wachsen, um dem Könige von Spanien das glaubenstreue und fleißige Volk — in Asche zu verwandeln! Da war die Ernte der Torquemadas! Und das Alles geschah fast noch der nämlichen Generation, welcher von den Christen die Capitulation von Granada beschworen worden war! Längst wurde jede Berufung auf diese Capitulation mit Füßen getreten. Die unglücklichen Mauren griffen zu den sanften Mitteln der Schwachen; sie bezahlten mit Geld, was ihnen als Recht schon gebührte. Wiederholt brachten sie Millionen Francs auf, um sich von den Verfolgungs-Edicten loszukaufen. Man nahm die Millionen an und — setzte die Verfolgungen fort.

Endlich brach der zweite Aufstand aus. Das ganze Alpujaren-Gebirge starrte von den Waffen der Morisken und noch einmal verkündeten die Muezzim von den Minareten: Gott ist groß und Mohamed ist sein Prophet! Aber dieser letzte Verzweiflungskampf konnte nur kurz und sein Ende nicht zweifelhaft sein. Anstatt zu erzählen, wie er in Strömen von Blut und Thränen erstickt ward, lassen wir den Vorhang über das Trauerspiel fallen. Nachdem Don Juan von Oesterreich bei der Einnahme der Festung Galera alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes niedergemetzelt hatte, wurden die unterworfenen Morisken in die entlegensten Theile des Königreiches deportirt, wo sie ärger als Sklaven gehalten und jedes Symptom ihres alten Glaubens mit Galeere und Scheiterhaufen bestraft wurde. Den in die Gebirge geflohenen Rest hetzte man gleich wilden Thieren, und jeder Ergriffene fiel unter Henkershand. Aber noch auf dem Richtplatze priesen sie mit lauter Stimme Gott und seinen Propheten und starben mit Gebeten des Korans auf den Lippen. Rathlos rang die Regierung die Hände, sie überzeugte sich, daß sie nur mit dem Hauch des letztes Morisken vollenden könne, was sie begonnen. In der That fand sich auch ein geistlicher Gelehrter — Bleda, defensio

fidei — welcher den Beweis zu führen unternahm, daß es erlaubt und nützlich sei, alle Moriskен zu tödten. Vor hundert Jahren hatte der Erzbischof Talavera das Gegentheil behauptet! Man war auf der untersten Stufe der abschüssigen Bahn angekommen!

Indeß schien es doch nicht thunlich, den Rath des Mordknechtes auszuführen; denn das reproduktionsreiche Volk, so fürchterlich es gelitten hatte, zählte noch immer — nach Hunderttausenden! Vielleicht scheiterte das menschenfreundliche Project an rein physischer Unmöglichkeit, denn man hätte die Hälfte der Spanier zu Henkersknechten ernennen müssen, um die andere Hälfte zu würgen. Es ging also ein Beschluß im Staatsrathe durch, die maurische Nation aufzulösen, wie man eine Versammlung auflöst. Sie sollte theils verbannt, theils zu Sklaven gemacht, theils in die amerikanischen Bergwerke geschickt, kurz, durch Elend aufgerieben werden. Am 11. September 1609 unterzeichnete Philipp III. diesen Beschluß und verwandelte dadurch mit Einem Federzug die schönste Provinz seines Reiches in eine Wüste, in welcher von nun an allerdings nur orthodoxe Christen faulenzten oder Schafheerden weideten, welche sich vollends um theologische Streitfragen nicht kümmern.

Warum wir diese traurige Rückschau gemacht haben? In Bezug auf die unmittelbarste Gegenwart! Die Revolution ist in Spanien chronisch geworden, von Zeit zu Zeit bricht sie acut aus. In dem Augenblicke, da wir dies schreiben, kann Prim's Fahne zum zweitenmale wehen und „der letzte Seufzer des Mauren" auf irgend einem Hügel sein Gegenstück finden — im letzten Seufzer der Bourbons. Der Thron sucht vergebens eine Partei im Lande, welche in den Gemüthern nicht vorhanden und durch die rothe Reaction des jüngsten Ministeriums nicht erzwungen worden ist. Der Thron kann untergehen.*)

*) Geschrieben den 30. October 1866. Ist zwei Jahre später wirklich untergegangen.

Halten wir uns nun einen Augenblick bei dem Gedanken auf, um wie viel besser die Chancen des spanischen Königthumes ständen, wenn es dem Volke der Mauren Treue und Glauben gehalten hätte, anstatt es mit einer Grausamkeit auszurotten, welche die Menschheit und doppelt das Christenthum schändet. Wir sehen die Mauren widerspenstig bis zum letzten Mann, aber nur im heiligen Rechte der Nothwehr. Nachdem der Weg der Gewalt einmal betreten war, die Regierung mit diesem Theil ihrer Unterthanen sich auf Kriegsfuß gesetzt hatte, war ein friedlicher Ausgleich allerdings nicht mehr möglich und der Krieg mußte ausgefochten werden. Der Fanatismus des Christenthums blies den Fanatismus des Islams an und maß sich mit den intensiven Lebensgluthen des Orients. Natürlich bis zur Vernichtung! Denken wir uns aber, die Bekehrung wäre im Sinne Talavera's und nicht der Inquisition, wäre friedlich und nicht blutig durchgeführt worden. Dann ist mit Sicherheit anzunehmen, die Verchristlichung der Moriskten hätte glänzend gelingen müssen. Der katholische Cultus wendet sich ja so vielfach an Phantasie und Sinne, er hätte über kurz oder lang auf die phantasievollen und sinnlichen Kinder des Orients die Kraft der Anziehung ausgeübt, wäre nicht die entgegengesetzte Kraft der Abstoßung und des Widerstandes von einer der christlichen Sanftmuth und Langmuth so entgegengesetzten Ungeduld fast wahnsinnig entfesselt worden.

Ferner: Alle Völker des Orients sind monarchisch gesinnt. Ist es doch sprichwörtlicher Popanz bei uns Abendländern, wenn wir den stärksten Gegensatz unseres Gemüthes zum Hochdruck der monarchischen Waltung aussprechen wollen, daß wir von einem „orientalischen Despotismus" reden. Nun! Das spanische Gottesgnadenthum hätte das schönste orientalische Material schon von Natur aus gehabt, und hat es mit selbstmörderischer Wuth zu Grunde gerichtet! Jener abendländische Freiheitsgeist, wel-

cher Constitutionen, und wenn mißhandelt, Revolutionen erzeugt, ist allen Kindern des Orients fremd. Und wenn wir die spanischen Araber auch die witzigsten, lebhaftesten, geistreichsten Orientalen, fast die Franzosen des Orients nennen könnten: alles Morgenländische ist übersatt in seiner Wolle gefärbt und die Kraft seines Blutes von unserem blasseren Himmel nicht abzuschwächen. Immer wäre die maurische Race dem Geiste näher gestanden, welcher vor Sultanen kniet, als welcher um Freiheitsbäume tanzt.

So dürfen wir, wenn irgend ein Schluß von Prämissen auf Consequenzen je zulässig war, mit aller Gewißheit der Schlußfolgerung behaupten: das maurische Andalusien müßte geradezu die Vendée, die unerschöpfliche Vendée für Spaniens Kirche und Königthum geworden sein. Wie aus einem stets gefüllten Vorrathshause könnten Thron und Altar bei dem monarchisch-kirchlichen Conservatismus der Araber alle Hilfsmittel holen gegen den vordringenden Freiheitsgeist der gothisch-germanischen Race. Jetzt ist das Vorrathshaus leer. Die Mauren zu vertilgen, ihr Land zur Wüste zu machen, haben sich Kirche und Königthum eine hundertjährige Arbeit von Treubruch und Grausamkeit kosten lassen. Jetzt flattern Kirche und Königthum in den Lüften. Schon hat die Kirche ihre Güter verloren und das Königthum kann stündlich seinen Thron verlieren. Einst waren sie einander sich selbst genug und glaubten ein Volk, welches nach Millionen zählte, ihren specifischen Leidenschaften ungestraft opfern zu dürfen. Die Kirche hatte die Anmaßung, sich zur alleinigen Stütze des Thrones aufzuwerfen, und der Thron die Verblendung, ihr seinen weltlichen Arm zu leihen zur Vernichtung der wirklichen Stütze, der Volkskraft. Heute büßen sie beide. Wie die Schuld, so die Strafe. Dieses Spanien, dieser Urherd der europäischen Reaction, welcher unerschöpflich an Finanzen und Menschen war, um seine Armaden und Albas gegen den germanischen Freiheitsgeist auszusenden, welcher,

schon erschöpft und heruntergebrannt, noch seinen giftigen Geist durch die Ritzen entferntester Staatskanzleien qualmen ließ; dieses Spanien, welches Allen half, wenn's zu unterdrücken galt, kann heute sich selbst nicht mehr helfen, zerbröckelt hilflos in seinen Revolutionen. Einst die Hochwarte europäischer Rückschrittspolitik, ist es von allen Staatsbauten Europas jetzt die ruinirteste Staatsruine. In solchen Illustrationen pflegt die Geschichte ihre „Lehrmeinungen" kundzugeben!

Der Salzburger Alamontade.

Ein katholisches Zustandsbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Jedermann kennt Zschokke's Novelle „Alamontade," worin er unter dem Bilde eines Galeerensclaven in Toulon die ideale Erhabenheit eines christlichen Religions-Philosophen, eines durch Leiden, Nachdenken, Einsamkeit, durch alle Läuterungen menschlichen Märtyrerthums fast gott-gewordenen Weisen darstellt, eines Weisen wie Sokrates, wie Spinoza, ja eines familienähnlichen Seitenstücks Christi, jenes Christus nämlich, wie sich der philanthropische Rationalismus ihn als den historisch-echten dachte, als einen mildherzigen Lehrer der Liebe und der Sittlichkeit. Alamontade sollte gleichsam praktisch und durch den Dichter werden, was die „Stunden der Andacht" theoretisch und durch den Prediger waren, nämlich die ernsthafte Verkörperung und Verwirklichung der Möglichkeit — Gott zu finden, ohne die Kirche.

Zschokke nahm es völlig ernsthaft mit dem Versuch, seinen Alamontade in die Nähe Christi zu bringen, ungefähr wie der jugendliche Schiller seinen Marquis Posa in die Nähe Rousseau's brachte und an die Spitze der frei-

heitlichen Zeit-Ideale stellte. So viel Ernst für so würdige Ziele muß immer imponiren, und wie man auch den Dilettantismus solcher Intentionen belächle, Achtung erzwingen sie sich doch. Marquis Posa ist noch heute ein hochsinnig gedachtes Phantasiebild, das wir nicht sehr genau nach seiner Naturwahrheit fragen, und wenn die künstlerische Schwäche Zschokke's in Alamontade es nicht einmal zum Phantasiebild brachte, sondern im bloßen Abstractions-Geschöpf stecken blieb, so hat auch dieses Geschöpf noch Jahrzehnte lang auf einen großen und nicht den schlechtesten Leserkreis einen solchen Eindruck gemacht, daß wir uns gar nicht zu schämen brauchen, von der Gestalt, welche Zschokke erreichen wollte, wenigstens den Begriff und das Schema gelten zu lassen und daran anzuknüpfen. Unser Salzburger Alamontade ist ein freichristlicher Selbstdenker und Selbstempfinder, von dessen Persönlichkeit wir nur den idealen belletristisch zubereiteten Schein abzuziehen brauchen, um ein Wesen übrig zu behalten, ein schlichtes einfaches Wesen in der Bauernjoppe und im Salzburger Dialekt, das aber im inneren Kern und leider auch in der äußeren romantischen Sclavenkette das Urbild Zschokke's nur um so frappanter und naturgetreuer verwirklicht.

Wer je die wunderherrliche Reise von Salzburg nach Gastein gemacht hat, dem ist gewiß jene vierstundenlange schauerlich-romantische Schlucht unvergeßlich geblieben, welche man den Paß Lueg nennt. Bald über Golling hinaus passirt der Reisende ein Brücklein, den wilden Lammerbach, an der Stelle wo derselbe in die Salza einmündet. Hier beginnt die Schlucht. In schroffen Mauern ragt das nackte Gefels himmelan; die eingepreßte Salza zischt und zürnt, windet und krampft sich wie in einem Gefängniß, und mit schwindelnden Aengsten sucht das schmarotzende Sträßlein längs des Wassers, welches selbst keinen Platz hat, sein problematisches Fortkommen. Die sonderbaren Einschnitte, Gestalten und Farben der Felsen, des bekannten, als Bau-

stein werthvollen Salzburger Marmors, ihre Trümmer und Schuttrunsen, die Spuren des ehemaligen Wasserstandes viele Klafter hoch über dem heutigen tiefer ausgenagten Erosionsbett, hie und da ein Waldschopf oder ein Gebäude an den wenigen Stellen, wo die Schlucht dazu Raum giebt, das Alles unterhält den Reisenden spannend genug; aber zuletzt athmet er doch wieder freier, wenn sich die unheimliche Pforte aufthut, und dort wo das Thal sich erweitert, als erster Gruß möglich gewordener Menschenansiedelungen Schloß Hohenwerfen ihm zuwinkt, welches mitten aus der engen Schlucht auf einem abgerissenen kegelförmigen Felsen aufragt und den hinter ihm liegenden Markt Werfen noch deckt.

Das ist unser — Toulon, ein Stück leider österreichischen Bodens! Das ist der Schauplatz unseres Alamontade!

Das Schloß Werfen wurde von dem Salzburger Erzbischof Gebhard zum Schutz gegen Kaiser Heinrich IV. erbaut (1076), aber mit so schlechtem Erfolg, daß es seine Vertreibung nicht hindern konnte. Die späteren Erzbischöfe wußten diesem Zwing-Uri eine bessere Bestimmung zu geben und befestigten es — gegen ihre Unterthanen! Die mit den scheußlichsten Grausamkeiten befleckten Thaten der Salzburger Inquisition (deputatio secreta) hatten hier ihren Sitz. Sie endeten bekanntlich mit der berüchtigten Vertreibung der Salzburger Protestanten, oder besser — sie endeten nicht damit. Denn eben die Geschichte unseres Salzburger Alamontade giebt Zeugniß davon, was noch möglich war, als diese finsteren Zustände, wie man wähnte, schon überwunden, als die Zeiten, wenigstens öffentlich und officiell, schon milde geworden waren, und man es nur noch Wort haben wollte, die letzten ketzerischen Funken durch „gütlichen Zuspruch" ausgelöscht zu haben.

Sehen wir uns diesen gütlichen Zuspruch in der Nähe an. Unser Bericht macht uns gleichsam zu Augen- und

Ohrenzeugen davon, und versetzt uns in die unmittelbare Gegenwart der Thatsache.

Der Bericht ist eine Handschrift, welche ich bei einer angesehenen Familie in Werfen vorgefunden habe. Ein Großvater der Familie war, — um das häßliche Wort „Kerkermeister" zu vermeiden, — der Schloßcommandant, oder, wie es mit bäuerlicher Bescheidenheit hieß, „der Pfleger" des Salzburger Staatsgefängnisses Werfen. In den Eingangszeilen des Berichtes wird seiner mit Ehren gedacht, und um dieser Zeilen willen ist das Blatt auf die Nachwelt gekommen und wird von der Familie als ein heiliges Erbstück bewahrt. Die Urschrift scheint eine simple Notiz gewesen zu sein, welche ein Reisender des vorigen Jahrhunderts in sein Tagebuch einzeichnete. Wenigstens nennt die Familie selbst ihr Document eine Abschrift. Und die mündliche Familientradition fügt hinzu, der Reisende sei „Einer aus dem Reich" gewesen. Natürlich! Nur Einer von den vorwitzigen und gebildeten „Deutschen" konnte den Fund unseres Salzburger Alamontade würdigen. Bei seinen unliterarischen Landsleuten wäre sein Andenken vergessen worden. Das Volk unter'm Krummstab litt — und schwieg!

Die Handschrift, welche die Familie gut empfohlenen Touristen vorzuzeigen pflegt, beginnt mit den Worten:

„Vor einigen Tagen besuchte ich hier den Landvogt, oder, wie man ihn nennt, den Pfleger von Werfen. Er ist ein sehr artiger und helldenkender Mann, wie es denn auch in den entlegensten Theilen dieses Gebirges viele weit über meine Erwartung aufgeklärte Leute giebt." Hierauf fährt sie fort:

„Unter seinen Gefangenen, die er mir vorstellte und welche zum Theile in Ketten arbeiten müssen, sah ich endlich den Mann, auf welchen man mich schon in Salzburg aufmerksam gemacht und von welchem mir mehr als ein Gastfreund in diesem Ländchen als einer Merkwürdigkeit ge-

sprochen. Er ist es auch wirklich. Ich kann dem Antriebe nicht widerstehen, von meinem Besuche bei ihm Einiges aufzuzeichnen, denn das Gedächtniß ist untreu, und es wäre Schade, wenn solche Erinnerungen spurlos vergingen."

„Merkwürdig genug ist schon das körperliche Aussehen dieses Gefangenen. Ein Alter von mehr als sechszig Jahren hat das blühendste Roth von seinen Wangen noch nicht weggewischt. Sein starker langer Bart und sein schwarzes schönes Haar sind nur hie und da mit etwas Grau untermischt. Er trägt sich so leicht und steht so gerade wie ein Jüngling in seiner vollen Kraft. Seine Stirne und die ganze Bildung seines Gesichtes ist regelmäßig schön und sein großes blaues Auge voll sprechendem Ausdruck müßte auch den geringsten Menschenkenner auf ihn aufmerksam machen. Aus seinem Antlitz leuchtete ein unbeschreibliche Seelenruhe und ein gewisser Stolz, der von einem starken Charakter unzertrennlich ist. Ich wollte seine Geschichte von ihm selbst hören und schreibe sie aus seinem Munde nieder, so gut es gehen will, ohne jenen lebendigen Reiz, den keine Buchstabenschrift in ihrer Gewalt hat."

„Ich bin nun, sagte er, ungefähr 34 Jahre hier als Gefangener. Ich erinnere mich noch der Auswanderung so vieler meiner Mitbürger und habe, so jung ich auch war, viel Theil daran genommen. Als ich heranwuchs, machte die Erinnerung dieses Auftrittes immer mehr Eindruck auf mich. Die Freude, womit so viele meiner Nachbarn ihr Vaterland verließen, um dem Gewissenszwange zu entgehen und in ihrem Glauben frei und ungekränkt zu sein, hatte etwas Großes und Reizendes in meinen Augen. Dies verschaffte den Vorstellungen einiger meiner Freunde und Bekannten, die im Punkte der Religion mit den Kapuzinern nicht Eins waren, leichten Eingang in mein Gemüth. Ich las die Schrift, verglich ihre Lehren mit der päpstlichen und machte mir meine eigene Religion, deren Grundsätze ich nicht eben sehr geheim hielt, weil ich Recht

zu haben glaubte. Damals hatten die Kapuziner, die im ganzen Lande als Missionäre herumzogen, überall ihre Spione, und es konnte nicht fehlen, daß ihnen nicht einige Aeußerungen, die mir in der Hitze verschiedener Religionsdispute entfuhren, sollten zu Ohren gekommen sein. Von dem Augenblicke an verfolgten sie mich, wo ich nur war. Sie kamen sogar in mein Haus und forderten ein Glaubensbekenntniß von mir. Ich wollte überzeugt sein und legte ihnen meine Gründe vor; sie waren aber bald am Ende und ihre Gespräche liefen immer darauf hinaus: es käme mir nicht zu, über Glaubenssachen Untersuchungen anzustellen; der Glaube müsse blind sein und ich müsse ein Glaubensbekenntniß ablegen. Ich sagte ihnen, es wäre mir platterdings unmöglich, etwas gegen meine Ueberzeugung zu glauben; aber Alles half nichts."

„Als ich sah, daß sie mich nicht überzeugen konnten und ihnen an meiner inneren Ueberzeugung auch nichts gelegen war (!), sagte ich ihnen, sie sollten mich nun in Ruhe lassen, ich stünde ihnen mit Ehre und Leben dafür, daß ich meine Gedanken über die Religion für mich geheim halten und Niemand zu meinem Glauben bekehren würde. Umsonst. Täglich brachen sie ungestüm in mein Haus und drangen auf das Bekenntniß eines Glaubens, dem mein Gewissen widersprach. Lieber Herr, ich that Alles, was möglich war, um Ruhe zu haben: aber es war unmöglich. Eines Tages kam ich müde vom Felde nach Hause und als ich mich bei meinem Brot erquicken wollte, stürmten wieder die Kapuziner herein. Ich hatte mir seit einiger Zeit vorgenommen, ihnen kein Wort mehr als: Guten Tag, oder, Guten Abend zu sagen. Als sie ihr altes Geschrei wieder begannen, hörte ich lange ruhig und stille zu und ließ mir mein Brot desto besser schmecken, je mehr sie mich verfluchten. Wie es aber kein Ende nehmen wollte, kroch ich in den Winkel hinter dem Ofen und dachte: Schreiet so lang ihr wollt! Aber auch

da war ich nicht sicher. Ich warf mich endlich ungeduldig aufs Bette und wie der Eine auch jetzt noch an mich heranschritt und mir in die Ohren schrie, kehrte ich ihm den Rücken zu; aber flugs war der Andere wieder auf der anderen Seite und schrie noch ärger als sein Geselle. Endlich ward ich toll, sagte ihnen, ich wäre Herr in meinem Hause, und wie sie es immer gröber machten, sprang ich auf, nahm das erste Beste, was mir in die Hände kam (ich glaube, es war ein Besen) und jagte sie zur Thür hinaus. Nun aber ward ich nicht nur als ein verstockter Ketzer, sondern als ein Verfluchter behandelt, der an die geheiligten Priester des Herrn gewaltthätige Hände gelegt. Man nahm mich gefangen und brachte mich in Ketten hierher. Anfangs litt ich entsetzlich. Hundertmal sagte ich, man sollte mich nur überzeugen und ich wollte es dann mit Mund und Blut bekennen; aber Alles war vergeblich. Man wollte mich zwingen, in die Kirche zu gehen, zu beichten, meine Gedanken über die Religion zu eröffnen ꝛc. Ich sagte, ich könne von meiner Religion weiter nichts offenbaren, als daß ich nicht glaubte, was sie glaubten. Ueberzeugen wollte oder könnte man mich nicht und also würde ich geduldig zur Kirche gehen, wenn man mich's hieße; meinen Glauben aber würde ich nicht ändern und zu beichten hätte ich nichts. Das Unausstehlichste war mir das unabläßige Dringen der Kapuziner auf mein Glaubensbekenntniß. Alles Bitten, mich zu verschonen und alle Vorstellung, daß das Bekenntniß des Mundes ohne Bekenntniß des Herzens nach ihrer eigenen Lehre nichts fromme, war umsonst. Endlich nahm ich mir vor, mich als einen Stummen zu gebärden und kein Wort mehr zu reden, welches ich auch achtzehn ganze Jahre hindurch dem Buchstaben nach hielt. Vor einigen Jahren fing man an, mich gelinder zu behandeln und seitdem habe ich meine Sprache wieder."

„Der Herr Pfleger bestätigte es, daß dieser sonderbare

Mann achtzehn ganze Jahre hindurch keine Silbe gesprochen. Und doch sah man während dieser langen Zeit kein Wölkchen des Unmuths oder der bösen Laune auf seinem Gesichte. Sich immer gleich, that er gelassen und munter Alles, was man ihm, außer der Sphäre der Religion, gebot. Nur einen leichten Zug von Verachtung der Menschen um ihn her will man an ihm bemerkt haben. Wenn man bedenkt, daß sein ziemlich heller Kopf, sein offenes Wesen, sein guter Humor, ihm ein natürlicher und sehr starker Trieb zur Geselligkeit und zur Mittheilung sein mußte, so kann man über seine freiwillige Stummheit nicht genug erstaunen. Durch sein Wohlverhalten in seiner Gefangenschaft brachte er es dahin, daß ihm der jetzige Fürst-Erzbischof, ein sehr toleranter Herr, (!) die Ketten abnehmen ließ und auf Ansuchen des Pflegers eine ansehnliche Zulage zu seinem täglichen Unterhalte bewilligte. Er hatte sich so viel Zutrauen erworben, daß man ihn zu einer Art Aufseher über seine Mitgefangenen gemacht hat. Ungefesselt und ganz frei ward er mit denselben schon mehrere Male zur Arbeit an Orte hingeschickt, wo es ihm sehr leicht war, zu entwischen; aber sein Charakter ist mehr Bürge für seine Person, als die stärkste Kette. Er hat sich — ohne es selbst zu wissen — bei seinen Mitgefangenen so viel Ansehen verschafft, daß er sie mit Einem Worte besser in Zucht halten kann, als der Kerkermeister mit dem Stocke. Die Natur hat ihm eine Ueberlegenheit über den großen Haufen der Menschen zugesichert, ob sie ihn schon in einer Bauernhütte gebar. Jetzt beschäftigt er sich in seinen Nebenstunden freiwillig damit, daß er einen jungen Mordbrenner von ungefähr 16 Jahren, der einige Male aus Muthwille seines Vaters Haus angezündet und seit einigen Jahren an Ketten liegt, lesen und schreiben lehrt, ohne ihm etwas von seinen Religionsbegriffen mitzutheilen. Diese hält er jetzt so geheim, daß ich mit aller vertraulichen Zudringlichkeit, mit allem Bitten und Versprechen nichts aus ihm herausbringen konnte. Er

antwortet mir nichts als: Ich glaube nicht, was die Kapuziner glauben und wünsche mir zu einem vergnügten Leben nichts mehr, als die Bibel. Vor einigen Jahren ließ man einige Male seine Frau zu ihm, die er aber ohne den geringsten Wunsch, ihrer genießen zu wollen, und mit einigen guten und warmen Ermahnungen zu ihrem Besten entließ. Eine Bibel, wonach seine Seele so heftig dürstet, wird man ihm schwerlich gestatten, weil man seiner Schwärmerei (!) nicht noch mehr Nahrung geben will. Alle Salzburger Herren und Damen, in deren Gesprächen von diesem Manne die Rede war, äußerten eine gewisse Hochachtung gegen ihn, aber sie waren auch alle einig, daß es nicht eben sehr politisch gehandelt sei, wegen so einer Kleinigkeit, als man von dem Manne gefordert, ein Märtyrer zu werden." —

Diese Kleinigkeit aber war, der Bauer soll sein Glaubensbekenntniß ablegen, d. h. nichts Geringeres, als sein religiöses Fühlen dogmatisch formuliren! Wir haben aber nur zu deutlich gesehen, daß das die theologische Bildung der Kapuziner selbst nicht vermochte, denn so oft er „überzeugt" sein, also mit dogmatischer Schulung belehrt sein will, war das Latein der rohen Polterer zu Ende! Und die Salzburger Herren und Damen empfinden nichts dabei, als daß dieses „Märtyrerthum unpolitisch sei." Die haarsträubende Ungerechtigkeit, den scheußlichen Justizfrevel dieses verhängten Märtyrerthums empfinden sie nicht!

So sah es in katholischen Erzstiften aus — noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in den Zeiten Friedrichs und Josephs, in dem Decennium vor der französischen Revolution! Es ist nützlich, solche Dinge nicht zu vergessen.

Theokratische Menschenopfer.

Juli 1868.

I.

Die Allocution ist eines von den Dingen, „welche mit gemischten Gefühlen" betrachtet werden, um dieses gangbare Wort zu gebrauchen. Die Einen sind empört, daß ein alter Junggeselle in einer alter Ruine sich anmaßen darf, mit öffentlicher Straflosigkeit über Fürsten und Völker zu schimpfen; die Anderen sind erfreut, daß das Pontificat in Rom wenigstens doch schon aufs Schimpfen reducirt ist und es nicht mehr in seiner Macht hat, drei Millionen Menschen in den Ofen zu werfen, wie wir unsere Papierschnitzel in den Ofen werfen. Diese Macht hatte es noch vor Kurzem, denn was für eine kurze Spanne Zeit sind dreihundert Jahre in der Weltgeschichte! Und just heuer vor dreihundert Jahren war es, da verdammte am 16. Februar 1568 ein Urtheilsspruch des heiligen Officiums sämmtliche Einwohner der Niederlande als Ketzer zum Tode! Nur wenige Personen wurden von diesem größten Galgen, welchen die Welt je gesehen, ausgenommen. Dieses Inquisitionsdecret bestätigte schon zehn Tage danach ein königliches „Ausführungsgesetz" zum unverweilten Vollzuge. Wie gut sich damals „Thron und Altar" noch verstanden! Wie gehorsam damals die Könige noch ganze Völker als Braten in die römische Küche lieferten! Der Gottesknecht befiehlt, der Papstknecht gehorcht und „so wurden drei Millionen Männer, Weiber und Kinder in drei Zeilen zum Schaffot verurtheilt", sagt Motley's Rise of the Dutch republic, vol. II. p. 155. (Der pedantische Apparat des Citirens steht dem Feuilleton sonst nicht gut zu Gesichte, aber wenn man von dem geschändetsten Blatte der Menschengeschichte, von der römischen Mordwuth, berichtet, so klingt Alles so riesenhaft unglaublich, daß man dem Leser und — der Be-

hörde wenigstens den actenmäßigen Nachweis der geschichtlichen Wahrheit schuldig ist.)

Die Mordwuth scheint sich in der römischen Kirche schon früh entwickelt zu haben. Im ersten Jahrhundert pflegten die Heiden zu sagen: Seht, wie diese Christen sich unter einander lieben! Aber schon im vierten Jahrhundert sagten sie: Reißende Thiere sind nicht so grausam wie die Christen, welche im Glauben von einander abweichen.

Im Glauben von einander abweichen, heißt aber noch nicht, ungläubig sein. Das ist wohl zu merken. Auf ein ganz anderes Blatt als die Verfolgung der Hexen gehört demnach die Verfolgung der Ketzer. Die Hexen hatten Christus, die Kirche, die Sacramente, die ewige Seligkeit abgeschworen und sich dem Teufel ergeben. Nichts von dem Allen thaten die Ketzer. Sie glaubten an Gott, an Christus, an die Kirche, an die Sacramente, an die ewige Seligkeit. Sie glaubten und — mußten dennoch sterben! Jene waren in der Kirche wie Unterthanen, welche ihren rechtmäßigen König, mit Hilfe eines auswärtigen Feindes, vom Throne stoßen; diese wie Unterthanen, welche sagen: Mein König ist ein schöner Mann, nur seine Nase gefällt mir nicht. Und nun denke man sich eine Criminalistik welche die Letzteren so gut zum Tode verdammt, wie die Ersteren! Diese Criminalistik vertheidige, wer schamlos genug dazu ist.

Es fehlt heute bereits der größte Theil der Quellen, um der römischen Theokratie jene Massenmorde nachzurechnen, welche man Ketzerverfolgung nennt. So gründlich war die Vertilguug und Ausrottung, daß mit den Opfern auch die Kunde von ihnen verschollen ist. Selbst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst konnten noch ganze Auflagen und bis auf das letzte Exemplar durch Henkershand verschwinden; daraus schließe man, wie leicht es vor der Erfindung dieser Kunst war, die Ueberlieferung himmelschreiender Zeugnisse stumm zu machen. Antonio Llorente, welcher zu den Archiven der spanischen Inquisition Zutritt

hatte, schätzt die Menschenopfer dieses Tribunals auf 31.000. Prescott möchte diese Ziffer herabmindern, aber alles spricht dafür, daß sie noch eher zu klein als zu groß ist. Selbst der Jesuite Mariana bezeugt, daß die spanische Inquisition schon in ihrem ersten Jahre und in der Provinz Andalusien allein 2000 Menschen verbrannt hat. Ein alter Geschichtsschreiber, Bernaldez, hat aufgezeichnet, daß zwischen 1482—1489 in Sevilla 700 Personen verbrannt worden, also in einer Stadt und in einem Jahre 100. Weiter berühmt sich eine über der Thüre der Inquisition von Sevilla angebrachte Inschrift, daß seit Vertreibung der Juden im Jahre 1492 beinahe 1000 Personen durch ihr Blutgericht ums Leben gekommen. Aus solchen Posten ist wirklich ein Schluß auf eine Summe erlaubt, welche Llorente's Angabe rechtfertigt.

Bekanntlich wird die Regierung Karl's V. für milde gehalten und doch haben die Niederlande unter ihm 50.000 Menschen durch den Feuertod der Inquisition verloren. Es ist das die Berechnung einer bedeutenden Autorität, Sarpi, in der Geschichte des Tridentiner Concils. Hugo Grotius, selbst ein Niederländer und eine noch größere Autorität, verdoppelt aber diese Zahl und nennt 100.000. Alba, Philipp's Henker, rühmte sich, für seine Person allein 20.000 Todesurtheile unterschrieben zu haben, ein Datum, welches durch Schiller's „Abfall der Niederlande" Jedermann weiß.

Und doch sind das alles nur Ziffern eines außerordentlich kurzen und gedrängten Zeitraumes. Die Zeitperiode, in welcher die römische Theokratie um der Religion willen morden zu dürfen geglaubt hat und gemordet hat, umfaßt mehr als ein Jahrtausend! Mit keinem Paroxismus irgend einer Schreckensherrschaft ist das zu vergleichen. Denn diese Paroxismen gehen vorüber, verlaufen rasch und acut. Tausend Jahre lang aber ist man nicht im Zustande der Nothwehr. Tausend Jahre lang ist man nicht im Zustande selbst der mißverstandensten Begeisterung für eine Idee. In tau-

send Jahren hat jedes Mißverständniß Zeit, sich aufzuklären. Nur in Rom allein klärte sich nichts auf. Rom war längst nicht mehr die streitende, sondern die gesicherte und triumphirende Kirche, als es seine Grausamkeiten noch ausübte — ohne einen sichtbaren Zweck. Auch tödtete es nicht, wie der Staat tödtet, der blos ein Leben zum Tode bringen will und im Strang oder Schwert die rascheste und schmerzloseste Todesart wählt. Rom wählte die langsamste und martervollste. Rom wählte den Feuertod. Rom tödtete nicht, als wäre der Tod das Ziel, sondern das Leiden, das langsame, verlängerte Leiden in dem noch lebendigen Leibe!

Wie fest der Europäer überzeugt ist, daß er durch feindliche Invasion und blutige Eroberung den mexicanischen Menschenopfern, den indischen Witwenverbrennungen u. s. w. ein Ende machen durfte! Wie fest er von der höheren Mission seiner Cultur überzeugt ist! In einem Blutbade ohnegleichen hat er die Inka-Hauptstadt Mexico erstürmt, den Tempel und das Bild des schrecklichen Kriegsgotts Huitzilopochtli zerstört, er malt den kupferfarbigen Indianern die Gräuel ihres Gottesdienstes mit der erhabensten Beredtsamkeit aus, er predigt ihnen mit Honiglippen das süße Herz Jesu, die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, das Lamm Gottes und den guten Hirten.

Mit welchem Auge mag es der Mann der rothen Haut nun angesehen haben, als eines Tages von der neuerbauten Kirche die Todtenglocke tönte, ihre Pforte sich öffnete, mit fliegenden Fahnen nnd dampfenden Rauchfässern im Pomp ihrer goldgestickten Ornate eine Prozession der weißen Priester auszog, eine Prozession, welche einen Menschen mit sich schleppte, ihn an einen Pfahl band, Feuer um ihn anlegte und das Schmerzensgeschrei des Gemarterten mit schauerlichen Gesängen zum Lobe ihres Gottes übertäubte! Mit welchem Auge mag er dieses Trauerspiel angesehen haben, als er es in kürzester Frist zehn-, hundert-, tausendmal sah! Wahrlich, es kann einen Standpunkt geben,

auf welchem der Menschenfreund dem Tage fluchen muß, da Columbus aus dem Hafen von Palo absegelte, denn seinen drei Caravellen folgte die giftigste Pest, welche unser Erdball jemals entwickelt, es folgten ihm jene entsetzlichen Wesen, welche in der einem Hand das Kreuz, in der andern ein Feuerbecken trugen, womit sie in Mexico, Lima, Chili, Peru sengend und brennend in die Hütten der Unschuldigen einbrachen und die sogenannten Wilden die wildeste Art der Menschenopfer lehrten. Der indianische Kriegstanz, der über dem geschlachteten und gebratenen Feind seine Orgie hält, ist ein harmloses Ballet gegen die römische Erfindung des Menschenmords, welche den Feind verbrannte *ohne* ihn früher zu tödten und *ohne* — daß er ein Feind war. Denn noch einmal sei es gesagt: der sogenannte Ketzer war *kein* Feind Christi, ja nicht einmal der Kirche; er diente ihr, er ehrte sie, er glaubte ihre Dogmen, nur beging er die Unvorsichtigkeit, bei der Auffassung und Auslegung derselben — seine Vernunft zu gebrauchen. Der Ketzer stand fast nie auf dem Standpunkte, wo die Vernunft des Glaubens nicht mehr bedarf, sondern blos auf dem, wo mit und neben dem Glauben auch die Vernunft thätig ist. Ein Denker, ein Forscher, ein Freund der Wahrheit, war er das edelste und werthvollste Glied der menschlichen Gesellschaft, ja eine zeitlang unter den Verthierten eigentlich *der Mensch* allein. Er war nicht wie die Hexe ein vereinsamtes faselndes Weib, sondern ein Mann inmitten des werkthätigen Lebens und oft im ersten Aufflammen einer jugendlichen, die edelsten Früchte verheißenden Begeisterung. Und nun die Familie des Ketzers! Wenn ihm selbst schon der Gott in seiner Brust die Kraft gab, den qualvollsten und ungerechtesten Tod, welchen zelotische Pfaffen ihn sterben ließen, mit Märtyrergeduld zu ertragen, so denke man sich, daß derselbe Pfaffe die Lehre verbreitete, diese Todesqual sei nur ein schwaches Vorbild des höllischen Feuers, dem er auf ewig verfallen sei, und was die Frau, die Schwester, die Tochter

des Ketzers, was das liebende, zartorganisirte Weib durch diese entsetzliche Lehre gelitten haben muß! Sie sah den Körper dessen, der ihr theurer als das Leben war, verrenkt und sich winden in zuckenden Schmerzen, sie beobachtete, wie das langsame Feuer gräßlich von Glied zu Glied schlich, und wenn nun der letzte Angstschrei verhallt und der gemarterte Leib ruhig war, so sagte man ihr, daß dieses Alles dem Gotte, dem sie diene, wohlgefällig sei, und daß sie nun mit verdoppeltem Kircheneifer dem Himmel nachtrachten müsse — eben jenem Himmel, welchen zu glauben just darum die Wonne der Gläubigen ist, weil sie darin die lieben Ihrigen wieder zu finden hoffen, von welchem aber ein Angehöriger, der ein Ketzer war, durch die unversöhnliche Rachsucht des Priestergottes von Ewigkeit zu Ewigkeit ausgeschlossen sein sollte!

Ein Terorrismus, d. h. ein System, welches mitten aus dem beweglichen Menschensinn heraus etwas Festes und Ewiges schaffen will, gleichsam wie die große Meisterin der Menschen, die Natur, selbst schafft, unwiderstehliche und unerbittliche Elementar-Gewalten: ein solches System hat zu allen Zeiten die Nothwendigkeit gefühlt, unbestechlich zu sein. Unbestechlich, wie es der Blitz ist, das Erdbeben, der schwarze Tod, der feuerspeiende Vulcan und der verheerende Lavastrom! Unbestechlich, wie es das Schicksal ist, wie es der Himmel ist, wie es der Arm Gottes ist! Darum war Robespierre, der größte Massenmörder unserer Tage, auch der Unbestechlichste, im richtigen Gefühl, daß ein schonungsloses Morden von Menschen wenigstens ein ausnahmsloses und unparteiisches sein muß, soll es der Opferdienst einer Idee und nicht die Bubenlaune eines tollen Tyrannen scheinen. Leider waren die theokratischen Robespierres nichts weniger als unbestechlich! Wir haben die Familie eines Ketzers geschildert, welche am Feuerpfahl eines guten Vaters, eines zärtlichen Bruders, eines liebevollen Gatten, eines Mannes, der vielleicht das Muster

aller Tugenden war, sich überreden sollte, er habe seine gräßliche Todesstrafe verdient und die ewige Verdammniß dazu! Wie aber, wenn nun dieselbe Familie, von dem herzzerreißenden Autodafé nach Hause kehrend, schon in der nächsten Straße einem Manne begegnete, welcher lustig zu Pferde dahertrabte und welcher nicht etwa diese oder jene Ceremonie anzweifelte, sondern vor Jedermanns Augen und Ohren die ganze Kirche selbst für eine Lüge erklärte?! Die Inquisition in Bologna ließ (1497) den „wohlprotegirten" Arzt Gabrielle de Saló mit einer bloßen Reue-Erklärung durchschlüpfen, obwohl derselbe folgende Reden zu führen pflegte: Christus sei nicht Gott gewesen, sondern der Sohn des Joseph und der Maria, aus einer natürlichen Zeugung entsprungen; er habe die Welt mit seiner Arglist ins Verderben gebracht; den Kreuzestod möge er wohl wegen begangener Verbrechen erlitten haben, auch werde seine Religion nächstens aufhören; in der geweihten Hostie sei sein wahrer Leib nicht; seine Wunder habe er nicht vollbracht aus göttlicher Kraft, sondern durch die Hilfe der Sterne ꝛc. ꝛc. Tausende brannten als Ketzer am Pfahl, welche über all dieser Reden sich selbst entsetzt und nichts von dem, was hier geleugnet wurde, zu bezweifeln gewagt hatten, aber — der „wohlprotegirte" Arzt Gabrielle de Saló lebte und die Tausende starben! Diesen noch heute empörenden Fall von Parteilichkeit erzählt Burckhardt in seiner Geschichte der Renaissance und seine Originalquelle ist wieder: Bursellis, ann. Bonon. bei Murat XXIII. Col. 915.

Von der französischen Schreckensherrschaft weiß man, daß sie zuletzt ihren Zweck, den Schrecken, gänzlich verfehlte, und zu einer frevelhaften Carricatur der Todesverachtung führte, wobei man rothe Seidenfäden um den Hals als Schnittwunden, goldene Guillotinchen als Schmuck trug und auf dem sogenannten „bal des victimes" nur den Witwen, Waisen und nächsten Blutsfreunden eines Hingemordeten — zu tanzen erlaubte! So wenig ertrugen die menschlichen

Nerven nur drei Jahre lang den Schrecken! Man denke nun, welche Verheerungen in der menschlichen Sittlichkeit ein Revolutions-Tribunal anrichtete, wie die römische Inquisition, welches jahrhunderte lang im Schrecken arbeitete und periodisch mit einer die französischen Blutmänner weit überbietenden Heftigkeit! Wahrlich, wenn Hartpole Lecky in seiner „Geschichte der Aufklärung" — neben Buckle's „Geschichte der Civilisation" eines der beachtenswerthesten neuern Bücher — eine Betrachtung über dieses Thema mit der Bemerkung schließt, „daß die Kirche Roms mehr unschuldiges Blut vergossen hat, als irgend eine andere Institution, die je unter Menschen bestanden hat": so findet die schauderhafte Progression statt, daß all' diese Ströme des unschuldig vergossenen Blutes noch immer nicht das Aergste zu sein scheinen neben dem unermeßlichen Schaden, welcher über dem Scheiterhaufen der Todten der Sittlichkeit der Lebendigen zugefügt wurde. Wer zählt die Zahllosen, auf welche der Schrecken leider allzugut wirkte, und welche nicht die Standhaftigkeit hatten, zu sterben, sondern der Kirche zwar innerlich trotzten, aber äußerlich sich ihr unterwarfen und welche mit verbittertem Gewissen und zerrütteter Selbstachtung ihr geschändetes Dasein zu Grabe schleppten! Und wer zählt jene zahllosen Anderen, an welchen der Schrecken alsbald sich abstumpfte, und welche sich angewöhnen konnten, wie Kinder Heuschrecken zerzupfen, lebendige Menschen im Feuer gefühl- und gedankenlos leiden zu sehen! Glaubt man noch eine Kunde von Menschen und nicht vielmehr von Teufeln der Hölle zu lesen, wenn man liest, daß die Könige von Spanien mit Menschenverbrennungen ihre Hochzeitsfeste würzten, und daß sich dabei ereignen konnte, was Limborch im 40. Capitel seiner Geschichte der Inquisition erzählt:

„Unter den Opfern von 1680 war auch ein jüdisches Mädchen von nicht 17 Jahren, deren wunderbare Schönheit Alle, die sie sahen, in Entzücken versetzte. Als sie zum Schei-

terhaufen ging, rief sie der Königin zu: Große Königin, ist Eure Gegenwart nicht im Stande, mir einige Linderung in meinem Jammer zu verschaffen? Erwäget meine Jugend, und daß ich verdammt werde wegen einer Religion, welche ich mit der Milch meiner Mutter eingesogen habe." Die Königin wendete ihre Augen weg und nach einer entsetzlichen Stunde war das schönste Mädchen Spaniens und das unschuldigste Kind — eine Kohle!

II.

So schwarz, wie die Verbrechen der Theokratie, läßt sich Alles malen, wenn man eben die Tendenz dazu hat. Wir wenden uns daher selbst ein, was dem gebildeten Leser im ganzen Laufe unseres ersten Artikels auf der Zunge schwebte, damit wir nichts schuldig zu bleiben scheinen, sondern den zweiten Mann hören wie den ersten. Läßt sich doch leider nur allzuleicht auch dem Einwande wieder ein Einwand entgegenhalten.

Demnach also mag der gebildete Leser uns einwenden, daß, wie man bei vielem Lichte viel Schatten findet, man umgekehrt auch von dem Schatten auf das Licht schließen müsse; daß das Heil, welches die christliche Kirche der Menschheit gebracht habe, schon einen Preis und zwar einen hohen Preis werth ist, und daß just die unerbittliche Strenge, womit der Schatz des Glaubens bewacht wurde, einen Maßstab anzeigt für die Größe und Kostbarkeit des Schatzes.

Aber ein solcher Schatz ist jede Religion; die Religion überhaupt ist ein solcher Schatz. Wo immer das menschliche Herz eine Religion sich offenbart, dort drückt sie genau die Bedürfnisse dieses Herzens aus und gibt ihm jenes höchste Maß von Beseligung, das es zu fassen fähig

ist. Die Beseligung liegt schon im Begriff der Religion. Jede Religion beseligt, aber nicht jede verfolgt. Als die christliche Kirche zu herrschen anfing und nun sofort auf die Unterdrückung der Heidenthums mit Todesstrafen ausging, da standen in vielen Theilen des römischen Reiches die heidnischen Bauern auf und vertheidigten in Verzweiflungskämpfen den alten väterlichen Glauben, der eben auch ihre Seligkeit war. Sie vertheidigten ihre alten Götter, welchen sie nicht mehr opfern sollten, und ihre alten Tempel, welche vor ihren Augen zerstört wurden. Sie wollten nichts wissen von der neuen Seligkeit; sie hatten ihre Seligkeit schon. Und ein edler Mann, Libanius, Minister Kaiser Julians, trat als Vertreter der Bauern auf und führte ihre Sache mit Worten, die der Unsterblichkeit werth sind. Sein Brief an den Kaiser — eine Art heidnische Allocution oder Hirtenbrief — ist so gemüth- und seelenvoll, wie es die christlichen schon lange nicht mehr sind. Der Tempel, schrieb Libanius, sei den Bauern das wahre Auge der Natur, das Sinnbild und die Offenbarung einer gegenwärtigen Gottheit, der Trost aller ihrer Mühsal und die heiligste aller ihrer Freuden. Zerstöre man die Tempel, so würden ihre theuersten Beziehungen vernichtet. Das Band, welches sie mit den Todten verknüpft, würde zerrissen. Die Poesie des Lebens, der Trost der Arbeit, die Quelle des Glaubens würde zerstört sein u. s. w.

Welche Religion kann den Menschen Besseres leisten, als es hier das Heidenthum thut? Und doch brauchte die Religion des Zeus und Apollo keine Dominicaner und keine Scheiterhaufen, sie hat nie ein Drei-Millionen-Volk wie die Niederländer zum Tode verurtheilt, oder andere Völker, wie die Waldenser und Albigenser, wirklich zu Tode zertreten. Es ist nicht wahr, daß irgend eine Heilslehre das Recht hat, sich mit Maßregeln des Unheils durchzusetzen; es ist nicht wahr, daß der Werth einer Idee mit dem Verfolgungsgeiste derselben in einer Proportion stehen muß. Die Wuth der

Verfolgung kann eine Sache der menschlichen Leidenschaft sein, welche auf die Göttlichkeit der Idee nicht nur keinen Schluß zuläßt, sondern ihn ausdrücklich verbietet. Das Machwerk der französischen Republik müßte eines der edelsten Dinge gewesen sein, wenn es am Werthe des vergossenen Blutes gemessen werden könnte. In Wahrheit aber waren von den französischen Blutmännern nur die wenigsten ehrliche Schwärmer, welche an die Möglichkeit der Republik glaubten; weitaus die meisten waren sich vollkommen bewußt, daß sie gegen den Strom schwammen, daß sie die Masse des Volkes wider sich hatten, und daß sie den Schlund der Guillotine blos füllten, um ihren Personen die gezählten Tage der Herrschaft und der Sicherheit elendig zu fristen. Just für die Unmöglichkeit und Werthlosigkeit der Idee zeugt der Höhengrad der Verfolgung. Nur die Dümmsten der verfolgenden Masse konnten im guten Glauben handeln; die Wissenderen mußten wissen, daß mit Massenhinrichtungen die menschliche Vernunft zu unterdrücken, genau so viel heiße, als die Menschen solange umzubringen, bis sie sich abgewöhnten, irgend einen Nervenstrang oder einen Muskel zu haben, der ein- für allemal zu ihrer Anatomie gehört.

Tiefer ist folgender Einwand.

Es sind wohlfeile Lorbeern, gegen die Tyrannen der Menschheit zu declamiren und die Regierten als die unschuldig Leidenden, die Regierer als die Treiber und Dränger darzustellen. Wohlfeil sind diese Lorbeern, aber nicht rühmlich, denn nur der seichte Aufklärer gewinnt sie, der Philosoph verschmäht sie. Im philosophischen Sinne nämlich ist die ganze Menschheit ein einziges Individuum und Alles, was sie leidet, fügt sie sich selbst zu. Sie erzeugt sich die Dränger und Treiber und sie duldet die Dränger und Treiber. Die Menschheit leidet nie unschuldig, sondern ihr Leiden ist stets ihre Schuld, weil sie selbst die Quelle ihres Leidens ist. Es fällt ja keine Geißel von Außen her auf ihren Rücken, sondern ihre eigene Hand schwingt die Gei-

ßel. Die Geißel ist eine von den Erscheinungen ihres eigenen immanenten Begriffes.

Wer wüßte das nicht? Aber hätten wir nur einen einzigen Satz, welcher rein und ganz wahr wäre, so hätten wir auch die ganze Philosophie und den Schluß der Philosophie. Ginge jener Satz, oder besser gesagt, jene Anschauungsform mit der Wahrheit ohne Bruchtheil und Rest auf, so dürfte von Schuld, Verdienst, Zurechnung nicht weiter die Rede sein, so wäre die Geschichte der Menschheit, die wir für eine sittliche halten, weiter nichts als Naturgeschichte, wie die Geschichte eines Grashalms oder die Geschichte eines Korallenriffs.

Das Individuum als Gattungsbegriff und die Gattung als Individuum zu setzen, ist eine Escamotage, womit sich die blendendsten Mischungen des Wahren und Falschen erzielen lassen. Aber auf die Gefahr hin, aus den Höhen der Metaphysik in den platten und gemeinen Menschenverstand wieder zurückzusinken, sei die Bemerkung gewagt, daß, empirisch betrachtet, mein Individuum selbst schon kein individuum (d. h. ein Ungetheiltes) ist, sondern ein Doppelwesen und eine Doppelnatur. Wenn mein Magen einen Magenkrebs hat, so ist dieser Magenkrebs nicht zugleich ein Gehirnleiden, sondern in meinem Gehirne lebt etwas, das sich verantwortlich fühlt, für die Heilung des Magenkrebses zu sorgen. Habe ich dagegen ein Gehirnleiden und wird das Organ des Denkens selbst denkunfähig, so wird Niemand sagen, mein Magen, mein Herz, meine Leber hätte einstweilen das Denken übernehmen und auf die Heilung des denkkranken Gehirns bedacht sein sollen. So finde ich in mir selbst schon eine Zweiheit, wovon der eine Theil verantwortlich und schuldig, der andere Theil aber unverantwortlich und unschuldig ist.

Und so werde ich denn die Zweiheit wol auch im Menschengeschlechte finden, selbst wenn es ein Individuum ist. Das Menschengeschlecht erzeugt sich selbst seine Leiden: —

dieser Satz bringt mich noch nicht zur Ruhe; immer werde ich fragen dürfen: aber wie verhält es sich zu seinen Leiden? In dieser Frage wird mir die menschliche Naturgeschichte wieder zur Menschengeschichte; in dieser Frage gewinne ich wieder das Recht der Kritik, der Zurechnung, des sittlichen Urtheils, das Recht der Belobung und der Verdammung.

Es ist schon gut, sich den philosophischen Satz gegenwärtig zu halten, daß die Menschheit ein Individuum ist und Leidender und Leidensursache in einer Person. Die fürchterlichen, ja unerträglichen Einseitigkeiten des Liberalismus und Rationalismus verlieren dadurch ihr kurzathmiges Tempo und lernen athmen in den großen und breiten Schwingungen der wirklichen Geschichtsfühlung. Um aber nicht in gänzlichen Stumpfsinn historischer Gleichgiltigkeit und Fühllosigkeit auszuarten, ist es nicht minder gut, alle Geschichtsleiden an der Frage zu controliren: Wie verhielt sich die Menschheit zu diesen Leiden? Je nachdem die Antwort auf diese Frage fällt, wird bald die Sentimentalität der „volksthümlichen", bald die Unbarmherzigkeit der „objectiven" und „vornehmen" Geschichtsschreibung jene schönbelebte Mäßigung gewinnen, welche dann wohl dem wahren Werthe der Dinge gleich kommt.

So pflegen z. B. die Liberalen des Westens gegen den russischen Despotismus zu declamiren, welchen sie als ein Leiden und eine Geißel der Menschheit mit großem sittlichen Aufwande verdammen, Und doch wäre er das Alles, wenn er eben zu uns, zum liberalen Westen importirt würde, ist es aber mit nichten auf seinem eigenen russischen Stammboden. Im Gegentheile lehrt uns die ganze Geschichte Rußlands und zwar mit einer seltenen Evidenz, daß das russische Volk zum Despotismus seiner Regierung in allen Zeiten sich passiv, ja zustimmend verhielt, daß es ihn vertrug, ja bedurfte, daß es einen so ziemlich richtigen Ausdruck seiner Nationalität in demselben erkannte. In diesem Falle

ist es beinahe vollständig wahr, daß die Menschheit als leidender und leidenzufügender Theil Eins sei, und daß in eben dieser Identität das Leiden selbst sich aufhebe.

Ein ganz anderes Ergebniß dagegen erhalten wir, wenn wir die Leiden, welche die römische Theokratie der Christenheit zugefügt hat, auf die Frage examiniren: Wie verhielt sich die Christenheit gegen diese Leiden? Sofort sehen wir den Körper der Christenheit sehr thätig und lebhaft gegen dieses Leiden reagiren, es auszustoßen beflissen, wie der gesunde Körper einen Krankheitsstoff ausstößt; wir sehen Schmerzen, wir sehen zuckende Glieder, wir hören Schreie, und das Alles verbunden mit großen Energien, den eindringenden Feind zu bekämpfen, ihn zu überwinden, das Wohl und Heil wieder herzustellen. Hier sind Peiniger und Gepeinigter, Henker und Gehenkter nicht eben sehr philosophisch und schulgerecht Eins; sie treten vielmehr ungemein deutlich und sichtbar in zwei Theile auseinander: man muß den einen Theil bemitleiden, man darf und muß den anderen Theil hassen. Kurz der Boden eines entschiedenen sittlichen Urtheils ist hier sehr breit und geräumig gegeben.

Obrigkeiten und Völker haben gegen die Inquisition sich gewehrt.

Die Gerichtsbarkeit über Leben und Eigenthum war von jeher und ist ihrer Natur nach eine weltliche; in Strafsfällen gegen die Ketzer wurde dieselbe, wie billig, unter Zuziehung eines Bischofs ausgeübt. Dieses Verhältniß umzukehren, den Bischof zum Inhaber der Gerichtsbarkeit, die weltliche Behörde aber zur bloßen Assistenz, ja zum stimm- und willenlosen Strohmann herabzudrücken, war nun das unaufhörlich und hartnäckig verfolgte Bestreben Roms. Da aber selbst die Bischöfe noch immer Anwandlungen von volksthümlicher und nationaler Denkungsart hatten, und ihren Mitbürgern gegenüber nicht immer so römisch-ausländisch dachten, wie Roms Anmaßung es wünschte, so wagte Rom einen Gedanken, welcher die nackte Usurpation

war, und keinem Staatsrechtslehrer einen Ausweg offen läßt, ihn anders zu nennen. Die römische Curie erfand sich nämlich einen eigenen Gerichtshof, die Inquisition, welchen sie aus Mitgliedern eines ihr blind ergebenen Ordens, der Dominicaner, besetzte, und in der Hand eines General-Inquisitors vollends centralisirte. Diese Inquisition drückte denn bald auch den Bischof des Gerichtssprengels, welchem sie sich aufgedrängt hatte, und welcher scheinbar ihr Vorsitzender war, zum bloßen Figuranten herab, wie dieser die weltliche Obrigkeit, den natürlichen und ursprünglichen Gerichtsherrn beiseite zu drängen und zu nullificiren die Pflicht gehabt hatte. Von der letzteren, der weltlichen Obrigkeit, war gar nicht mehr die Rede. Es blieb ihr nichts mehr als der Bütteldienst der Executive. Das Inquisitions-Tribunal übergab ihr den verurtheilten Ketzer, auf dessen Aburtheilung sie nicht den geringsten Einfluß gehabt, zu einer „*milden*" Bestrafung; aber wehe, wenn sie nicht die härteste wählte! Auf ein Mißverständniß dieser Heuchelei stand die Excommunication!

Bedenkt man nun aber, daß in den früheren Jahrhunderten das kirchliche Leben fast den ganzen Rahmen auch des politischen ausfüllte; bedenkt man ferner, wie weit der Begriff eines Ketzers war und wie weit er gemacht werden *konnte*, und daß dem Staate der Einfluß entzogen wurde auf die Definition dieses Begriffes und auf den einzelnen Fall seiner Anwendung, so will die Einsetzung dieses sogenannten Ketzergerichtes nichts Geringeres sagen, als daß sich mit dieser Handhabe der Bischof in Rom zum eigentlichen Souverän jedes christlichen Landes gemacht hatte, daß es practisch genommen neben dieser Inquisition eine weltliche Obrigkeit gar nicht mehr gab; denn jene war es und nicht der Landesherr und sein Landesgericht, welche in jedem Lande jedes Unterthans Leben und Gut in der Hand hatte. In der That die vollständigste Usurpation, welche die Welt je gesehen! Bei dieser Uebertragung der welt-

lichen Souveränetätsrechte auf das Haupt eines Geistlichen sanken die europäischen Staaten zu asiatischen und afrikanischen Khalifaten herab und sollte von dem culturreichen Namen Europas in der Welt noch die Rede sein, so wurde die Abschüttlung dieses römischen Joches der Inbegriff aller Pflichten für jeden Europäer.

Die Europäer thaten ihre Pflicht. Fast alle Regierungen widersetzten sich der Einführung der Inquisition. Und als der Widerstand der Regierungen entweder gebrochen oder umgangen worden war, brachen in allen Ländern der Christenheit die Flammen des Volksaufstandes aus. Als die Spanier es versuchten, die Inquisition ihrer Provinz Neapel aufzunöthigen, erhob sich eine so allgemeine Empörung dagegen, daß selbst die grausame spanische Gewaltigkeit das Unternehmen aufgeben mußte. Eben so wüthend sträubten sich der Norden und die Mitte Italiens. Die Aufstände in Mailand und Parma (1242 und 1279) drohten diese Communitäten fast aufzureiben und geringere Unruhen zeigten sich in vielen anderen Städten. Obwohl die Päpste Alles, was in ihrer Macht stand, aufgeboten hatten, um das Officium mit einer religiösen Anziehungskraft zu bekleiden; obwohl sie den Beamten denselben Ablaß gewährt hatten, wie früher den Kreuzfahrern, und einen Ablaß für drei Jahre allen Denen, welche, ohne Inquisitoren zu sein, zur Verurtheilung eines Ketzers beitragen wollten; obwohl auch der Bannfluch der Excommunication gegen Alle geschleudert wurde, welche die Inquisitoren an Erfüllung ihres Amtes hinderten: die Empörung der Italiener blieb doch Jahrhunderte lang unauslöschlich. So finden wir 1518 den District von Brescia in Folge der Verurtheilungen der Inquisition in so wilder Gährung, daß die Regierung nur durch Vernichtung dieser Urtheile, und selbst dann noch mit Schwierigkeit die Gemüther beschwichtigen konnte. Ein ähnlicher Ausbruch fand in Mantua 1568 statt, und selbst in Rom wurden beim Tode Pauls IV.

die Gefängnisse der Inquisition gewaltsam erbrochen und ihre Acten von einer wüthenden Volksmenge zu Asche verbrannt.

Das einzige katholische Land, welches nicht reagirte, sondern duldete, welches, wie Rußland den Czar, den theokratischen Terrorismus volksthümlich hegte und eine wirkliche philosophische Einheit des Henkers und des Gehenkten darstellte — Spanien, dieser Abtrünnige Europas, ist heute aus Europa fast hinausgefallen und zu einem vergessenen Grenzwinkel Afrikas geworden. Am glänzendsten dagegen bewährte sich Deutschland; nicht in leidenschaftlichen aber vereinzelten Volksaufständen hat es gegen das römische Khalifat sich empört, sondern seiner Natur gemäß in einer That des Gewissens und der Wissenschaft, in einer That, welche ruhig, gründlich aber furchtbar summarisch, für alle Zeiten und definitiv verhinderte, daß das Evangelium zum Koran, daß die Politik und die Civilisation zum Priester-Monopol, daß unsere Verfassung eine egyptisch-indische Theokratie wurde. Wenn Europa Europa blieb, so wird jeder Gebildete heute das Zeugniß ablegen — auch jeder gebildete Katholik — daß er das Verdienst davon neidlos der Reformation zuerkennt.

Die Jesuiten in Oesterreich.

Geschrieben 1867.

I.

Was würdest Du gesagt haben, freundlicher Leser, wenn die Krone Frankreich die Tendenz verfolgt und das Programm durchgeführt hätte, alle Franzosen — in Deutsche zu verwandeln, um sie in Uebereinstimmung mit den Deutschen zu bringen, welche Frankreich seit Ludwig XIV. an den deutschen Elsässern besaß? Und was würdest Du

sagen, wenn der Kaiser von Oesterreich uns geböte, Juden zu werden, weil eine Million Juden in Oesterreich leben? Was würdest Du sagen, wenn sich eines Tages die politische Staatsmaxime etablirte, die unermeßliche Mehrheit auf die Form der verschwindenden Minderheit umzustülpen? z. B. 29 Millionen Menschen uniform zu machen mit der dreißigsten einen Million? Du würdest zu träumen glauben. Und wenn Du nach einer Reihe von Jahren aus dem Traume erwachtest, und die Franzosen wirklich in Deutsche, die Oesterreicher wirklich in Juden verwandelt fändest; was anders wäre Dein erster Gedanke als: wie viel Jammer und Elend, wie viel Blut und Thränen muß dieses widersinnige Gewaltwerk gekostet haben! Wie muß die Axt des Zerstörers die Volkskraft ins tiefste Mark getroffen, sie auf Jahrhunderte, vielleicht auf ewig, gebrochen haben, bis am todten Leichname diese Umwandlungen möglich waren!

Nun wisse, freundlicher Leser! Diese unglaubliche und buchstäblich toll klingende Parabel hat vor 250 Jahren in der Geschichte Oesterreichs im bittersten Ernste gespielt. Die Karten zu diesem Spiele hat jener Orden gemischt, welcher sich sehr anmaßend das, was wir Alle sind, nennt, eine Gesellschaft Jesu, und die Spielmarken in diesem Spiele haben die Völker Oesterreichs von der Schlacht am weißen Berge bis zur Schlacht von Königgrätz in ununterbrochenen Verlusten an Leib, Leben, Wohlstand, Sicherheit, Macht, Ansehen, Bildung, kurz im Bankerotte bezahlt.

Die Völker der österreichischen Erblande waren heute vor 300 Jahren so überwiegend evangelisch, daß die Katholiken unter ihnen spurlos verschwanden. Als Ferdinand I. (1556) die Regierung antrat, waren neun Zehntel des Volkes protestantisch, wie ein venetianischer Gesandter berichtet, welcher zugleich hinzusetzt: „Doch lebten Alt- und Neugläubige in völliger Eintracht neben einander; erst die Jesuiten warfen die Brandfackel ins Land.“ Vierzig Jahre später

war das Verhältniß noch viel vorgeschrittener und die Protestanten standen zu den Katholiken nicht mehr wie 10 zu 1, sondern fast wie Alles zu Nichts. Als Ferdinand II. (1596) in seiner Hauptstadt Graz das Osterfest feierte, nahm er fast allein das Abendmahl nach katholischem Ritus und außer ihm gab es in ganz Graz nur noch — drei Katholiken! Im ganzen Lande, nämlich in Steiermark, zählte man von den alten Adelsgeschlechtern nicht mehr als ein katholisches — die ausgestorbenen Herberstorfe — in Oesterreich fünf, in Kärnten sieben. Kurz, wir waren evangelisch, wie es Preußen, Holland, Schweden noch heute sind.

Da kamen von jenseits der Berge (ultra montes) einige Fremdlinge ins Land, spanische Männer in schwarzen Röcken, welche einen anderen Glauben mitbrachten, als der unserige war. Ein Menschenalter — und die Millionen unserer Vorfahren glaubten, was die spanischen Fremdlinge glaubten!

Wie ging das zu? Ein Jesuit selbst gibt Antwort. Kaspar Scioppius sagt es in seiner „Lärmtrommel des heiligen Krieges" mit dürren Worten heraus: „Der einzige Weg, das zu erreichen, sei eine Straße von Blut."

Welch ein Gastverhältniß, man denke! Eine Handvoll Fremdlinge kommt ins Land und jagt die ganze Bevölkerung hinaus, wenn sie nicht glaubt, was die Fremdlinge glauben! In unseren milderen Zeiten hat man vorsorglich den Belagerungszustand verhängt, um vor „fremden Elementen" zu schützen; damals gings umgekehrt: ein Dutzend Fremder erklärte die Millionen der Einheimischen in Belagerungszustand!

Natürlich konnten die Jesuiten das nur im Besitze der landesherrlichen Vollgewalt. Wie dieser Besitz ihnen theils freiwillig anvertraut, theils zu erschleichen möglich wurde, bedarf einer Erklärung. Vorläufig nur so viel, daß der erste Gesichtspunkt, aus welchem die Jesuiten aufgenommen

wurden, nichts weniger als ein reaktionärer, vielmehr ein so fortschrittlicher, wie Luthers selbst, war.

Es scheint ein böses Omen, daß die zwei Kaiser, welche an der Wiege der Reformation standen, Maximilian I. und Karl V., beide Anwandlungen hatten — Päpste zu werden! Aber es scheint nur. Bedenkt man nämlich, daß die Kirchengeschichte damals in einer Krisis war, in welcher der Papst gar leicht selbst hätte evangelisch werden, Viele sagen, es hätte werden sollen: so will dieses Omen wieder nichts Schlimmes bedeuten.

Namentlich Kaiser Max hätte alle Anlage gehabt, ein gar guter evangelischer Papst zu werden. Der alte Herr war zwar ein starker Phantast, er hatte aber eine Portion Menschenverstand, welche zu unserem größten Vergnügen beweist, daß Poesie und Wirklichkeit einander nicht ausschließen. In den 22 Büchern, welche der kaiserliche Gemsjäger geschrieben hat und welche auf der Hofbibliothek zu Wien stehen, finden sich Gedanken, welche nach der gesundesten Alpenluft riechen. So fragt er z. B. im Jahre 1508 den Abt Trittheim, einen von den altliberalen Vorläufern der Reformation und des Humanismus, folgender Weise: Da die Christenheit nur einen kleinen Theil der Erde begreift, sollte nicht jeder, der an Gott glaubt, ohne weiteres selig werden können? — Warum ist die Offenbarung an vielen Stellen dunkel, sagt, was man nicht wissen will und verschweigt, was man so gerne wüßte? — Wie sollen Hexen über die bösen Geister Macht haben und ein ehrlicher Mann kann von keinem Engel etwas erhalten? Und als er mit seinen zwei letzten Lebensjahren noch die zwei ersten von Luther's Auftreten erlebte, sagte er einst zu dem sächsischen Rathe Pfeffinger: Was macht euer Mönch? Wahrlich, seine Positiones sind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen! — Man sieht, der Gemsjäger wäre just nicht der schlechteste Papst gewesen.

Ein ganz anderer Charakter war Karl V. Max nahm was wir sonst von ihm wissen, die Reformation zu leicht, Karl zu schwer. Jenem war sie ein Spiel, das die Pfaffen untereinander trieben, diesem eine gefährliche Rebellion gegen die ganze politische Reichsverfassung. Großvater und Enkel repräsentiren nach zwei entgegengesetzten Seiten hin, die reinsten Typen des ganzen österreichischen Stammcharakters. Kaiser Max unruhig, feurig, abenteuerlich, phantasievoll, gemüthlich, poetisch, voll sorgloser Sinnlichkeit, voll leichtsinniger Lebenslust, stellt den Charakter des Volkes dar; Kaiser Karl ängstlich, zaghaft, mißtrauisch, unentschlossen, ein ewiger Zweifler und Klügler, ein langsamer und schwerfälliger Warten-Könner und Nie-fertig-Werder, dabei voll aristokratischen Sondergeistes und von einer unüberwindlichen Scheu gegen Alles, was aus dem Volke und nicht aus dem Kabinete geschieht, ist leibhaftig und fleischgeworden der Regierungs-Charakter Oesterreichs. Jener Thatkraft ohne Politik, Dieser Politik ohne Thatkraft. Hätten sie ihre Tugenden temperirt, aber dann auch vereinigt besessen, wie 200 Jahre später der Hohenzollern'sche Friedrich, sie wären Gründer geworden wie dieser, anstatt daß ihr Dasein in Schatten und Nichts zerrann. Hätte Kaiser Max den Verfassungsentwurf Bertholds angenommen, (erbliches Kaiserthum, Fürsten- und Städte-Haus,) Kaiser Karl sich an die Spitze der Reformation gestellt (wie es Napoleon für seine Mission erklärte), Deutschland wäre das, was jetzt England ist und England eine obskure Insel. Aber Max verfolgte statt der Herrschaft Deutschlands, die Weltherrschaft; Karl wollte die Reformation mit der superfeinen Kabinetspolitik Machiavells machen und Beide ruinirten den Germanismus zu Gunsten des Romanismus, denn von ihren Fehlern gewann Frankreich, Rom, der Jesuitenorden. Wenn nach 300jähriger Nullität der Germanismus sich wieder emporringen soll, so geschieht es jetzt unter einer Führerschaft, welche unwiederbringlich an Andere verloren ist.

Das Eine aber sieht man doch: die beiden Kaiser haben die Reformation nicht eigentlich verneint. Max schien ihr zuzustimmen, und selbst Karl fand nur das eine Haar in ihr, daß sie Volkssache, nicht Kabinetssache und Amtsgeheimniß war. Im Prinzipe war er nicht gegen sie. Niemand war es. „Reform an Haupt und Gliedern" war ja längst das Programm der Kirche, ein Programm, welches in der ganzen Christenheit die Spatzen auf allen Dächern pfiffen. Endlich kam sie, die Reform, sie kam durch Luther, und nun hatte Jedermann, worauf er längst vorbereitet war, was das tiefgefühlte Bedürfniß Aller war. Daher die blitzschnelle und allgemeine Betheiligung an der Reformation. Allgemein war die Reformation, d. h. also, sie war katholisch. Kein Evangelischer fühlte sich unkatholisch. Jedermann stand in der Kirche, nur daß ihre längst erhoffte Verbesserung jetzt anhub. Luther, welchen sogar ein Görres den letzten Kirchenvater nennt, war in der Verbesserung vorangegangen, aber es verstand sich ganz von selbst, daß alle Christengläubigen nachfolgen würden. Die Einen früher, die Anderen später. Und sie folgten auch nach. Alles folgte nach, der Papst selbst schien nachfolgen zu können.

Man kann sich dieses Verhältniß nicht lebhaft genug vorstellen. Es konnte z. B. geschehen, daß ein Prediger zu Heyna in Sachsen zwei Kirchen versah, und in der einen die Messe las, in der andern das evangelische Abendmahl austheilte. Als der Erzbischof Gebhard von Köln geheirathet und die evangelische Kirchenreform angenommen hatte, dachte er keineswegs daran, sein Erzbisthum niederzulegen. Aber was braucht es mehr? Selbst Karl's Bruder, Ferdinand I., fand nichts Unkatholisches daran, vom Konzilium in Trient wenigstens die Priesterehe und das Abendmahl sub utraque, d. h. unter beiden Gestalten des Brotes und Weines nach Art der Hussiten zu verlangen.

Felsenfest steht die Thatsache; Reform wollte Jedermann. Nur glaubten einzelne Politiker Ursache zu haben, nicht eben Luther's Reform zu wollen, sondern eine kaiserliche, päpstliche, obrigkeitliche. Als nun der Jesuiten-Orden aufstand, und — was nicht genug zu loben ist — der lutherischen Reform keineswegs Opposition, sondern nur Konkurrenz zu machen, die Absicht verrieth, so nahmen ihn Viele mit Freuden auf, welche mit dem Thema Luther's einverstanden waren, aber die Variation anders wünschten. Mit kurzen Worten: man rief die Jesuiten nicht als Reaktionäre, sondern als Reformer ins Land.

Es läßt sich ganz gut denken, daß in jenen Tagen zwei deutsche Landesherren einträchtig beim Humpen saßen, und der Eine sagte: „Ich probire meine Kirchenreform mit den lutherischen Predigern;" der Andere: „Ich probire sie mit den spanischen Priestern" — worauf sie sich herzlich die Hand schüttelten und nicht entfernt daran dachten, in einen Gegensatz getreten zu sein. Fünfzig Jahre später haßten, schimpften und verfolgten sie sich, schlugen sich ihre Unterthanen todt, brannten sich ihre Städte und Dörfer nieder, standen im unversöhnlichsten Gegensatz, waren die erbittersten Feinde. Das thaten die Jesuiten.

II.

Betrachten wir einen Augenblick, worin die Jesuiten reformirt und worin sie die Reform getäuscht und verfälscht haben.

Der Klerus war im 16. Jahrhundert, wie die verwitterte Oberfläche eines Metallkörpers — beim Roste angekommen. Er war in Lüste und Unwissenheit in einem Grade versunken, daß die getreue Darstellung desselben den

obscönsten Roman gleichen würde. Er war weltlich geworden. Die Inhaber der geistlichen Pfründen liebten Jagd, Bankett, Welt- und Wohlleben in verwegenster Weise und überließen die Seelsorge unwissenden Bettelmönchen, welche nur selten Latein verstanden, oder die Urkunden ihrer eigenen Religion, Bibel und Evangelium, kannten. Diese Menschen konnten das Volk nicht lehren, was sie selbst nicht wußten, das Christenthum. Sie lehrten es also, ein Gemisch von Reliquien- und Bilderdienst, abergläubischen Zauberformeln und heiligen Romanen oder Novellen, welche man Legenden nannte. Dabei lebten sie eben so anstößig als ihre höheren Vorgesetzten. So die Disziplin der Kirche. Was die Verfassung betrifft, so war die christliche Kirche — durch ihre Natur zum Republikanismus berufen, wie keine zweite Menschengemeinschaft der Welt — nach und nach der Autonomie ihrer Gemeinden, ja ihrer Bischöfe und Oberhirten verlustig gegangen, und hatte ihre unvergleichliche Anlage zur Freiheit in dem Maße, als der päpstliche Absolutismus sich entwickelte, eingebüßt.

In beiden Richtungen reformirte Luther. Er gab der Christenheit wieder einen christlich unterrichteten Priesterstand und führte die christliche Freiheit von dem päpstlichen Absolutismus, der sie aufgesaugt hatte, auf ihre Urquelle, die Volksgemeinde, wieder zurück. Er machte den Kirchen-Absolutismus konstitutionell. Mit anderen Worten, er verbesserte Beides: Disziplin und Verfassung der Kirche.

Als nun die spanischen Priester, wie man die Jesuiten nannte, ins deutsche Land kamen, unterschieden sie sogleich zwischen dem Bedürfniß der Masse und der Gebildeten. Jenes war die Verbesserung der Seelsorge. In diesem Punkt ließ sich nicht spaßen. Von diesem Punkt war die unermeßliche Popularität Luther's ausgegangen. Hier also reformirten sie gleichfalls. Die Pfarren erhielten wieder theologisch gebildete Priester, Männer, welche man in Noth

und Tod auf ihren Posten — und nicht bei Wein und Bretspiel fand. Hier zeigten sie Ernst.

Ein todeswürdiger Greuel dagegen war den Jesuiten der Sturz des päpstlichen Absolutismus, oder mit anderen Worten, die lutherische Reaktivirung der uralten apostolischen Kirchenverfassung. Daß die Gemeinde bei Besetzung der Pfarrstellen und in der Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten durch erwählte Aelteste sich selbst regieren sollte (Presbyterial-Verfassung), daß die Bischöfe in gesetzgebenden Versammlungen (Synodial-Verfassung) wieder die Oberleitung der Gemeinden selbstständig führen sollten, unabhängig vom römischen Stuhl, welchem das Gegentheil dieser konstitutionellen Kirchenfreiheit bisher eine so unermeßliche Macht- und Geldquelle gewesen — das schrie zum Himmel! Die evangelische Kirchenfreiheit, genannt Ketzerei, von der Erde verschwinden zu machen, den römischen Absolutismus, genannt die Ehre Gottes, zu erneuern und zu verewigen, das war das eigentliche Kriegsobjekt der Jesuiten. Hier schleuderten sie ihre Brandfackeln und zählten weder die Tausende noch die Millionen, welche verbrannten. Der dreißigjährige Krieg, welchen die Jesuiten entzündeten, fand in Deutschland und Böhmen sechzehn Millionen Menschen vor und hinterließ nur noch — fünf! Und doch protestirten Rom und die Jesuiten gegen den Friedensschluß und verfluchten ihn feierlich, weil es selbst einer dreißigjährigen Verwüstung nicht gelungen war, den Protestantismus ganz zu verwüsten! Besser, eine Wüste, als ein Land voll Ketzer, hatte der Jesuitenzögling Ferdinand II. gesagt, und er wollte lieber, „daß die Deutschen Bettler seien, als Rebellen" — sechzehn Millionen eingeborene Rebellen gegen ein Dutzend spanischer Fremdlinge! Wer anders ist der Rebell als Derjenige, welcher zuerst den bürgerlichen Frieden durch Anwendung von Gewalt durchbricht? Dazu hatte aber schon der spanische Priester Garcia de Loaysa, der Lehrer und Beichtvater Karl V., gerathen: „Ich sehe kein

anderes und besseres Mittel, als Diejenigen, welche auf dem wissenschaftlichen Standpunkte stehen oder im Reiche die Höchsten sind, durch Geschenke und Schmeichelworte zu unserem Glauben zurückzubringen; ist das geschehen, so habt Ihr für das übrige gemeine Volk zuerst nur kaiserliche Edikte und Ermahnungen zu erlassen; fruchtet das nichts, so ist der wahre Rhabarbar um sie zu heilen — die Gewalt."

Nach dieser Instruktion verfuhren buchstäblich die Jesuiten. Nachdem sie durch verbesserte Disziplin erst das schreiendste Bedürfniß des Volkes befriedigt und die deutsche Einfalt und Treuherzigkeit wohl auch in den höheren Ständen sicher gemacht, eröffneten sie den Angriff auf das eigentliche Fortschrittswerk der Reformations-Aera, das heißt auf die evangelisch und apostolisch gewordene Kirche, und zwar in der ersten Generation, welche noch allmächtig war, durch ihre Künste, in der zweiten und dritten durch Gewalt.

Zwar eine feine Jesuitenkunst war es eben nicht, wie Lainez, nach Loyala der zweite Ordensgeneral, mit der Thür ins Haus fiel. Er hielt auf der Kirchenversammlung zu Trient so ausschweifende Reden über die absolute Herrschaft des Papstes, stellte die Autorität der ganzen Versammlung so verletzend unter die des einzigen Mannes zu Rom, daß selbst die päpstlichen Legaten, um die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen, für nöthig erachteten, dem Ordensgeneral die Verbreitung der anstößigsten seiner Vorträge zu verbieten. Aber was Lainez in der schroffen Theorie nicht gewinnen konnte, erreichte er leider in der Praxis.

Zu den verderblichsten Uebelständen der Kirche gehörten die häufigen, nicht selten immerwährenden Entfernungen der Bischöfe und Seelsorger vom Orte ihres Hirtenamtes. Dieser arge Krebsschaden der „Nichtresidenz" war im Zeitalter der Reformation auf seinem Gipfel gediehen und in der Leichtigkeit begründet, mit der von den Päpsten Dispensen

davon für Geld erlangt werden konnten. Dieser Dispensen wegen waren daher auch alle von früheren Kirchen-Versammlungen gegen die Nichtresidenz erlassenen Gebote fruchtlos geblieben, so daß sich jetzt zu Trient diejenigen Prälaten, welchen das Wohl der Kirche am Herzen lag, ernstlich darüber verständigten, die Seuche in ihrer Wurzel durch die Erklärung anzugreifen: Die Residenzpflicht der Bischöfe sei göttliches Gebot. Mit diesem Grundsatze aber wäre erstens der päpstlichen Kurie eine reiche Geldquelle abgesperrt, noch mehr aber ein weiterer Grundsatz anerkannt worden, nämlich daß das Amt der Bischöfe ein göttliches und nicht ein päpstliches sei, mit anderen Worten, die Oberhoheit, welche der Bischof zu Rom über seine Mitbischöfe von jeher beansprucht, auf das Maß einer bloß menschlichen Einrichtung reduzirt worden. Die Jesuiten stemmten sich deshalb mit aller Kraft gegen jenen Grundsatz und obwohl Papst Paul IV. die Richtigkeit desselben selbst anerkennen mußte, brachten sie es durch Lainez und ihren Schriftsteller Salmeron doch dahin, daß er fiel.

III.

Es kann nicht eindringlich genug wiederholt werden: Die Habsburger sind von den Jesuiten betrogen worden. Die Habsburger selbst wollten die Reformation: Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., drei Fürsten aus dem Hause Habsburg arbeiteten ein Menschenalter daran, die Reformation Luther's, zu welcher sich alle ihre Unterthanen bekannten, aus dem Zustande einer eigenmächtigen Volksthat an der Hand der geistlichen und weltlichen Obrigkeit auf einen gesetzlichen Rechtsboden hinüber zu leiten. Um diese Absicht haben sie die Jesuiten betrogen! Wie

Lainez und Salmeron das Trientiner Konzil von seinem eigentlichen Zwecke ablenkten, davon haben wir ein Beispiel für Viele gegeben; der dritte war Pater Canisius. Jene bearbeiteten das Konzil, Dieser das Gemüth Ferdinands I. Er stellte dem Kaiser vor, wie er durch sein allzu lebhaftes Drängen nach Reformation die guten Absichten des heiligen Vaters nur erschwere, er sei ja zur Reform so geneigt, aber seine Würde erfordere es, sich dieselbe nicht abtrotzen zu lassen, der Kaiser möge Geduld haben, langsamer und schonender vorgehen, er könne durch seine Reformanträge nur Oel ins Feuer gießen, die Verlegenheiten der Kirche nur vermehren, die Feinde derselben ermuntern ꝛc. Kurz, die alten Künste, wenn eine vom Fürsten selbst gewollte Reform von der herrschenden Kaste verschleppt werden soll! Leider waren sie aber damals noch neuer, und so gewannen Einflüsterungen, welche von den würdigsten und gelehrtesten Prälaten der Kirche selbst als giftige bezeichnet wurden, im Gemüthe des Kaisers einen unheilvollen Einfluß.

Das Werk des jungen Jesuitenordens gelang; das Trientiner Konzilium, das mühselige Werk Karl's, die Hoffnung der Christenheit, die Konstituante, welche der Kirche eine Verfassung geben sollte, — endete verfassungslos. Sie schloß die unermeßliche Mehrheit der damals lebenden Menschen von der Kirche aus, sie gab statt einer Verfassung ein Privilegium für eine „kleine, aber mächtige Partei". Jener Tag des Jahres 1563, an welchem der Kardinal von Lothringen das Konzilium mit dem Ausrufe schloß: „Verflucht seien alle Ketzer!" — jener Tag war der Fluch seiner eigenen Rumpf-Kirche, es war der wehevollste Tag des christlichen Weltalters. Europa fing an nach Blut und Brand zu riechen.

Vielleicht schon in jenen Tagen haben die Jesuiten den kolossalen Gedanken gefaßt, von der Vertheidigung zum Angriff vorzugehen. Das Glück macht schwindelnd. War es ihnen geglückt, in der ganzen reformirten Welt den Punkt

Rom zu isoliren, warum sollten sie nicht von diesem Punkte aus die Welt aus den Angeln heben? Es war ein Erfolg, welcher sie wahrscheinlich selbst überraschte, daß die Reformation gehindert werden konnte, die Alpen zu überschreiten; vielleicht dachten sie umgehend daran — die Extreme berühren sich — über Wittenberg hinaus sie ins Eismeer zu werfen. Zwar ging dieser Rücklauf über hunderte von Fürstenhäuptern, tausende von Städten, Millionen von Menschen, über ein Gewirr von Sprachen und Ländern, Flüssen und Straßen, welche vom Verkehr des kulturreichen Friedens wimmelten; aber — wann hat Partei-Terrorismus je seine Opfer gezählt?

Und in der That gelang die umfassendste aller Reactionen in Deutschland — wenigstens zur Hälfte — in Oesterreich ganz.

Noch immer aber vergingen 30 Jahre, in welchen die Evangelischen theils in ihrem alten „Religionsfrieden" bestätigt, theils mit neuen Rechten, Freiheiten und „Majestäts-Briefen" von vier Habsburgern: Ferdinand I., Max II., Rudolf II. und Mathias ausgerüstet wurden. Die Jesuiten plänkelten dagegen in Flugschriften und Hof-Intriguen, führten einen thätigen, aber wie sie recht gut wußten, erfolglosen Guerillakrieg, denn wider den Strom können selbst Jesuiten nicht schwimmen. Sie suchten den Strom an der Quelle auf. Sie bemächtigten sich der Jugenderziehung. Die jetzige Generation war d'ran zu geben — laßt uns ein neues Geschlecht, ein Geschlecht aus dem Schooße des Ordens erziehen! Die Vereitelung des Trientiner Konzils hatte ihnen Luft gemacht, sie hatten Zeit gewonnen, so viel es bedarf, daß ein willenloses Kind zum eigensinnigen Mann aufwächst. Dieser Mann wird wahrlich nicht eigenen Sinn haben, sondern den des Ordens. Aber just deshalb wird er am eigensinnigsten sein. Es ist eine nie fehlende Erfahrung, daß Diejenigen am starrköpfigsten auf ihrem Willen bestehen, welche am blindesten einem fremden folgen.

Dabei müssen wir aber unaufhörlich in Erinnerung bringen, daß den Jesuiten ihre Ausbreitung, die Gründung ihrer Kollegien und Seminarien, ihre Eindrängung auf den Universitäten, ihre Propaganda als Jugendlehrer nicht etwa wegen ihrer absoluten Vortrefflichkeit so gut gelang, sondern hauptsächlich im Kontrast zur Verderbtheit des alten Klerus. Jede neue Kraft war willkommen, welche in der abgestorbenen Kirche belebenden Geist versprach. Man hatte nicht Zeit, nach dem Was oder Wie dieses Geistes zu fragen, welcher sich überdies schlau genug zu verstellen wußte, man nahm ihn an, weil es, profan zu sprechen, auf dem flauen Markt eine neue Zufuhr war. Kein Fürst hat die Jesuiten mit blutigen Absichten angenommen; wenn sie durch Blut wandelten, so waren es ihre eigenen Wege.

Endlich bestieg der Jesuitenorden einen Thron. Er hatte das Glück gehabt, einen Fürstensohn erziehen zu dürfen — leider den mächtigsten der Christenheit — und in der Person des Lehrlings gelangte der Meister zur Herrschaft. Im Jahre 1596 trat ein Jüngling von achtzehn Jahren die Regierung der innerösterreichischen Erblande an. Es war Ferdinand II., für uns das, was Philipp II. für Spanien gewesen. „Da stieß ich auf verbrannte menschliche Gebeine . . . . Zu einem Nero und Busiris wirst man Ihren Namen!“

Ferdinand II. fand ein evangelisches Volk vor, er fand Stände vor, welche im Besitze der Religionsfreiheit grau geworden und deren Macht, — der Abfall der Niederlande bewies es, — nur mit höchster Gefahr für Thron und Dynastie herauszufordern war. Aber die Gefahr wurde gewagt, die Herausforderung geschah. Die Jesuiten gaben ihrem Zögling die Brandfackel in die Hand und er durchschritt mit ihr seine Länder. Der Tag der Gewalt, der Rebellion von oben, war da.

IV.

Im September 1598 ging Ferdinand II. an die Gegenreformation. Er erließ in seinen Ländern Steier, Kärnten und Krain Dekrete, daß alle lutherischen Prediger das Land meiden sollten. Ein Jahr später verbot er den evangelischen Gottesdienst d. h. die Religion fast all' seiner Unterthanen, schon bei Leibes- und Lebensstrafe. Die Stände machten Vorstellungen dagegen, sie erinnerten an die Privilegien, die sein Vater gegeben und beschworen, sie verweigerten sogar die Türkenhilfe, ja der Unterlandmarschall Ehrenreich von Saurau sagte ihm warnend, es könne ihm gehen, wie dem König von Spanien mit den Niederlanden; — es half Alles nichts. Ferdinand schickte seine Inquisitions-Kommissionen mit bewaffnetem Gefolge über die Lande und ließ Gewalt brauchen. Zitternd rief das Landvolk „die Reform kommt!", als es zum ersten Male auf deutscher Erde diese ungewohnten Proben eines Terrorismus sah, dessen innerste Natur romanisch ist. Ueberall wurden die protestantischen Kirchen verbrannt, mit Pulverminen gesprengt und niedergerissen, auf die geschleiften Stätten derselben Rad und Galgen gesetzt, es wurden die Prediger verjagt und eingekerkert, Bibeln und Erbauungsbücher über 40,000 von Henkershand verbrannt, die Einwohner zur Auswanderung getrieben und ein Zehntel ihres Vermögens zurückbehalten, was, so ungerechtfertigt der Raub war, doch mit anderen und noch schwereren Worten heißt: es wurden neun Zehntel des Landesvermögens auf fremde Straßen hinausgeworfen. Sogar die Kirchhöfe ließ Ferdinand aufwühlen. Und das Alles geschah einem Volke, welches sich nicht mit den Waffen in der Hand empört hatte!

Man ermesse darnach, wie es jenem Volke ergehen mußte, welches die Waffen wirklich ergriffen hatte, den Böhmen.

Ferdinand beschwor das unschätzbare Palladium der böhmischen Religionsfreiheit, den „Majestätsbrief", aber mit dem verschwiegenen Vorbehalt, seinen Schwur nicht zu halten, was uns eine unzweideutige Geschichtsquelle berichtet, nämlich eine jesuitische selbst. Seine Regierung reizte hierauf durch geflissentliche Feindseligkeiten zum Aufstande, wobei aber wohl zu bemerken ist, daß es eins von den Privilegien des Majestätsbriefes war, die Vertheidigung der Glaubensfreiheit mit gewaffneter Hand zu erlauben. Den unaufhörlichen Bemühungen der Jesuiten gelang es auch die Enkel der Hussiten zu diesem erlaubten Aufstande dahinzureißen. Der Ausgang desselben ist bekannt. Die Schlacht am weißen Berge (1620) legte das Königreich Böhmen besiegt zu den Füßen des Jesuitenordens.

Ferdinand zauderte nicht, das Volk der Böhmen, welches ein verbrieftes Recht zum Widerstande besessen hatte, als rechtlose Rebellen zu behandeln. Oder besser, er zaudert ja. Er macht es genau, wie Alba in Brüssel; er ließ nach der Schlacht am weißen Berge in völliger Unthätigkeit sieben Monate vergehen. Er machte dadurch die böhmischen Standesherren sicher und lockte sie wie Vögel ins Garn. Wohl hatte er in diesen sieben Monaten mitunter auch Skrupel, ob er mit seinen Standesherren, welche nur ihre Verfassung vertheidigt hatten, so ganz „spanisch" verfahren dürfe; aber der Jesuit Lamormain, sein allmächtiger Beichtvater, drängte ihn zu den Exekutionen, mit den Worten: „Er nehme Alles auf sein Gewissen".

So begann denn auf dem Altstädterring zu Prag jener schreckliche 21. Juni 1621. Schlag 4 Uhr Morgens ertönte vom Hradschin der Knall einer Karthaune, das Signal zu den Exekutionen. Die Gefangenen wurden in 6 bis 7 bedeckten Wagen, eskortirt von einer Schwadron Küraſſiere und 200 Musketieren, nach der Altstadt hinübergeführt. Der Richtplatz war unmittelbar vor dem Rathhause auf dem Ring, gegenüber der Theinkirche, wo noch der große

goldene Hussitenkelch mit dem Schwerte stand. Das Schaffot war mit rothem Tuche behangen, die Glaubens-Märtyrer traten auf dasselbe aus dem Fenster des ersten Stockes des Rathhauses. Auf einer Bühne unter einem Baldachin saß der Fürst von Liechtenstein mit elf anderen, vom Kaiser verordneten Kommissarien. Als die Exekutionen begannen, war es 5 Uhr geworden. Es fiel ein leichter Regenschauer. Zu nicht geringem Troste der Märtyrer spannte sich ein schöner Regenbogen über den Lorenzberg aus. Der Scharfrichter trat jetzt sein Amt an. Er köpfte in 4 Stunden, nämlich von 5 bis 9 Uhr, 42 Personen; 3 wurden gehenkt, 1 pardonirt. Der Kaiser that noch im letzten Augenblicke etwas für seine Opfer, — er betete, während sie hingerichtet wurden. Ein Jahr später nach diesem Bluttage auf dem Ring erließ der Kaiser einen Generalpardon.

Die böhmischen Aristokraten, noch nicht gewitzigt, stellten sich zahlreich ein; 728 Herren vom Adel gaben sich freiwillig an. Sofort wurden ihre Güter konfiszirt, theils ganz, theils zu einem oder zwei Drittel. Erst nach dieser letzten Warnung begann die Auswanderung im Großen. 785 Adelsfamilien, 12 bis 50 Köpfe stark, dazu viele Tausende von wohlhabenden Bürgern begaben sich in die Verbannung; der Rest des Volkes versank in Stumpfheit. Unermeßlich war die Beute an Geld und Gut für die Partei der katholischen Reaktion. 43 Millionen betrug jener Raub, alle Güter kamen in andere Hände, der ganze Besitzstand wechselte seinen Herrn.

Man gewöhnte sich zuletzt, das Rauben als Selbstzweck zu betrachten. Die Inquisitoren sprachen es geradezu aus: „Ist Einer unter Euch ohne eigene Sünden, so haftet an ihm doch die Erbsünde der Ketzerei und des allzugroßen Reichthums.“ Wie viel sich aus dieser allgemeinen Nationalplünderung der Jesuitenorden von seinem ergebenen Zögling schenken ließ, ist uns in den eigenen Worten eines Jesuiten aufbewahrt: „Der Segen Gottes, welcher uns

zufiel, möchte fast übermäßig scheinen, aber man bedenke auch unsere große Frömmigkeit."

Eine zweite Straße von Blut — um mit dem Jesuiten Scioppius zu reden — floß in Oberösterreich. Was die Reaktion in Ferdinand's innerösterreichischen Ländern weniger blutig als in Böhmen, ja worüber der Leser vielleicht sich verwunderte, fast zu einem unmännlichen Schauspiel wehrloser Passivität gemacht hatte, das war jene höfische ritterliche Treue, als deren Träger und Verkörperung der Feudaladel dasteht. Der Adel war es, welcher vor dem Landesherrn seinen Degen gesenkt, als dieser gegen die Loyalität der Stände die Tücke und Grausamkeit seiner wälischen Rathgeber losließ. In Oberösterreich nun war der Adel von jeher dünner gesäet und einflußloser als in Oesterreichs übrigen deutschen Landen, der Grundcharakter der Bevölkerung durchschlägig ein bäuerlicher. Die Bauern aber verstanden sich weniger auf die Kourtoisie des ritterlichen Degensenkens, als auf den Gebrauch ihrer Fäuste und Dreschflegel.

Als nun die spanische Reaktion auch dem markvollen Bauernvolke, den Oberösterreichern, an den Leib rückte, da kam es denn zu einem der bravsten Kämpfe zwischen Germanen und Romanen (1626). Es war etwas Cimbern- und Teutonenhaftes in dem Kampfe der Oberösterreicher gegen die Römlinge. Mit einer Wucht von 80,000 Mann zogen sie unter Stefan Fadinger auf die Wahlstadt. „Zeitlebens nicht hab' ich solch' wilde Furi gesehen" — schreibt selbst der blutgewohnte Pappenheim — „als wie die Bauern in meine Reiter gesetzt, solche von den Pferden gerissen, mit Kolben, Spießen und Morgensternen hart angegriffen, oder mit scharfem Feuer aus Gräben, Wald und Gebüsch beschossen, dazu Psalmen singend oder ihr feueriges Schlachtlied:

„Weil's gilt die Seel und auch das Blut,
So geb' uns Gott den rechten Muth,
Es muß sein, Brüder, es muß sein!"

Nur nach dem hartnäckigsten Widerstande gelang die Bezwingung der oberösterreichischen Bauern. Und als sie endlich gelungen, — wer zweifelt, ob man sie bedauern mußte, oder die Regierung, welche es für ihren Vortheil hielt, die Kraft des Volkes zu brechen?

So ward ganz Böhmen und Mähren, so ward ganz Oesterreich wieder gewaltsam katholisch. Von der gesammten österreichischen Monarchie, sagt Hormayr, erhielten sich höchstens 30 altadelige Familien vom ganzen ältesten böhmischen Adel blieben 18, vom österreichischen 13 Häuser übrig. Die allgemeine Auswanderung erregte zuletzt sogar den Schrecken der Regierung, welche durch das Versprechen der Gnade, wie man damals die Amnestie nannte, der Entvölkerung und Verarmung Einhalt zu thun meinte. Darauf aber antwortete Friedrich von Roggendorf aus der Landhofmeister-Familie Oesterreichs: „Was für eine Gnade? Eine böhmische? — Kopf ab! Eine mährische? — Ewiger Kerker! Eine österreichische? — Raub aller Güter!" Und haarsträubend sind die Details über die Gräuel der gewaltsamen Bekehrung, welche Hormayr in seinem Taschenbuche für vaterländische Geschichte, Jahrgang 1836, erzählt. Selbst in Schlesien, welches politisch bessere Bedingungen wenigstens zugesagt erhielt, konnten und durften die Regierungsorgane die kaiserlichen Zusagen offen verhöhnen. Der Kammerpräsident, Graf Dohna, durchzog mit den berüchtigten Liechtenstein-Dragonern, und gefolgt von Jesuiten und Kapuzinern, das ganze Land, um es zu bekehren von Haus zu Haus. Halfen Drohungen, Plünderungen, Martern nichts, so raubte man den Eltern ihre Kinder, oder quälte sie vor ihren Augen. Zwei Offiziere ergriffen ein nacktes Kind bei den Beinen, spalteten es mit dem Degen und gaben es den Eltern mit den Hohnworten zurück: „Da habt ihr es sub utraque!"

V.

Wir machen den Beschluß mit Ungarn, diesem größten und härtesten Eckstein in dem sonderbaren Gebäude, welches Oesterreich heißt. Die Jesuiten-Reaktion bewegte sich, wie man sah, zwischen den Jahren 1600 bis 1630. Damals war Ungarn noch ein Wahlreich und die Königswahl nicht selten schismatisch, so daß dem Könige aus dem Hause Oesterreich gar oft ein nationaler Gegenkönig gegenüberstand, mit welchem jener sich zu vertragen hatte. Johann Zapolya, Stefan Bathory, Bethlen Gabor, Georg Ragoczy waren theils in Ungarn, theils in Siebenbürgen solche mehr oder minder unabhängige Theil-Fürsten. Was aber die Hauptsache war: die größere Hälfte von Ungarn beherrschten damals die Türken.

Unter diesen Umständen war der souveräne weltliche Arm, welchen die Jesuiten in den Erblanden für sich bewaffnet hatten, in Ungarn nicht eben sehr mächtig, man könnte wohl sagen, ohnmächtig. Der ungarische Kalvinismus gewann noch weitere Fristen, sich zu entwickeln, und als endlich auch hier die Verhältnisse zu Gunsten der Reaktion sich änderten, war es, der Hauptsache nach, doch schon zu spät. Die evangelische Kirche Ungarns konnte verkürzt, gequält, mißhandelt, aber nicht mehr zerstört werden. Die Schuld des Ordens war es wahrhaftig nicht, daß er den harten Knochen nicht auch zermalmte, es muß ihm vielmehr bezeugt werden, wie eifrig und unablässig er seine scharfen Zähne daran gewetzt hat.

Schon daß die Türkennoth die Anwesenheit kaiserlicher Regimenter im Lande rechtfertigte, war für Glaubensapostel, welche die Gewissen so gerne mit Kugeln und Säbelhieben überzeugten, eine verführerische Gelegenheit. Zwar ein direkter Zusammenhang zwischen den Plänen der Jesuiten und der gräuelvollen Ausschweifungen der Regimenter Basta

und Belgiojoso, welche in Oberungarn ärger als die Türken hausten, kann nicht eben bewiesen, dagegen mit allen Verdachtsgründen vermuthet werden, wenn man bedenkt daß die frommen Väter auch zu den böhmischen Unruhen und der Schlacht am weißen Berge systematisch aufgestachelt hatten und ihre gleichen Absichten in Bezug auf Ungarn mit Dokumenten darzuthun sind.

Wir meinen jenes Protokoll einer Staatsrathssitzung unter Ferdinand II. vom Jahre 1626, welches Hormayr in den Anemonen mittheilt, und welches durch die gleichzeitigen Frankfurter Relationen, die angezweifelte Glaubwürdigkeit der Anemonen unterstützend, den Charakter der Wahrheit annimmt. Nach diesem Protokoll insinuirte der spanische Botschafter „daß sein Herr und König mit größter Freude auf eigene Kosten 40,000 Mann auf 40 Jahre stellen wolle, dazu noch die Hälfte von Polen mit dessen Kasakenschwärmen. Hauptsache sei, die Türken um jeden Preis zu kaufen und sie von Bethlen und den Ungarn abzuwenden. Die Ungarn müsse man fort und fort reizen, die Türken auf sie argwöhnisch machen und wo möglich müsse man einen ewigen Frieden mit den Türken auszuwirken trachten. Das beste Vorbild sei, wie das spanische Königthum aus so vielfacher Beschränkung zu unbeschränkter, willkürlicher Herrschaft gelangt sei. Man solle den ungarischen Barbaren ausländische Gubernatoren setzen, welche ihnen ganz neue Gesetze bloßer Willkühr geben müßten, ohne alle Rechtshilfe, welche sie auf tausenderlei Art plagen und drücken müßten, so daß sie gar keine Hilfe dagegen finden könnten. Wendeten sich die Ungarn deshalb nach Wien, so müsse es heißen: Sr. Majestät sei davon nicht das Allergeringste bekannt und Allerhöchstdemselben derlei Vorfälle äußerst unangenehm. So würden diese Bestien die nicht weit über die Nase hinaus dächten, dem Kaiser gar nichts anschuldigen und allen ihren Haß nur auf die Statthalter wenden können.

Diese Statthalter sollten aber, trotz aller Beschwerden und Gefahren, auch nicht ein einziges Haar von dem großen Ziele abweichen. Sie sollten Alles aufbieten, um die Ungarn durch die allerlistigsten Künste wie wahnsinnig zu machen und gegen die Widerstrebenden unerhörte Züchtigung ersinnen. Dann würde die freiheitsstolze, eines solchen Joches ganz ungewohnte, ungarische Nation nothwendig zum Aufstande gegen die strengen Gubernatoren schreiten. Dieses würde dann denselben erst den gewünschten Anlaß geben, ohne alles Urtheil und Recht unmenschliche Strafen und Martern gegen dasselbe zu verhängen. Darauf würden die zur Verzweiflung gebrachten Ungarn die Hilfe der Glaubensgenossen und der Nachbarn anrufen und sodann sei der Weizen des Hochverraths in seiner schönsten Blüthe, sodann müßte man die Häupter der Größten und Besten zuerst fallen lassen, die der unumschränkten Herrschaft bisher im Wege gestanden. Fände dieser dem monarchischen Prinzip und dem Gotte des Friedens wohlgefällige Entwurf Hindernisse, so werde Spanien gerne noch 20,000 zu den versprochenen 40,000 beifügen.

Diese Erklärung, sagt Hormayr, unterschrieb alsdann der ganze Staatsrath und der Kaiser. Wallenstein und Caraffa der Aeltere, als die damals in Ungarn stehenden Generale, erhielten den Auftrag, mit größter Sorgsamkeit auf die geringste Volksbewegung daselbst zu lauern. In Kurzem falle der große Markt zu Sintau an der Waag. Dort solle, wie sich nur die geringste Bewegung zeige, über die ganze Menge metzelnd hergefallen und nichts verschont werden, was eine Elle hoch, über 12 Jahre alt und der ungarischen Sprache mächtig sei. Solche Blutbäder müßen fortdauern, bis die mächtigsten und kühnsten Männer, bis alle möglichen Häupter eines Aufstandes gebeugt, zertreten, vertrieben, oder dem Kaiser lebendig überliefert seien. Es liege nichts daran, daß der Bürgerkrieg auch längere Zeit hindurch jene Länder verwüste. Sie könnten mit zahmeren

Ausländern wieder bevölkert werden, wie denn dieses große Werk mit Hilfe Spaniens bereits in Böhmen und Mähren und Schlesien vollständig geglückt sei.

Wenn das die Intentionen Fedinands II. gewesen, so war, wie gesagt, die politische Lage Ungarns denselben noch ungünstig. Aber buchstäblich wie die Ausführung dieses Programms sieht es aus, was noch in demselben Jahrhundert unter einem nicht minder blinden Jesuitenwerkzeug, unter dem bigotten und indolenten Leopold I., welchen die Jesuiten-Historiker den Großen zu nennen wagten, in den Jahren 1670 und 1687 in Ungarn geschah. Wir meinen die Verschwörung Zriny's und die Schlachtbank von Eperies.

Die Verschwörung Zriny's ist vielfach dunkel oder von parteisüchtigen Historikern absichtlich verdunkelt, kurz ein wahres historisches Intriguenstück. Der leitende Faden ist dieser: Es war die Achse der spanisch-jesuitischen Wiener Politik: inniger Anschluß an die Türken, um freie Hand zur Unterdrückung Ungarns zu haben.

Just das aber war auch der Angelpunkt der ungarischen Independenten. Gutes Verhältniß mit den Türken, um dieselben bei den Ein- und Uebergriffen des Wiener Hofs theils als Schreckmittel, theils als Rückzugslinie zu benützen. Aber die Jesuiten nannten ihr Türken-System — Politik; den Calvinisten rechnete man es als — Verschwörung an:

Die vielfach verschlungenen Fäden und Phasen dieser „Verschwörung" erzählen wir nicht, eben so wenig ihren allgemein bekannten Ausgang. Die angebliche Verschwörung wurde entdeckt und die Häupter der Verschwornen fielen theils zu Wien, theils zu Wiener-Neustadt. Es waren die sieben Ersten und Mächtigsten des Landes: Wesselenyi, zwei Zriny, Ragoczy, Nadasdy, Frangipani und Tököly. Wesselenyi und Tököly waren entschieden reine und patriotische Charaktere, was selbst die Gegner nicht anfechten

können. Bei den mittleren ist ihr Verhältniß zum Hochverrath theils ein näheres, theils ein ferneres, die Wage zwischen gerechter Justiz und Justizmord schwankt. Klar aber und ganz und gar jedem Zweifel entrückt, ist Folgendes:

1. Die Verschwornen wurden außer Landes und von Gerichten einer fremden Nation gerichtet. 2. Die Untersuchungsakten wurden an deutsche Universitäten geschickt, welche den „Hochverrath" und die „Majestätsbeleidigung" nach dem römischen Rechte und nach der Carolina beurtheilten, keineswegs aber nach den Bestimmungen der ungarischen Verfassung, welche ihnen gänzlich unbekannt war und blieb, und welche dem ungarischen Hochadel das Recht der Insurrektion ausdrücklich sicherte. 3. Die Zeugen in diesem Prozeß wurden den Angeklagten nie gegenüber gestellt, ja ihnen nicht einmal genannt. 4. Die Prozeßakten wurden niemals veröffentlicht, vielmehr verschleppt, vertuscht, vergessen; man fand sie nach Hormayr erst 1823 bis 1824 zufällig unter einem Haufen Makulatur, welcher zum Einstampfen bestimmt war. In dieser Beziehung muß selbst Graf Mailath, der kaiserlich gesinnte Historiograph, welcher Hormayr's Anemonen so heftig anfeindet, folgendes Zeugniß geben: „An die Schuld der Grafen Nadasdy, Zriny und Frangipani glaubte Niemand, weil der Thatbestand der Untersuchung nicht veröffentlicht war." Endlich 5. spielt auch hier, wie bei der Ermordung des nicht überwiesenen Wallenstein, die häßliche Gemeinheit der fiskalischen Räuberei eine Hauptrolle. Das unermeßliche Vermögen der Verurtheilten wurde konfiszirt und den rechtmäßigen Erben theils gar nicht, theils in den kümmerlichsten Gnadenbrosamen zurückerstattet; von den Schätzen der Verurtheilten in Gold, Silber, Kleinodien, Kunstwerken, kamen viele Wagen voll nach Wien, wo sie in öffentlichen und Privat-Schatzkammern verschwanden, und wenn Mailath meint, daß unter Anderen auch Nadasdy unschuldig war, so können

wir ihm seine Schuld nennen. Dieser Mann war der Reichste des Kaiserstaates, er hieß der „Crösus von Ungarn", er befand sich also jedenfalls, um mit der Prager Raubkommission zu reden, „in der Sünde des allzu großen Reichthums!!"

Aber was hat mit diesem ganzen unsauberen Handel der Jesuitenorden zu schaffen? Folgendes: Wie für die Seele Wallensteins, welcher hauptsächlich ihr Opfer gewesen, haben die Jesuiten auch für die Seele Nadasdy's — also just des reichsten! — „in allen Klöstern Wiens viele Tausende von Messen lesen lassen", schreiben die gleichzeitigen Frankfurter Relationen. Bedenkt man aber, daß das katholische Messelesen für Geld geschieht, so sind diese „viele tausend Messen" nichts anderes, als die scheinbare Gegenleistung für einen unermeßlichen Geldgewinn. Ferner: Auf den ausgedehnten Gütern der Verurtheilten, welche größtentheils Protestanten waren, wurden die Kirchen niedergerissen, die Prediger vertrieben, oder als angebliche Komplicen zur Infamie und Enthauptung verurtheilt. Nicht weniger als 250 lutherische Geistliche beschuldigte man ohne allen Grund der Theilnahme an der Verschwörung. Man machte ihnen nicht einmal den unregelmäßigen Prozeß ihrer Herren, sondern führte sie hinweg und ließ sie in den Kerkern Böhmens verschwinden. Achtunddreißig von ihnen verkaufte man als Galeerensklaven nach Neapel, den Kopf zu fünfzig Kronen!! Der holländische Admiral Ruyter befreite sie später größtentheils wieder und der holländische Gesandte in Wien, Hamel Brugniex, beschrieb diese Scheußlichkeit in einem Buche, welches der „gutgesinnte" Mailath hoffentlich nicht hinwegleugnet wie Hormayr's Anemonen. — Das haben die Jesuiten mit der „Verschwörung Zriny's" zu thun.

Acht Jahre nach dieser Razzia gegen den ungarischen Hochadel erhob Emerich Tököly, als Rächer derselben, die Fahne der Insurrektion. Ganz Oberungarn fiel ihm zu. Türken und Polen unterstützten ihn. Der Kaiser sah sich

gezwungen mit ihm, wie Macht zu Macht, zu verhandeln. Im Laufe dieser 5jährigen Unterhandlung war Tököly nahe daran, als Herzog von Oberungarn anerkannt zu werden. Die Geneigtheit des ohnmächtigen Kaisers dazu scheiterte blos an dem Widerstande der Jesuiten, welchen hauptsächlich die Herausgabe der protestantischen Kirchen und die Wiedererstattung der konfiszirten Güter unerträglich war. Die Sachen gipfelten sich bis zur höchsten Gefahr. Es war eine Situation, wie in Böhmen vor der Schlacht am weißen Berge. Wieder setzten die Jesuiten für die Interessen ihres Ordens die Existenz der Dynastie auf das Spiel. Anstatt Tököly zu befriedigen, d. h. die Verfassung und die protestantische Kirche Ungarns zu garantiren und darin eine Schutzmauer gegen die Türken zu gewinnen, trieben sie Tököly in die Arme der Türken und die Türken vor die Mauern von Wien. Wo war die Dynastie, wenn die Türken Wien erstürmten? Die Jesuiten ließen es darauf ankommen. Sie überlieferten das Haus Habsburg, welches so viel, welches Alles für sie gethan, welches ihnen zuliebe seine eigenen Länder und Völker ruinirt, sie überlieferten es dem treulosen Würfelspiel des Schlachtengottes, den Kriegszufällen weniger Tage und Stunden.

Zufällig ging die Türkenbelagerung von Wien, bei welcher das Schicksal der Dynastie an Einem Haare gehangen, glücklich aus. Der unaufhaltsame Siegeslauf, in welchem hierauf die Türken, mit deutscher und polnischer Hilfe von Wien bis an ihre Grenzen zurückgeworfen wurden und welcher mit der Eroberung von Ofen endete, entschied über das Schicksal Tököly's und seiner Insurrektion. Tököly flüchtete nach Konstantinopel, die Insurrektion löste sich auf. Auf der Stätte derselben etablirte die Wiener Reaktion die berüchtigte Schlachtbank von Eperies. Das Jesuitenprogramm von 1626: die ungarische Verfassung zu Gunsten des Absolutismus und der katholischen Gegenreform zu konfisziren, d. h. „den Ungarn böhmische Hosen anzuziehen",

wie das cynische Witzwort hieß, diese Politik stand jetzt am Ziel ihrer Wünsche. Die Szenen vom Prager Ring wiederholten sich in Eperies. Ein Blutgericht wurde niedergesetzt und das bekannte Scheusal Caraffa, eine spanische Jesuitenkreatur, unumschränkt bevollmächtigter Präsident desselben.

Dieser Caraffa nannte sich selbst den Attila und die Gottesgeißel von Ungarn und man hörte ihn sagen: „Wenn er in seinem ganzen Leibe einen einzigen Blutstropfen wüßte, welcher den Ungarn milde wäre, so wollte er sich lieber gleich zu Tode aderlassen." Als Helfershelfer wurden ihm mehrere Jesuiten, der schlaue Peritzhof und der grausame Bellio beigegeben. Das waren die Richter, welchen man den Hochadel Ungarns wie einen Haufen Zigeuner preisgab, Richter über den Anhang eines Mannes, welchen der Kaiser noch vor wenigen Jahren als ebenbürtigen Souverän anzuerkennen auf dem Punkte stand. Die Blutbuben durften diese Pairs jetzt mit Rad und Galgen justifiziren, wie die gemeinsten Verbrecher.

Am 5. März 1687 wurde das Blutgericht von Eperies eröffnet. Alle, welche es mit Tököly gehalten, oder sich dessen nur verdächtig gemacht hatten, oder welche sonst unbequem, ja auch nur reich waren, erlaubte die Instruktion mit den schärfsten Prozessen zu verfolgen. Eine Wolke der schändlichsten Angebereien wirbelte auf. Landstreicher durften gegen die edelsten Fürsten aussagen. Daß die Letzteren untereinander sich selbst angaben, wurde mit den grausamsten Folterqualen, aber vergebens zu erzwingen versucht. Außer dem gewöhnlichen Aufziehen mit schweren Gewichten, Verrenken der Glieder, Brennen mit Wachslichtern unter den Achselhöhlen, erfand man eine Art von Feuerregen von Pech und Harz, der die freischwebenden Gemarterten mit glühenden Tropfen überschüttete; man stieß ihnen glühende Nägel und Drähte unter die Hand- und Fußnägel oder an die heimlichen Orte. Caraffa erlustirte sich, während so gemartert ward, im Angesichte der Opfer mit Weibern,

spielte Würfel und erpreßte von den Gemarterten Lösegeld. Einige zwanzig der edelsten Ungarn wurden enthauptet, andere geviertheilt, andere in Betten gelegt, in welchen sie starben und verfaulten. Niemand dünkte sich mehr sicher in Ungarn. Die Gattinnen, die Geschwister und Freunde der Unglücklichen eilten nach Wien, um zu klagen, aber trotz der Gegenbefehle, die sie erwirkten, fuhr Caraffa mit seinen Prozeduren fort. Als ihm die Interzessionen zu oft vorkamen, zeigte er ein Handbillet vor, worin es hieß: „Man könne den Unglücklichen das Thor der kaiserlichen Huld nicht wohl völlig verschließen, er, Caraffa, möge aber auf alle Empfehlungen, Gegenbefehle und Gnadenbriefe gar keine Rücksicht nehmen, sondern rastlos und ohne Schonung auf das große Ziel hinarbeiten."

Das große Ziel war: die Verwandlung des Wahlreiches in ein Erbreich und die Aufhebung des Rechtes zum bewaffneten Widerstand, was denn auch Beides durch die Schlachtbank von Eperies, welche neun Monate dauerte, auf dem hierauf folgenden Reichstag in Preßburg den Ungarn glücklich abgepreßt worden ist.

Damit sei unsere historische Skizze „Die Jesuiten in Oesterreich" beschlossen. Wenn sie dem Laien tendenziös oder aufregend geschienen, so wird der Historiker dagegen wissen, wie äußerst mager, dürftig und knapp wir gewesen, wie unendlich mehr wir hätten sagen können, wie wir dem Stoffe fast Gewalt anthaten, um auf wenigen Blättern und nur im ärmlichsten Auszuge, die Thätigkeit des Jesuitenordens von zwei Jahrhunderten zusammen zu pressen. Ebenso wenig können wir verantwortlich sein, wenn sich als Endresultat dieser historischen Rückschau dem Leser das Facit ergibt: Die Jesuiten haben das Güterleben und die Geistesbildung in Oesterreich von der Höhe des protestantischen Zeitalters herabgestürzt und die Verarmung Oesterreichs an Kapital und Intelligenz verschuldet.

Die Bergwerke von Tirol, Salzburg und Kärnten, der

Handel von Steiermark, die Gewerbe von Böhmen sind mit den vertriebenen Protestanten, unter welchen sie blühten, verschwunden; die weltbewegende Literatur, welche in Deutschland zwischen Luther und Kant sich entwickelt, wird in Oesterreich — durch einen langen Gedankenstrich bezeichnet, durch eine Literatur von Gebetbüchern, Kochbüchern, Traumbücheln und Beichtzetteln! Mit Aufhebung der Jesuiten und dem Josefinischen Zeitalter fing Oesterreich gleichsam wieder von vorne an, und ob es die zwei Jahrhunderte, welche die Jesuiten ihm unterschlagen, entbehren konnte, ob es seit Josef an Kapital und Intelligenz so viel gewonnen, als es in zwei Jahrhunderten verloren, so viel, um mit den protestantischen Völkern Europa's die Konkurrenz auszuhalten; das ist eine Frage, welche unser Sein und Nichtsein in sich schließt, und welche die Schlacht von Königgrätz, scheint's, mit einem festen Nein beantwortet hat.

Wenn daher der „Volksfreund"*) bei Gelegenheit der Debatten über die Aufnahme der Jesuiten in Wien den Satz niederschreiben konnte: Wer den Jesuiten Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs zuschreibt, der müsse wahnsinnig sein; — so klingt uns das ebenso, als ob der Henker der Maria Stuart sagte: Ich hatte auf die Geschicke dieser Königin nie den geringsten Einfluß — ausgenommen, daß ich ihr den Kopf abgeschlagen.

*) Organ des Erzbischofs von Wien.

Inhalt.

		Seite.
	Vorrede	III
1.	Das Lob des Krieges	21
2.	Gute Menschen aber schlechte Musikanten	24
3.	Eine neue Uhr	27
4.	Ein hoher Geburtstag	30
5.	Historische Poststationen	34
6.	Die Geschichte vom Ponny und vom Steckenpferd	39
7.	Die Fehler	47
8.	Das Deutschthum in Südtirol	51
9.	Das Glück ist rund	55
10.	Ein schlafender Oesterreicher	58
11.	Neun Monate	65
12.	Das Festungs-Zehneck, oder Schulmeisterlein Wuz in Oesterreich	71
13.	Oestreichische Pfingsten	77
14.	Probe-Belastung einer östreichischen Brücke	83
15.	Hercules und Alpheus	85
16.	Der eiserne Kopf	88
17.	Die gemeinsame Angelegenheit	93
18.	Ausgleichs-Pantomime	97
19.	Zur Regelung der Phrasen-Prostitution	101
20.	Eine Freikugel	106

Seite.

21. Der Tod 110
22. Zum neuen Jahr 1870. I. Der Großkhan Hartung 113
23. „ „ „ „ II. Ein Wort Goethes . . 119
24. Neutralität im Himmel 124
25. Ein Wiener Rathskeller 128
26. Schaden und kein Spott 133
27. Schicksalsworte 136
28. Redensarten. I. Der Verzweiflungskampf . . 138
29. „ II. Das europäische Gleichgewicht . . 140
30. „ III. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit 144
31. Champagner-Toast 152
32. Ein Tollhäusler mehr 156
33. Eine hundertjährige vollkommne Ohrfeige . . . 163
34. Monsieur mon Frère 174
35. Stimmungs-Ebbe 177
36. Zufälle 184
37. Größen-Schauer 186
38. Das Schwert 192
39. Abstimmungs-Schwindel 197
40. An der Schwelle des Hängemonats . . . 200
41. Der Föderalist im Auslande 203
42. Meine Frau 206
43. Vom 7. bis 27. 210
44. Politischer Allerseelentag 214
45. Asiatisch und Selbstlos 219
46. Der Mongole 227
47. Die Commune Oesterreich 233
48. Hebbel und Bauernfeld 236
49. Vom Oesterreichischen Passionsspiel 242
50. Auf den Knien 249
51. Der Badeplatz der Dummheit 255
52. Was sich der Kahlschlag erzählt 259
53. Die Woche 263
54. Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern! . 267
55. Dieb-sein, währt am längsten 271

Seite.
56. Weises aus Oesterreich 277
57. Gute Gesinnung 280
58. Zeitungs-Confiscationen und § 300 286
59. Vom 30jährigen und vom Börsen-Krieg 291
60. Herbstfrüchte 303
61. Der Narr des 19. Jahrhunderts 312
62. Dogmen-machen und Concils-Faustrecht 320
63. Socia Palmarum 329
64. Ein Capitel von den Hexen 333
65. Ein Capitel vom Teufel 342
66. Hexen, Petroleusen und Wallfahrterinnen . . . 354
67. Kinder und Kindermärchen 357
68. Gedanken über geistliche Arbeitseinstellung . . . 363
69. Der Knabe aus der Fremde 368
70. Rose und Wasser 376
71. Die Kirche und die Sittlichkeit 381
72. Ultramontane Fliegenschwämme 395
73. Freiheit die ich meine 899
74. Kirchenrechtliches Unrecht 404
75. Auch ein Fastenprediger 412
76. Wohlthätigkeits-Vereine, Gelehrten-Congresse und Bürgerwehren 417
77. Frohnleichnam und die Liberalen 422
78. Mündlich und schriftlich 426
79. Sieh, das Gute liegt so nah 431
80. Vogelschau der Pfingsttaube 436
81. Achtung der Acht 442
82. Trostbrief an die Jesuiten 447
83. Fürsten, Völker und Jesuiten 453
84. Eine Staatsruine 461
85. Der Salzburger Alamontade 471
86. Theokratische Menschenopfer 481
87. Die Jesuiten in Oesterreich 497

Druck von G. Reusche in Leipzig.

73/5

Kht. —

1. Ausg. 120 —

47 .81 Sam. Stich
Am Eulenspiegel